EIN ACHTUNDVIERZIGER: ERLEBTES UND GEDACHTES

Philipp Wagner

6,00

Ein Achtundvierziger.

Erlebtes und Gedachtes

von

Philipp Wagner.

„Die Weisheit ist nur in der Wahrheit."
Goethe.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1882.

Vorrede.

Ein Achtundvierziger? — warum dieser Titel? Das Jahr 1848 war ein Schuljahr für Deutschland. Ohne 48 kein 66; ohne dieses kein 70, und ohne 70 nicht was noch daraus folgen wird.

Wir Flüchtlinge in Amerika haben das wohl gefühlt, als im Jahre 1870 die deutsche Nation ihre Schlachten schlug und ihren patriotischen Sieg feierte; denn was uns in 1848, was schon so viele Patrioten lange vor uns beseelte: der Gedanke, daß in der Einheit die wahre Kraft und Größe des Vaterlandes ruhe und daß diese vor Allem erkämpft werden müsse, um die Entwickelung der deutschen Nation zu ihrer wahren Größe möglich zu machen, das mußte nicht allein unsere lebhafteste Theilnahme erwecken, sondern berechtigte uns zu der Annahme, daß wir den Weg bahnen halfen zu dieser großen Epoche. Durften wir uns nicht sagen: unsere Opfer und Leiden waren nicht vergebens? Der Same, den wir ausstreuten, hat herrliche Früchte getragen und die Herzen der Alten wie der Jugend geweckt und vorbereitet zu der Opferfreudigkeit, welche allein einen solchen Kampf möglich machen und mit so beispiellosem Erfolg krönen konnte.

Doch dieser Umstand war nicht die Veranlassung zur Wahl dieses Titels. Die Benennung ist in Amerika entstanden und hat hier ihre Bedeutung und Berechtigung.

Die Achtundvierziger waren nicht hierher gekommen als freiwillige Auswanderer; sie waren aus ihrem Vaterland Vertriebene, mit welchem sie noch eine glühende Liebe, ein patriotischer Stolz verknüpft hielt, und weckten in den Millionen Deutschen, welche hier eine neue Heimath gefunden, das Bewußtsein, daß auch in ihren Herzen die Liebe zum alten Vaterlande noch nicht ganz erloschen, daß sie von einer großen Nation abstammen, welche nicht allein für ihre Nationalität, sondern auch für die höchsten Güter der Menschheit kämpft.

Ihr Erscheinen und ihr Wirken hier bereitete die große Masse der Deutschen vor, mit erneutem Interesse und großen Erwartungen der ferneren Entwickelung Deutschlands ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

So wurden die Achtundvierziger eine Klasse, und dieser Name spricht einen wohl definirten Begriff aus: Wir repräsentiren die Revolution, welche sich, sichtbar und unsichtbar, permanent vorbereitet zur Herstellung eines freien Menschenthums.

Das bedeutet der Titel dieses Buches, oder soll er doch, meiner Absicht entsprechend, bedeuten.

Gedanken und Ueberzeugungen, wie sie in einem solchen Werke ausgesprochen werden, reifen langsam im Leben, an der Gluth der Leidenschaften und Begeisterung, wie sie uns zu Zeiten und unter besonderen Umständen erfassen und bestimmen, unserem Wesen sich als klare Begriffe einprägen. Sie sind das Material, aus welchem der Schriftsteller schöpft, wenn er eine Arbeit vorbereitet für die Presse.

Wohl ihm, wenn seine Verhältnisse ihm gestatten ganz seinem

Berufe zu leben und Das zu sammeln, was der Aufbewahrung und Mittheilung werth ist. — Es ist ein Prozeß, welcher der Entstehung eines Denkmals nicht unähnlich ist, wenn das edle Metall an der Gluth des Feuers schmilzt und reift, bis es bereit ist in die rechte Form gegossen, als ein Herz und Geist ansprechendes Ganze vor den Augen der Welt zu erscheinen und sich einer strengen Kritik zu unterwerfen.

Wer von einem ganz berechtigten Ehrgeiz getrieben, arbeitet, um den Beifall der Masse zu ernten, der steht in banger Erwartung vor seinen Richtern.

Ich bin nicht in dieser Lage.

Ich bin kein Schriftsteller von Beruf und kann auch nicht sagen, daß meine Lebenswege meine starke Hinneigung zu diesem Berufe begünstigt hätten; aber ich kann sagen, daß eine rege, innige Theilnahme an dem Loose der Menschheit und ein reiches inneres Leben mich stets begleiteten und beseelten.

Jetzt, in meinem zweiundsiebenzigsten Lebensjahre, ist es mir ein Bedürfniß geworden, das Material zu dieser Arbeit aus meinen noch lebhaften Erinnerungen zu schöpfen, um mir vor meinem herannahenden Ende mein eigenes Monument zu setzen.

Wenn darin Etwas von Ehrgeiz liegt, so ist es der Wunsch, nicht ganz umsonst gelebt zu haben, gewiß aber nicht der Wunsch, den Beifall der Masse zu gewinnen, denn daß mir der versagt werden wird, darüber hege ich nicht den geringsten Zweifel.

Ursprünglich hatte ich die Absicht, wirklich Erlebtes in einen Roman zu verweben, und so begann ich meine Arbeit; verwarf aber bald diesen Plan, da ich mir sagen mußte, daß die Romanliteratur wie sie heut zu Tage betrieben wird nur zu einer zwecklosen Unterhaltung dient, welche selten fesselt, noch seltener belehrt, da der Leser weiß, daß er es hier nur mit einer künst-

lerischen Combination, nur mit Schemen einer lebhaften Einbildungskraft zu thun hat.

Wie ganz anders muß die reine Wahrheit, in einer getreuen Selbstbiographie niedergelegt, auf den Leser wirken, wenn er weiß, daß ein Wesen von Fleisch und Blut zu ihm spricht und sein äußeres und inneres Leben, ohne Schminke und ohne Scheu, offen vor ihm entfaltet.

Und das habe ich gethan in diesem Buche. Nicht, daß ich meine Erlebnisse für besonders werth hielte, der Welt mitgetheilt zu werden; aber die Weltanschauung welche sich daraus entwickelte und welche, wie ich weiß, von sehr vielen Gleichgesinnten mit mir getheilt wird, ist vielleicht noch nie so unzweideutig, und mit dem vollen Bewußtsein ihrer Berechtigung ausgesprochen worden, wie ich es thue, obgleich ich weiß, welch' vielseitigem Tadel, selbst von guten Menschen, ich mich dadurch aussetze.

Meine Ueberzeugung giebt mir den Muth, dem Tadel zu trotzen, und mein Zweck verbietet mir, um Beifall zu buhlen, denn ich kämpfe für die Befreiung der Menschheit aus dem Joche der Knechtschaft und Lüge, welches sie so blind und elend macht.

Brooklyn, am 31. März 1882.

Philipp Wagner.

I.

Erziehung.

Wenn wir einen neuen Bekannten finden, welcher uns ein etwas mehr als oberflächliches Interesse einflößt, so fühlen wir eine Befriedigung darin, so viel als möglich aus seiner Vergangenheit zu erfahren. Je offener uns diese vor Augen liegt, desto inniger wird das Verhältniß der Freundschaft sich gestalten, desto herzlicher wird unsere Theilnahme, wenn das was wir erfahren, fleckenlos ist; und je mehr wir in Lebenskämpfen und Ansichten übereinstimmen, desto entschiedener werden wir uns gegenseitig anziehen.

Ich trage deßhalb kein Bedenken mit einigen Mittheilungen aus meiner Kindheit zu beginnen und thue dies um so lieber, als es mir Gelegenheit bieten wird, Bemerkungen, welche sich auf spätere Erfahrungen gründen, daran zu knüpfen, und auf diese Weise ein Kapitel zu schreiben, welches, meiner Ansicht nach, das Fundament bildet auf welchem der ethische Werth der ganzen menschlichen Gesellschaft beruht. Ist nicht Alles Erziehung? — selbst der sogenannte Instinkt des Thieres beruht auf einer gewissen Ausbildung der Jungen durch die Alten. — Der junge Vogel lernt seine Schwingen gebrauchen unter der Anleitung der Mutter; das junge Raubthier lernt das Jagen nach Beute in

Gesellschaft seiner Erzeuger, und Niemand wird leugnen, daß man die meisten Thiere, wenn die rechten Einflüsse angewendet werden, gewöhnen, oder gar, je nach den natürlichen Anlagen, bis zu einem gewissen Grade erziehen kann. Wenn dies wahr ist von Thieren, wie viel mehr ist es wahr von Menschen. Die Erziehung beginnt mit der Geburt, ja schon vor derselben, denn die Gewohnheiten und Leidenschaften keimen und wachsen mit der Empfängniß. Man werfe nun einen Blick in das heutige Familienleben, um zu prüfen, was aus den Nachkommen einer bereits verdorbenen Generation werden kann? — Die Lebensaufgabe der meisten Familien ist die Sorge für die materielle Existenz, und diese Sorge wird mit jedem neuen Zuwachs der Familie vermehrt und erschwert. Es giebt zwar auch noch Leute, welche sagen: viele Kinder, viel Segen, aber das findet nur eine praktische Anwendung in den amerikanischen Hinterwäldern, wo man Kinder, sobald sie Handreichungen in der Oekonomie thun können, als einen Zuwachs an „Händen" betrachtet; oder in Familien, wo man sie, sobald sie arbeitsfähig werden, in einer Fabrik oder Werkstätte unterbringt, damit sie einen Tagelohn heimbringen. Bis zu diesem Zeitpunkt sind sie überall — o überall ein Hinderniß, überall im Wege, überall lästig. — Auch die reichen Leute, welche Mittel haben für ihre Kinder zu sorgen, sind hier nicht ausgenommen, denn die Meisten sind Kinderhasser. — Welch' ein entsetzlicher Zustand! Wie tief steht der Mensch, in dessen Busen das heilige Feuer der Liebe für die Menschen erloschen, für den das Feenreich der Kinderwelt entzaubert ist; der sich nicht mehr jener schönen Zeiten voll kindlicher Illusionen mit Freuden erinnert, wo sein Leben wie ein schönes Mährchen hinter ihm, wie ein Zauberreich voll Flitter und anziehender Räthsel vor ihm lag, deren Lösung die lieblichsten Ueberraschungen versprach. Jagt die Kinder nicht zu früh aus ihrem Paradiese, damit sie die Erinnerung daran bewahren und lernen, daß es auch ein Entsagen giebt welches glücklich machen

kann, daß nicht das Fleisch allein seine Rechte begehrt. Man denkt ja oft und mit Nutzen an die sorgenlosen Tage der Kindheit zurück. —

Ist es nicht eine ausgemachte Thatsache, daß Erziehung einen großen Einfluß auf das Leben der Menschen ausübt? — Die Erziehung kann uns zwar keine Anlagen geben, keine Neigungen uns einflößen, welche die Natur nicht ursprünglich in uns legte, aber sie kann zu der glücklichen Entwicklung derselben beitragen. Ihr Einfluß ist füglich dem Einfluß des Künstlers zu vergleichen, welchen er durch seinen Geschmack und tüchtige Studien auf die Darstellung eines Kunstwerks ausübt. — Ein talentvoller Kunstjünger, mit noch rohem Geschmack und nachlässigen Studien, ist nicht im Stande, ein so vollendetes Kunstwerk zu liefern als ein Mann mit weit geringeren Materialien, aber mit ausgebildetem Geschmack und gewissenhaften Studien es zu liefern im Stande ist.

So ist es auch mit einem wohlerzogenen Menschen; er wird überall segensreicher und besser wirken als ein verworrenes Genie.

Es soll hiermit nicht entschieden werden, ob gute Erziehung den Menschen absolut besser mache, jedenfalls macht sie ihn fähiger zum Guten. Ich gehe noch weiter in meiner Behauptung und sage: je mehr Anlagen einem Menschen von der Natur verliehen sind, desto mehr bedarf er der Erziehung. — Man könnte dies für einen Widerspruch halten, aber unstreitig sind talentvolle Menschen ohne Erziehung die unglücklichsten von der Welt. Sie werden gerade durch einen dunklen Drang, durch das Gefühl ihrer Befähigung zu unsteten Menschen. Immer angeregt von Außen und getrieben von Innen, wird Manches begonnen mit Eifer, und mit Ekel oder doch Gleichgültigkeit wieder fahren gelassen. — Zu Allem hat man Zeug, aber zu Nichts ausreichend, zu Nichts auch die ausreichende Ausdauer, weil man keinen Gegenstand ganz beherrscht. Ein Mann, welcher gar nichts gelernt hat als sein Handwerk, treibt es mit Geduld und wenn sich diese auch manchmal auflehnt

gegen den Zwang des ewigen Einerlei, so kehrt sie doch immer wieder zurück mit dem Troste, daß es einmal nicht anders ist und man sich in die Umstände zu schicken hat. Genie aber, oder auch nur Talent, ohne weise Anleitung, zerstören den Frieden, das Glück eines Menschen, und bringen ihn herunter zu den Lumpen. Alles was er thut befriedigt ihn nicht; es ist ihm zuletzt Alles Nichts, selbst das Leben ist ihm gleichgültig, manchmal verhaßt. Tausenden solcher Unglücklichen begegnet man im Leben, welche kampfesmüde, aber ohne Erfolge aufweisen zu können, dem Grabe nun hoffnungslos entgegen wandern, während eine Erziehung zu zweckvoller Verwendung ihrer Kräfte, sie zu nützlichen, lebensfrohen Wesen gemacht hätte. — Man darf behaupten, daß das Wichtigste fürs ganze Menschenleben, seine Erziehung, zum größten Theile dem Zufalle überlassen ist und schlechten Einflüssen. Und das geschieht nicht mit Absicht! Nein, Jeder denkt er erzieht seine Kinder gut.

Es war mir vergönnt, als Knabe eine Musterkarte von Erziehungsmethoden zu sehen und theilweise mit durchzukosten. Meine Eltern wohnten in einem großen Miethhause, welches in einem der besten Stadtviertel stand. Darin wohnten sehr verschiedene Menschen, denn in Deutschland sind die Menschen verschieden nach ihrer bürgerlichen Stellung sowohl, wie nach ihrem Einkommen. Es herrscht daselbst ein wahrer Kastengeist und so ist auch die Erziehung der Kinder eine durchaus verschiedene aber gleich schlechte, weil eine unnatürliche.

Im unteren Stock des Hauses wohnte der jetzige Eigenthümer, ein Spekulant; ich sah ihn nie etwas arbeiten. — Meine Mutter sagte mir einmal er sei ein Jude, welcher von seinem Gelde lebe. Was? sagte mein Vater, freilich lebt er von seinem Gelde, das er sich täglich auf der Börse erschwindelt. Kennst du einen einzigen Juden, der einmal genug hätte? Die schachern Alle bis sie die Augen zumachen.

Das war mir damals einerlei; ich kannte weder Börse noch Schacher, aber ich kannte des Mannes jüngsten Sohn, einen Knaben von meinem Alter, welcher Salomon hieß und von der dritten Frau seines Vaters, einer jungen, schwarzlockigen und schwarzäugigen Dame, herrührte. Mit den beiden ersten Frauen hatte er nicht weniger als zwölf Kinder, zehn Knaben und zwei Mädchen, von denen aber keines im Hause, mit der Familie wohnte. Die Mädchen waren, mit einer guten Mitgift versehen, an den Mann gebracht und die Knaben waren früh selbstständig geworden, durch Handel und Wandel, wie der Alte immer sagte. Seine beiden jüngsten Söhne von der zweiten Frau waren an einem Lotteriegeschäft betheiligt.

In der Beletage desselben Hauses wohnte ein Beamter höheren Ranges, Geheimrath von Sinken. Er hatte zwei Knaben, der Eine ein Jahr älter, der Andere so alt wie ich. Im dritten Stock wohnte ein kleiner Rentier, Herr Fix, ein Mann, welcher sich in Compagnie mit Contraktunternehmern für Eisenbahnarbeiten und dergleichen, ein schönes Vermögen erworben hatte und nun mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, einem Mädchen von zehn und einem Knaben von acht Jahren, von seinen Zinsen lebte. Der Mann hatte wenig Schulbildung und wenig Welterfahrung, denn er hatte nie seine Vaterstadt verlassen, und war durch Entbehrung, harte Arbeit, Geduld und große Ausdauer, und nebenbei auch einige glückliche Chancen, in diese unabhängige Lage gekommen. Durch sein Geschäft, durch den Umgang mit allen Klassen von Menschen, Beamten, Ingenieuren, Architekten und auch mit den rohesten Arbeitern, war er aber, äußerlich wenigstens, abgeschliffen; er war nicht mehr so rauh und eckig wie er früher gewesen sein mochte. Seine Frau war eine an Bildung ihm vollkommen gleichstehende Person, an Charakter aber stand sie weit unter ihm. Sie hatte noch die hängenden Mundecken und einen Ausdruck der Nahrungssorgen und inneren Unzufriedenheit, welche sich vor fünf-

undzwanzig Jahren während des Kampfes mit der Noth und dem Streben nach Besitz, ausgeprägt hatten. — Damals mag es oft recht unangenehme und rohe Auftritte zwischen ihnen gegeben haben. Sie hatte auch jetzt noch diese Hast und Unruhe wie früher, als sie sich, in ihrem Arbeitseifer, nie eine Stunde Rast, nie eine geistige Erholung gönnte, denn für letztere fühlte sie, ja kannte sie gar kein Bedürfniß; fürs erstere fühlte sie es nur, wenn sie ermüdet und schläfrig, des Abends nach dem Nachtessen auf ihrem Stuhle einschlief. — Sechs Kinder, und zwar die ältesten, waren ihnen gestorben.

Ich weiß dies Alles so gut und ausführlich, da ich es oft genug aus dem Munde der Frau wiederholen hörte in ihren gelegentlichen Unterhaltungen mit meiner Mutter, wo, bei dem beschränkten geistigen Gesichtskreise der Frau, immer der eine oder der andere dieser Punkte das Thema bildeten. Ob die Kinder durch Vernachlässigung und Entbehrung hinstarben, kann ich nicht sagen, vermuthe es aber. Die Frau verrieth darüber nie Etwas, hatte überhaupt jetzt eine Art dummen Stolzes, welcher sie ungemüthlich, ja unleidlich machte. Immer hatte sie zu prahlen.

Das Haus war ursprünglich gebaut als die Wohnung eines sehr reichen Mannes; hatte einen großen Hof mit Remisen und feinen Stallungen im Hinterhaus. Diese, nebst einer Wohnung im Hinterhause hatte mein Vater inne, der einen Leihstall hielt. Im obersten Stocke des Hinterhauses und in dessen Mansarde wohnten einige Kutscher mit ihren kleinen Familien, denn mein Vater sah darauf, daß die Leute, welche er ins Haus nahm, nicht zu viele Kinder hatten. Damals verstand ich nicht den Grund, weshalb er dies that, heute verstehe ich ihn sehr wohl. — Man sieht, das große und schöne Haus war eine ganze Colonie, denn es bewegten sich darin die verschiedenartigsten Menschen und Charaktere. — Die große Welt darin stand sich kalt gegenüber, denn was hatte der höhere Beamte mit dem oberen oder unteren Stockwerke

zu thun? oder gar mit dem Hinterhaus? der Herr Geheimrath und Obergerichtspräsident stand schon durch seinen Titel Allen fern. Dieser hohe Mann war überhaupt für Freundschaft fast unnahbar, denn in diesen Höhen verkümmert die Freundschaft; man hat dafür keinen rechten Sinn mehr; und mit wem soll man überhaupt in Freundschaft leben? Mit höher Gestellten? Das leidet die Stellung dieser nicht und überhaupt nicht die Etiquette. — Mit Untergeordneten? da kommen ja immer wieder dieselben Rücksichten in die Quere. — So wenig ein Fürst Freunde hat, so wenig können diejenigen Freunde haben, welche nach Amt und Würde streben, so bald sie nur einmal mit einem Fuße auf der Stufenleiter stehen. Was ist überhaupt Freundschaft? Man gebraucht das Wort so häufig und findet dennoch die Sache so sehr selten. Man kann Wohlwollen für Jemand hegen, kann Schutz und Beistand gewähren; man kann Einem sogar seine Schulter leihen, daß er fest stehe, oder weiter steige, wenn er uns verspricht uns später bei der Hand zu nehmen und ebenfalls hinaufzuziehen. Ist das aber Freundschaft? sie besteht nur auf ganz neutralem Boden; und ist nicht allein uneigennützig, sondern selbstaufopfernd. Der Jude und Hausherr z. B., mit wem im Hause sollte er in Freundschaft leben? — Sein Interesse forderte, sich mit keinem seiner Hausleute auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, denn abgesehen davon, daß Juden überhaupt wenig Sinn für uneigennützige Freundschaft hegen, war der, von dem ich hier rede, ein ganz besonderer Schlaukopf. — „Freundschaft überall, nur nicht im eigenen Hause," war seine Devise. Am besten konnte er's mit dem Rentier im dritten Stock, aber da war die streng katholische Frau im Wege, welche die Juden haßte, wenigstens den Umgang mit ihnen scheute. Mein Vater, ein einfacher, sehr braver Mann, stand mit Jedermann in und außer dem Hause gut, denn er war fried- und dienstfertig und hatte nicht viel von einer eigenen Meinung. Meine Mutter hatte schon etwas mehr von einem wachen,

oppositionellen Geiste. — Sie erzählte mir auch manchmal von meinem Großvater und Urgroßvater mütterlicher Seite, wie sie als Besitzer großer Güter und dabei noch als Pächter eines großen, gräflichen Hofgutes, an der Spitze der Gemeinde standen und gegen Mißbräuche und Unterdrückung in beständigem Kampf lagen mit den Behörden.

Das war von jeher ein gefährlicher Kampf, wenn man nicht ein Heer von zuverlässigen Freunden hinter sich hat. Wer aber dem deutschen Bauern die Eigenschaft der Zuverlässigkeit beizumessen sich erlaubt, beweist nur, daß er dessen Falschheit und Feigheit nicht kennt. Wo ein Rothkragen sich einmischt, da fällt dem deutschen Bauer das Herz in die Hosen. Er hat eine echte Sklavennatur, entweder ist er übertrieben roh und frech oder knechtisch feig. — So luden meine würdigen Voreltern den Zorn und Haß der Behörden auf sich, deren beständigen Uebergriffen sie sich in den Gemeindeversammlungen widersetzten, und gewannen dadurch ein Ansehen und einen Anhang, welcher sie Allen denen gefährlich erscheinen ließ, die andere Zwecke als das Volkswohl im Auge hatten. — Man beschloß, sie zu verderben; man benutzte jede Gelegenheit, sie in Strafe zu bringen; in kostspielige Prozesse zu verwickeln; ihnen grausamen Aerger zu bereiten; sie zu demüthigen; für ein oder anderes Wort, in Aufregung und Aerger gesprochen gegen den Amtmann: ein paar Tage Gefängnißstrafe im Brummstall! Das schob zugleich dem zu frech werdenden anderen Bauernpack einen Riegel vor das Maul, daß sie nicht so leicht versuchten es aufzuthun. — Anstatt daß die Gemeinde zusammenstand, sich um ihre Wortführer scharte und den Entschluß und Muth zeigte, sich gegen allerlei Eingriffe in ihre Rechte zu verwahren, zu schützen, wich Jeder der Veranlassung aus, sich aussprechen zu müssen. — Hatten Alle auch den gleichen Gedanken, so meinte doch Jeder den Andern durch ein kluges Schweigen zu überlisten. — „Laß Andere sich das Maul verbrennen, ich werde mich wohl hüten davor!“ so

dachte fast Jeder bei sich. — Ich will dieses Bild nicht weiter ausführen, denn es entwickelt sich ja heute noch in grellen Farben lebendig vor unseren Augen. Mangel an Gemeinsinn verdirbt die Gemeinde; Mangel an nationalem Gemeinsinn verdirbt die Nation und giebt ihrem Feinde Macht. Jeder will nur seine Ideen ausgeführt sehen oder er thut nicht mit! Dagegen hilft alles predigen nichts. — Es steckt ein gut Theil Feigheit und Niedertracht dahinter und diese sind eine Folge der langjährigen Unterdrückung. Die Angst um den Verlust einer elenden Existenz lähmt jedem Aufschwung zum Bessern die Flügel; man hängt wie mit Pech am Besitz, und rüttelt nicht an den Zuständen so lange sie eben noch zusammenhalten.

Alle diese Gedanken mußten meinem Großvater hundertmal durch den Kopf gegangen sein, ehe er, im Ekel über die Gesinnungslosigkeit des Volkes, im Glase Erholung suchte und dadurch nur seinen Ruin beschleunigte.

Ich erzähle dies, weil es wesentlich zu meiner Geistesrichtung und folglich zu meiner Erziehung beitrug. Meine Mutter hatte etwas von der Redseligkeit und Redegabe des Großvaters geerbt, und sie erzählte mir das Alles, nicht wie ich es hier wiedergebe, sondern in einer Weise, daß es mein kindliches Gemüth recht gewaltig erregte und packte; ich kleide es um, weil ich für Männer schreibe und nicht für Kinder. — Ob ich aber mit diesen einfachen Andeutungen den Eindruck machen werde, den meine Mutter auf mich machte, das wage ich kaum zu hoffen, obgleich ein einzelner Funke schon manchmal helle Flammen entzündete.

Von allen den jungen Hausgenossen war ich im Grunde genommen der Glücklichste, denn meine Neigungen trieben mich nicht viel aus den Grenzen des Zulässigen, und meine Eltern ließen mich so ziemlich gewähren. Mein Vater schickte mich in die beste Schule der Stadt. — Die beste nämlich, wenn der Preis den Werth bestimmt; was bei einer Schule nicht immer der Fall

ist. Doch war es auch die beste in der Stadt. Damit glaubte er seiner Pflicht zu genügen. — Ich machte meine Aufgaben, zeichnete mich nicht gerade aus durch besonderen Eifer, gab aber meinen Lehrern Befriedigung.

Außer den erwähnten Jungen hatte ich auch noch ein Paar aus der Nachbarschaft in den Kreis meiner Bekanntschaften gezogen. — Der Rentbeamte eines mediatisirten Fürsten wohnte uns gegenüber. Hannchen, seine Frau, die er aber in seiner Zärtlichkeit immer Hannäppelchen nannte, hatte eine Schwester, welche an einen Landgeistlichen verheirathet und mit vielen Kindern gesegnet war, während sie selbst, trotz ihres stattlichen und zärtlichen Gatten, kinderlos blieb. — Um der Einförmigkeit einer kinderlosen Ehe und den nachtheiligen Einflüssen derselben einigermaßen zu begegnen, nahm Hannäppelchen einen sechsjährigen Knaben ihrer Schwester zu sich.

Ich kann mich noch lebhaft erinnern, wie der Junge unsern Spott rege machte, als er zum ersten Male auf die Straße kam in einem langen, engen, von Wolle gestrickten Kleide und dicken Schuhen, ein echter Bauernjunge, derb und etwas wild. Er rannte, sprang und kletterte aber besser als wir, so daß wir uns schnell mit seinem langen, gestrickten Rock aussöhnten, den die Tante auch sehr bald durch Hosen und kurze Kittel ersetzte. — Gustav, der Wilde, muß, als der Pfarrerssohn, unter den Bauernjungen seines Orts der Haupthahn gewesen sein, denn ich erinnere mich, daß er sich Etwas herausnahm und uns Stadtkindern einen Höllenrespekt über seine Waghalsigkeit und Stärke einflößte. — Ich schloß mich ihm näher an als alle Andern, denn bald hatten alle meine andern Bekannten ein strenges Verbot von Vater und Mutter, mit diesem rohen, verwilderten Knaben umzugehen, während ich, in meiner Freiheit, ihn mir zum Spielgenossen wählte. Er war auch in der That weder roh noch verwildert, wie die Nasenrümpfer der vornehmen Welt um uns her behaupteten.

Auch die Tante, die bisher ein so ruhiges Haus geführt hatte, mochte denken, daß dem jungen Füllen, das vom flachen Lande kam, in der Stadt ein Zaum angelegt werden müsse und um das besser zu erreichen, suchte sie mich, ohne daß ich's ahnte, in das Complott gegen die Freiheit meines Freundes zu ziehen. — Sie that mit mir kleinem Manne, wie man es mit Großen auch thut, wenn man sie für gewisse Zwecke gewinnen will. Man läßt von diesem Zwecke gar nichts merken, schmeichelt sich in die Gunst der Personen ein, durch Mittel wie die Umstände gerade räthlich erscheinen lassen. — Mir kam sie bei mit soliden Butterbroden, Nüssen, Birnen, Aepfeln u. s. w., sie kannte die Schwächen meines Alters. Bald war ich täglicher und beständiger Besucher dieses Hauses und der unzertrennliche Gefährte Gustavs, den die Tante „Duttel" nannte, ein Name, welcher wahrscheinlich noch aus der schönen Zeit herrührte, wo Tante Hannäppelchen, auf Besuch bei der Schwester, den kleinen Liebling sprechen lehrte und er in dieser Wissenschaft schon so weit vorgeschritten war, daß er den Namen „Gustel" mit „Duttel" wiedergeben konnte. — Der Winter war ihrem Plane günstig; er war weniger streng als unfreundlich; kalter Regen und Schnee hielten uns meistens im Zimmer. Ich, zwei Jahre älter, war da als ein wahrer Wohlthäter des Hauses betrachtet und Groß und Klein sehnte sich nach der Stunde, wo ich aus der Schule kam und der Langeweile ein Ende machte, indem ich es verstand Duttel zu beschäftigen. Wir spielten, bauten Kartenhäuser, zeichneten, colorirten Bilderbogen, schnitten die Figuren aus und klebten sie auf; sahen Bilderbücher. Eine alte römische Geschichte mit Illustrationen, die in den Text gedruckt waren, durchblätterten wir oft und immer wieder. — Die Geschichte der Cleopatra hatte einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß mir heute noch ihr Bild vor Augen schwebt, wo sie die giftige Schlange an ihr Herz drückt, welche ihr den Tod gab. Mit einiger Anleitung hätten diese Spielstunden von höchst wohl=

thätiger Wirkung auf uns sein können, aber wir blieben ganz und gar unserer Laune überlassen, warfen uns von Einem auf's Andere, und lernten so recht nichts als unsere Zeit auf nutzlose Weise todt zu schlagen. So ging der Winter herum; die Tante hatte ihren Zweck erreicht, Duttel stark zu zähmen und mehr für das Leben in der Stadt abzurichten. Endlich kam der Frühling!

Wer kann der herrlichen, wunderbaren Wirkung des Frühlings entgehen? Ist es nicht als ob die Sonne, sobald sie in einen gewissen Winkel zur Erde zu stehen kommt, eine neue schöpferische Kraft entfalte und alle schlafenden Keime im Schooße der Erde, wie in dem Herzen des Menschen wecke? — Wie Alles keimt und sproßt und grünt, so keimen und sprossen auch Hoffnungen und Wünsche in der Menschenbrust. Wer keine bestimmten Ziele dafür kennt, den erfüllt doch eine süße Ahnung unverhoffter Freuden. Die Kinderwelt freilich antizipirt solche Freuden weniger. Sie ahnt die Frucht nicht so im Keime, aber sie pflückt sie frisch und fröhlich vom Baume wo sie ihr in schöner Reife winkt. — So war's mit uns. Wie ging das Herz uns auf! wie dehnte sich die Brust als warm und goldig uns die Frühlingssonne wieder einmal beschien! Der April steht zwar in dem bösen Rufe höchst launenhaft zu sein, aber heute! heute war ein Apriltag voller Wonne. Es war keines Bleibens in der Stube; wir eilten hinaus und in der That wir fanden Alle, Alle draußen. Der erste, zweite und dritte Stock war ausgeflogen und bereit sich zu tummeln, sich zu freuen, ganz uneingedenk der Verbote der Väter und Mütter, nur dem Gebote der Natur Gehör schenkend, sich zu freuen wo Freude winkt.

Man sprach damals gerade viel von Krieg und Truppenbewegungen, was Wunder daß Duttels Vorschlag, eine Kriegsscene auszuführen, mit Jubel begrüßt wurde. — Nur Salomon zog sich zurück und spielte mit Rosa. — General Duttel traf sogleich Anstalten sein Corps zu ordnen, denn er war es von

seinen Bauernjungen her noch gewohnt, immer der Anführer zu sein, und hatte auch die Energie und Uebung, uns Stubenhocker in solchen Exercitien im Freien weit zu überflügeln; wir unterwarfen uns ohne viele Widerrede seinem Commando. Er hatte die Herbstrevuen der Armee gesehen, die bei seinem Geburtsort immer abgehalten wurden; er hatte der Einübung der Truppen und Rekruten tagtäglich den ganzen Sommer über beigewohnt, kurz, er imponirte uns und flößte uns, durch den Eifer welchen er entwickelte, alsbald einen militärischen Geist ein. Der kleine Schlaukopf hatte auch schon seine Pläne. Die Idee des Soldatenspiels war ihm nämlich in den Sinn gekommen als er, da er über die Straße in unseren Hof kam, eine Rotte kleiner Nachbarn, Kaffeedüten auf dem Kopfe und allerlei Stöcke als Schießprügel im Arme, in Reih und Glied dahin wackeln sah. Während wir uns nun organisirten und bewaffneten kam ihm der kühne Gedanke, jene als die gegen ihn operirende feindliche Armee zu betrachten. — Das ist nun so natürlich wie Etwas sein kann. Was ist denn ein schlagfertiges Heer ohne Feind? Gewiß nur ein würdiges Spielzeug für einen General, welcher weder Energie noch Thatendrang kennt. Ein wirklich muthiger Soldat liebt es nicht, mit solchen Dingen ewig zwecklos und nur zum Zeitvertreib zu spielen und bricht gerne die Gelegenheit vom Zaune, Großthaten zu verrichten, um seine Heldenstirne mit dem unvergänglichen Lorbeer des Ruhmes zu bekränzen. So Etwas stak in meinem Duttel. — Ja, eine große Seele in dem kleinen Duttel! Als der Eine und Andere mit einem Besenstiele sich einfand, welcher rasch aus der Küche geraubt worden war, rief er ihnen entgegen: marsch, fort damit! wir sind nur leichte Cavallerie, holt die spanischen Rohre mit denen eure Kleider ausgeklopft werden, das sind unsere Säbel. — Sie waren bald alle richtig equippirt und jeder kam, den Säbel gezogen, im kurzen Galopp heran und fand trotz einigen Widerstrebens des muthigen Rappen welchen er ritt, seinen Platz in Reih und Glied. Der Obrist ritt

vor die Fronte und kündigte seine General-Ordre No. 1 mündlich an. Er sagte: ich führe Euch vor den Feind; wer mir nicht folgt oder wer feige ausreißt, der muß Spießruthen laufen und wird von der Compagnie ausgestoßen. Hierauf ließ er sie einige Evolutionen im Schritt und Trab im Hofe machen um sie an Ordnung zu gewöhnen und dann gings im Schritt zum Hofe hinaus. Wahrscheinlich hatte der kleine Feldherr den Gedanken, unsere Kräfte zu schonen, bis wir des Feindes ansichtig würden, um dann mit aller Energie ihm in die Flanke zu fallen, seine Reihen zu durchbrechen, ihn in die Flucht zu schlagen.

In der Nähe unseres Hauses stand ein altes Schloß, das nicht mehr bewohnt war. Ein tiefer und sehr breiter Graben, früher wohl mit Wasser gefüllt, lag jetzt wie ein verwilderter Garten oder ein ausgetrocknetes Flußbett da, voll Gras und Unkraut. Durch die Mitte desselben lief jetzt eine ziemlich breite Rinne, wo das Wasser während der Regenzeit sich sammelte, aber nicht abfloß, sondern einen tiefen Schlamm bildete. — Letzten Winter hatten wir manchmal in dem großen Schloßgraben gespielt, uns mit Schneeballen geworfen, waren an dem mittleren Graben hinüber und herüber gesprungen, ja sehr oft waren wir über die schwankende Kruste, welche sich gebildet hatte, hinüber und herüber gegangen. Oft war er auch ganz fest gefroren. Unser Führer lenkte unsere Schritte in den Schloßgraben, vielleicht ganz instinctiv von der Idee beseelt, daß dieser Platz ursprünglich für Kriegszwecke geschaffen war, und dann mochte er wohl dorten den Feind vermuthen. In der Nähe angekommen, hörten wir das lärmende Commando der feindlichen Infanterie. — Wir machten Halt; der General gab uns den gemessenen Befehl sobald wir um die Ecke seien, ihm nach, schön in Reih und Glied im Galopp uns auf den Feind zu stürzen und ihn gefangen zu nehmen. Das versprach eine herrliche Affaire zu werden und voll Kühnheit und Siegesgewißheit gings darauf los. — Die feindliche Macht stand über

dem Graben und blickte überrascht, und die ihr drohende Gefahr kaum ahnend, nach uns, als wir siegesjubelnd unserem Anführer folgten. Mit einem leichten Sprung setzte er über den Graben, wir ohne Bedenken ihm nach, und — in den jetzt aufgethauten tiefen Schlamm bis über die Knie. Einige von uns, in der Bestürzung und Eile sich herauszuarbeiten, fielen nur noch tiefer und krochen mit Händen und Füßen heraus, während die feindliche Infanterie uns mit Gelächter und Spott bombardirte. Gustav war nicht zufrieden, daß unser Siegeslauf hier enden sollte, er warf sich auf den Offizier, wir Anderen wollten unsere Beschämung rächen, warfen uns auf die kleine Armee und hatten die Genugthuung, sie in einer kurzen Balgerei Alle zu Boden zu werfen. Damit war aber die Affaire noch nicht zu Ende, denn als wir uns nothgedrungen zurückzogen, um uns vom Kothe zu reinigen, verfolgten uns die Gegner und beunruhigten unseren Rückzug durch Steinwürfe. Der Jüngste des Geheimraths war bedeckt mit Koth und unglücklicher Weise erhielt der Aeltere nun einen Steinwurf an den Kopf, so daß auch Blut floß! freilich nur spärlich, aber doch Blut, und das gab das Signal zu einem allgemeinen Aufstand im Hause. — Ich war der Erste, welcher dafür leiden sollte, denn als wir in den Hof kamen, war gerade mein Vater da beschäftigt mit einem der Stallknechte, der an den Geschirren putzte. — Ich schlich stille hinter ihm weg nach der Hausthüre, und hatte sie fast erreicht, als sein Blick auf mich fiel und er den Schlamm an den Beinen sah. — Einen Riemen hatte er gerade in der Hand und so nahm er mich am Kragen und gab mir eine Tracht Prügel. Die Anderen sahen wohl ihr eigenes Schicksal in dem Meinigen voraus und hatten sich stille davongeschlichen.

Aber es sollte noch Schlimmeres kommen. — Ich hatte meine Prügel und das war auch das Signal, mich zum Sündenbock zu machen für die ganze Geschichte. Ich hatte den Bösewicht Gustav ins Haus gebracht; ich hatte die Bande verleitet auszurücken,

kurz, hatte das ganze Unheil angezettelt, und die hohe und niedere Gesellschaft entleerte ihren Groll gegen mich in aller erdenklichen Weise. — Mein Vater war ohnedies schon aufgebracht durch einen kleinen Zank mit Frau Fix, den ich hier erwähnen muß. Wohl schon manchmal, aber doch selten, hatten wir Kinder uns fröhlich auf dem Heuboden über den Stallungen herumgetummelt, obgleich mein Vater es streng verboten hatte. Nur bei anhaltend schlechtem Wetter drückte er ein Auge zu und ließ es geschehen ohne auch nur zu thun als bemerke er es. Heute nun, nachdem wir in den Krieg ausgerückt waren, blieben Salomon und Rosa, wie schon erwähnt, zurück. Rosa war ein munteres Mädchen, das in Ermangelung anderer Gesellschaft, trotz einem wilden Knaben mit uns spielte. Sie lief, sprang und kletterte und schrie mit uns um die Wette, und ihre Mutter, die es in ihrer Jugend wohl ebenso gemacht haben mochte, sah keine Ursache sie zu etwas Anderem, mehr mädchenhaftem anzuleiten; sie dachte sicher gar nicht daran, daß das nöthig sei. — Dabei war Rosa für ihr Alter voll und kräftig. — Leute wie ihre Eltern, wenn sie es einmal können, leben gut und legen ihren Kindern weder aus Erziehungs- noch aus Gesundheitsrücksichten, irgend eine Entbehrung auf. „Meine Kinder sollen's besser haben, als ich es hatte in meiner Jugend," sagte ihre Mutter. „Und warum sollte ich sie denn darben lassen? etwa damit sie es machen wie die kleinen Geheimrathskinder, die Anderen ihr Butterbrod abbetteln? Den vornehmen Leuten wird so etwas nicht übel ausgelegt, denn an ihnen ist man's gewöhnt, daß sie ihren Kindern nicht satt zu essen geben, aber Unsereinem paßt das nicht, nur keine Hungerleiderei! —"

Das erklärte allerdings das wohlgenährte, vollblütige Aussehen Rosa's. Salomon war in anderer Weise verwöhnt. Wonach sein lüsterner Sinn ihm stand, das wußte er durch Schlauheit, Trotz, oder durch zähe, anhaltende Quälerei zu erlangen. Die ersten Kirschen, die ersten Birnen, die besten Leckerbissen in den

Schaufenstern der Conditoreien reizten seinen Gaumen wenn er mit seiner Mutter ausging, und er quälte sie so lange, bis er hatte was er begehrte. Wenn die Mutter, um Ruhe zu haben, ihm seinen Willen gethan und des Abends mit einer Art Prahlerei, „was der Junge ihr koste" dem Vater klagte, zuckte der die Achseln und sagte, indem er mit der gespreizten Hand eine wegwerfende Bewegung machte: „Nu, was kost' das? ein paar Groschen? Was liegt daran, laß ihn haben sein Vergnügen." — Und er hatte sein Vergnügen und war so prahlerisch wie der Alte, so naschhaft wie eine Katze und so feige, daß er nie einen von uns herausforderte sich mit ihm zu balgen, dagegen aber war er schlau und kriechend bis er seinen Zweck oder Willen erreicht hatte.

Wie diese beiden Kinder auf den Heuboden kamen weiß ich nicht, ob Salomon, ob Rosa die Idee anregte, ob sie Verstecken spielten — ich weiß es nicht. Mein Vater hörte und entdeckte sie und fand sich veranlaßt sie nicht allein herunter zu jagen, sondern ihnen auch ein Paar mit der Reitpeitsche aufzuzählen, eine Strenge, die man von ihm nicht gewohnt war, und die mich heute auf Vermuthungen bringt, welche ich hier nicht weiter ausführen mag. — Rosa ging heulend zu ihrer Mutter und log ihr wohl etwas vor, um einer Anklage meines Vaters zuvorzukommen. Entrüstet kam die Frau herüber zu meiner Mutter und schimpfte wie ein Rohrspatz. Meine Mutter, welche von der ganzen Sache nichts wußte, rief meinen Vater. Dieser ließ sich zwar gar nicht in Schimpfereien ein, sondern bemerkte der Frau: Wenn Sie Verstand hätten, würden Sie mir danken und Ihr Töchterchen gehörig warnen; da Sie aber zu dumm dazu sind, werden Sie das Verderben des armen Mädchens nur beschleunigen. Mich lassen Sie aber nun in Ruhe, hier ist die Thür! und schob sie zur Thüre hinaus. Der Zorn der Frau brannte in lichter Lohe, wie ein Bündel Reisig. — Das Alles ihr zu bieten! — Man erwartet nicht von mir, daß ich ihr Geschimpfe wiederhole, denn ich war ja nicht zugegen und hörte nur später davon reden. —

Unglücklicherweise kam nun noch unser Kriegsabenteuer dazu und goß Oel ins Feuer. Die Frau schnaubte ordentlich vor Wuth als Antonchen ihr sagte, er habe mit mir gespielt und sei in den Schloßgraben gefallen. — Gustav nannten sie Alle nicht, denn da ihnen verboten war mit ihm zu spielen, befürchteten sie eine verschärfte Strafe für ihren Ungehorsam. — Ohne zu fragen und zu untersuchen was eigentlich vorgefallen und ob überhaupt Etwas dabei strafbar sei, nahm sie ihrem Jungen das spanische Röhrchen ab, das ihm als Waffe gedient hatte in seinem heldenmüthigen Kampfe und hieb auf ihn ein, als wäre er ein Wollsack.

Meine Prügel von meinem Vater hatten mich aufgeregt, denn ich fühlte die Ungerechtigkeit, wenn ich auch nicht die Gründe hätte angeben können. Ich war mir bewußt, nichts Böses beabsichtigt zu haben und meine Unvorsichtigkeit war hinlänglich bestraft durch ihre unangenehmen Folgen. — Diese Prügel, o ich habe seitdem unzählige Male daran zurückgedacht, sie haben mich meinem Vater entfremdet, denn an die Stelle einer ganz hingebenden Liebe trat eine Art Furcht vor Mißhandlung. — Hätte ich mit Absicht ein Unrecht verübt, einen Befehl mißachtet, eine Lüge oder Falschheit begangen, dann hätte ich bei der härtesten und beschämendsten Strafe das Bewußtsein gehabt, sie verdient zu haben; ich hätte sie ohne Murren getragen. Gegen diese Strafe murrte ich — aber offenbar empörte und sträubte sich mein kindliches Gefühl gegen die Strafe, welche diese Megäre in ihrem häßlichen Zorne ihrem Kinde gab. Damals war's Entsetzen, heute ist's Verachtung was mich erfüllt wenn ich daran denke.

Die beiden Geheimraths-Kinder hatten Stubenarrest bekommen. Das war aber noch nicht Alles! — Die dumme Leidenschaft der Menschen, oft an den unbedeutendsten Dingen entzündet, sollte noch über diese unschuldige Geschichte eine Orgie feiern.

Als der Rentier, Herr Fix, heimkam, fand er seine treue Ehehälfte in Feuer und Flammen, die geliebten Kinder in Thränen;

das war genug für ihn um seinen gewohnten Gleichmuth in die größten Schwankungen zu versetzen. Mit Mühe erfuhr er aus den zweideutigen Aeußerungen seiner Frau, daß mein Vater seine Tochter, noch ein Kind, der Unzucht zeihe, und daß ich seinen Buben in den Schloßgraben gestoßen. Kurz, er erfuhr eine Reihe von ganz entstellten Wahrheiten, oder besser gesagt, Lügen, so daß er in höchster Aufregung zu meinem Vater eilte.

Ein Mann, so unabhängig wie er, doch immer wegen Mangel an Bildung sich zurückgesetzt fühlend, oder, von einem richtigen Gefühle geleitet, sich selbst in bescheidene Grenzen zurückziehend, wird unbändig wenn er einmal die Schranke überschreitet. Er wird so grob wie eine Hökerin, seine Mittel erlauben ihm das. — Er kam wie ein angeschossener Eber in die Remisen, wo mein Vater gerade beschäftigt war, und fing eine Tirade an, deren widerwärtigen Eindruck auf mich ich nie vergessen konnte, denn ich stand dabei. — Er machte zuerst eine Anstrengung ruhig zu sprechen, wie Männer thun sollten, namentlich in einem Falle wie dieser, wo er sich erst hätte befragen müssen, was und wie die Sache vorgefallen? — Aber schon beim Beginn zitterte seine Stimme vor innerer Aufregung; sein Gesicht schien ordentlich vom Blutandrang zu schwellen; gewiß war er eben erst aus dem Wirthshaus gekommen, wo er täglich seine Nachmittage zubrachte; gewiß hatte er über Durst getrunken! — „Sie wollen meinem Kinde einen schlechten Namen machen?“ frug er voll Grimm und sogleich aus der Rolle fallend, fuhr er fort: „Sie Lump! heraus mit der Farbe, was ist's mit dem Judenjungen? Sie müssen mir Rede stehen vor Gericht, Sie infamer Lügner, und Ihren nichtsnutzigen Jungen haue ich krumm und lahm, wenn er meinen Buben noch einmal anrührt. Der Höllenschwerenöther hat meinen Anton in den Schlammgraben gestoßen und in Lebensgefahr gebracht; ich will ihn aber dafür bezahlen.“ — So sollte es noch eine Weile fortgehen, als mein Vater wieder die Reitpeitsche zur

Hand nahm, sich vor den Mann gerade hinpflanzte und ziemlich ruhig zu ihm sagte: „Sie sind ja in großer Aufregung, Herr Fix, wahren Sie Ihre Zunge, sonst könnte sie Ihnen theuer zu stehen kommen. Mit einem Mann in Ihrem Zustande kann man nicht reden, machen Sie, daß Sie hier wegkommen, sonst messe ich Ihnen meine Reitpeitsche an und lasse Sie durch meine Stallknechte hinaus werfen." —

„Sie? Sie?" schrie in höchster Wuth der Angeredete, seiner gewaltigen Stärke sich wieder erinnernd, denn er war ein Mann voll Mark und Nerv und, da ihn gerade jetzt Gedanken und Sprache im Stiche ließen, führte er einen kräftigen Faustschlag nach dem Gesichte meines Vaters und zwar so unerwartet, daß dieser nicht ausweichen konnte und ein blaues Auge davon trug, dagegen aber wüthend und mit dem besten Erfolge seine Reitpeitsche in Anwendung brachte. Unterdessen waren einige Leute aus dem Stalle herbeigekommen und warteten nur eines Winkes um über den Grobian Fix herzufallen. Doch diese beschämende Scene sollte uns erspart werden, denn Herr Fix fand es für gut sich zurückzuziehen.

Man denke sich den Eindruck, den Alles dieses auf mich machen mußte. — Zuerst meine Prügel, welche in jeder Beziehung meine Gefühle verletzten. Sie thaten mir weh, im Herzen mehr noch als an jener Stelle wo mein Vater die Hosen etwas straff angezogen hatte. Dieß machte mich trotzig; aber die Scenen, welche so rasch darauf folgten, flößten mir eine Art Angstgefühl ein, wie es Erwachsene empfinden, wenn große, unheilschwangere Ereignisse sich vorbereiten, zu deren Entwickelung und Gestaltung sie nichts thun können; oder wie man auf hoher See empfinden mag, wenn ein Orkan raset, den man ruhig austoben lassen muß. — Man merkt zwar nachher, daß die Welt darum noch nicht zu Grunde geht, aber das ist für uns kein Trost, wenn wir untergehen? das ist Weltuntergang genug für uns und wie oft sind wir dem

Untergange nah! Ich merkte auch später, daß solche Dinge tagtäglich und in fast jeder Familie sich ereignen, sich wieder beilegen, in anderer Form wiederholen und nach und nach eine Gleichgültigkeit oder gar einen Haß für die Menschheit erzeugen, welcher sie, als einen moralischen Begriff förmlich tödtet, denn ein Leben ohne Liebe ist Tod; eine Nation ohne ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit ist keine Nation; eine Menschheit ohne Bewußtsein der Solidarität ist eine Beute schlechter Leidenschaften, wilden Thieren nicht unähnlich, welche sich die Wüste streitig machen; eine ungerechte Strafe ist Sünde gegen die Menschheit.

Man mag mir einwenden, daß diese Privatsachen mit der Nation oder Menschheit gar nicht zusammenhängen und daß, so lange es Menschen giebt, Zänkereien und Prügeleien vorkommen werden. Das ist wahr. Aber wenn es aus solchen Ursachen wie hier und in so stierköpfiger Weise wie hier geschieht; wenn die Strafen in so roher, ungerechter und liebloser Weise wie hier gegeben werden; wenn in das Herz der Alten Wuth, in das der Jungen Haß einzieht; wenn der Streit mit Lügen eröffnet und mit Schlägen beendet wird, das heißt nichts Anderes, als die Jugend zur Sclaverei erziehen und das geschieht heute noch allüberall. Wir gehen recht darauf aus, in den jungen Herzen die Liebe zur Menschheit zu ertödten und jede tyrannische Handlung gegen sie möglich zu machen. Aus solcher Erziehung erwächst eine Heerde kopf- und herzloser Thoren, welche sich in jeder Form als Werkzeuge des Despotismus gebrauchen lassen. Auf diesem Felde des rohesten Partikularismus wuchert ohne alle geistige Cultur, und selbst mit aller Cultur, das gemeinste Unkraut üppig empor. Sehen wir nicht wie man einem unruhigen Volke, wie das französische, in Form eines leeren Wortes, eines Wortes ohne gesunden Begriff wie "Gloire Nationale" einen Ring durch die Nase zieht und es nach Trommel und Pfeife tanzen läßt? — Und andere Nationen, sind sie nicht mit ihrer lieblosen Erziehung und ihren eigenthümlichen Schwächen in derselben Lage? —

Doch darauf will ich hier nicht tiefer eingehen und nur folgenden Schluß daraus ziehen: die eben so lieblose wie egoistische Erziehung der einzelnen Menschen, oder auch ihre gänzliche Vernachlässigung; der daraus entspringende Mangel an Liebe zur Menschheit, ist der Menschheit größte Schuld, an welcher sie schwer wie eine Sündenbürde trägt, das ist unser Verfall! —

Ich muß dieses unerschöpfliche Kapitel verlassen und zu mir selbst zurückkehren. Von dieser Stunde an hielt sich der Geheimrath in vornehmer Reserve. Im Augenblick wo die Leidenschaften in einer vulkanartigen Eruption waren, that er gewiß sehr wohl, zu schweigen. Er schwieg aber auf immer und das war dumm. Er bestellte keine Wagen mehr; seine Söhne mußten ganz strengen und gemessenen Befehl erhalten haben, in keiner Weise mehr mit uns zu verkehren; kurz, wir waren seitdem fremde Wesen und sahen uns mit einem Gemisch von Spott, Haß, Stolz und Mißtrauen an. Wir sind ihnen wahrscheinlich als gemeine, niedrige Wesen dargestellt worden, mit denen man jede Berührung vermeiden müsse.

Gustav, der Schuldigste an dem ganzen, an sich so unschuldigen Unglück, kam am besten weg in der ganzen Sache. Und weßhalb sollte ihm auch Etwas widerfahren? Er war an den unglücklichen Folgen, welche die Thorheit der Menschen heraufbeschworen, nicht schuld und war dem, was er uns zumuthete, selbst sehr wohl gewachsen. Warum denn fielen wir kleinen Stubenhocker in den Graben? Man wäre fast versucht, die Schuld auf die Eltern zu werfen, welche uns, durch zu ängstliches Hüten, gerade der Gefahr mehr aussetzten als sie uns davor bewahrten. Und was war denn im Ganzen strafbares an dem Vorfall? Man sieht nur darin die unglücklichen Ideen zu Tage treten, welche die meisten Menschen über sich und Andere herumschleppen. Man sieht nur, daß das was den Eltern unangenehm ist, an den Kindern strafbar erscheint; wie unnatürlich! Es war allerdings unästhetisch, daß die Söhne

eines Geheimraths in einen Schlammgraben fielen, und auch noch dazu in Gesellschaft von so gewöhnlichen Menschenkindern wie wir, und er benützte diese Gelegenheit, ihnen einen Umgang auf's Strengste zu untersagen, der ihm längst unangenehm war. — Wir hatten in der That fast Alle mehr Mutterwitz, mehr Kraft, mehr Kühnheit und Ausdauer, mehr Gewandheit, als diese verzärtelten, aufgeputzten, für die feine Gesellschaft abgerichteten sogenannten vornehmen Buben und im Umgange waren sie weniger offen und weniger unverdrossen als wir. Was war es nun, das sie zu gut machte für uns? Ich kann heute nichts herausfinden als „den Stand des Vaters." — Und heute weiß ich auch, daß selbst dieser Stand kein beneidenswerther war. — Ich hörte damals meinen Vater sagen, daß ihm unser Bubenstreich einen guten Dienst geleistet. „Ich brauche doch," sagte er, „nun nicht mehr der Frau Geheimräthin und ihrem Gemahl eine Carosse zu halten und gar höflich, fast ängstlich um Abschlagszahlungen zu betteln, während die Schuld immer größer wird. Und verklagen kann man solche Standespersonen auch nicht ohne übergroße Kosten. Man kann ihnen ja doch nichts nehmen und zieht immer den Kürzeren. Solche vornehme Leute sind oft sehr gemein und suchen Nutzen aus Allem zu ziehen. — Der stolze Lump hat nun seine Rechnung so anwachsen lassen, daß er nicht mehr anders kann als bezahlen, oder nicht mehr den Wagen bestellen, und dazu bietet ihm der Vorfall eine willkommene Gelegenheit. Es ist schon gut! mir ist's lieber so; solche Kunden kann ich entbehren." —

Das gab mir eine Einsicht in diese Familienangelegenheiten, die mir keineswegs beneidenswerth schienen, die mich aber beruhigte über die Entfernung der kleinen Spielkameraden, welche mir bald ganz und gar gleichgültig wurden, wie ich ihnen. —

Da war nun schon ein Standesunterschied zwischen Kindern hergestellt, die an sich selbst gar keinen Unterschied kannten, aber wenn sich der eine oder andere der Knaben je einmal vergaß und

mit uns spielen wollte, wurde er abgerufen und wenn ihn gar der gestrenge Herr Geheimrath selber ertappte, mag er einer Tracht Prügel nicht entgangen sein, denn ich hatte schon herausgebracht, daß auch sie dem Stock nicht entgingen, nur geschah das bei Geheimraths mehr im Geheimen. Für sie war Zwang, Unnatur und Verstellung die Quintessenz aller Erziehung, was oft viel nachtheiligere Folgen hat als gar keine Erziehung; eine Gehenlassen ohne alle directe Einwirkung auf Herz und Gemüth.

Dieser Auftritt brachte eine förmliche Revolution im Hause hervor, nicht allein in den physischen, sondern auch in den geistigen Beziehungen. Die electromagnetischen Pole waren gänzlich verändert oder neutralisirt. Neue Allianzen entstanden, der Krieg hatte ein Ende. — Der Geheimrath that seine Kinder in ein Institut, so daß wir uns gar nicht mehr kannten, als sie einmal zur Ferienzeit heimkamen, in einer Art Uniform, auf welche sie sich nicht wenig einbildeten. —

Salomon wurde bald groß genug, um als Laufjunge und Lehrling zu einem Börsensensal oder Wechselmakler zu kommen. Er hatte auch selbst immer etwas zu verschachern und hatte immer die Taschen voll Geld, weßhalb er mir gar bald verhaßt wurde. — Ich konnte seine Prahlerei nicht ausstehen. Er war in Thun und Denken faul, physisch und moralisch faul. Irgend ein Unternehmen oder Spiel, welches Kraftanstrengung forderte, und einigermaßen ermüdete, war diesem Schlaukopf eine lächerliche Geschichte; wo's aber etwas zum Naschen oder einen hinterlistigen Streich auszuführen gab, da war Salomon Meister. — Ich weiß nicht warum mir der Junge immer vorkam wie ein Ziegenbock in der Baumschule. — Mit Rosa Fix stand er sehr gut, denn wenn er auch, trotz seines Geldes, das er immer in der Tasche hatte, schmutzig war in Bezug auf Anwendung desselben, so hatte er doch für Rosa immer Leckereien bei der Hand. —

Einige der Knaben, welche den Kutschern meines Vaters ange-

hörten, sowie einige Jungen aus der Nachbarschaft waren gelegentlich unsere Spielgenossen, doch kann dies nicht als Regel gelten, denn die Jungen selbst waren gegen uns etwas zurückhaltend, während auch der gemessene Befehl Tante Hannchens für Gustav, meinen Busenfreund und also auch für mich, lautete: nicht mit den Gassenjungen zu spielen. — Als Regel befolgten wir dieses Verbot, doch machten wir oft genug Ausnahmen davon.

Ist das nun Erziehung? — Bei unserer Lebensweise giebt es überhaupt keine Erziehung, sondern nur sehr verschiedene Weisen mit den Kindern zu verfahren. Man prügelt die Einen für Etwas, wofür Andere gelobt werden; man findet sie lästig wenn sie unserer Pflege und unseres Umgangs am Meisten bedürfen; man fährt sie grob an, wenn sie uns mit Liebe entgegenkommen; man tadelt sie ihrer besten Eigenschaften wegen, weil wir sie nicht erkennen und nicht entwickeln, während man sich alle erdenkliche Mühe giebt ihnen unsere Schwächen, unsere Laster und Gebrechen anzuerziehen; denn das wird Niemand leugnen, daß Beispiel mehr erzieht als Lehre, und Lehre mehr als Strafe.

Ich erinnere mich eines Umstands aus meiner Kindheit welcher, wie es scheint, einen dauernden Einfluß auf mich hatte, und zwar keinen guten. Ich stieg Morgens gerne früh auf, so auch Gustav, der es vom Lande her noch gewohnt war. Ich halte das für eine Tugend, auch heute noch, aber sie sollte mir auf eine empfindliche Weise abgewöhnt werden. — Die guten Hausfrauen und Mütter sind ja von einer schweren Sorge befreit, so lange die Kinder schlafen; deßhalb ging es auch bei uns zeitig zu Bette. Morgens nun hatte ich ausgeschlafen und wollte heraus noch ehe die Mutter das Frühstück bereitet hatte, ja ehe das Feuer auf dem Heerde brannte. Zu Zeiten wenn wir ein Mädchen hatten, welches diese Arbeiten verrichtete, liebte meine Mutter zu schlafen bis das Frühstück aufgetragen wurde. — Das war meiner jugendlichen Ungeduld Alles zuwider, und doch sollte ich ruhig im Bette bleiben

bis meine Mutter kam, um mich anzukleiden, das Waschen zu überwachen und das Kämmen der Haare zu besorgen. Dagegen empörte ich mich jeden Morgen, bis meine Mutter einmal die Hülfe meines Vaters in Anspruch genommen haben muß, denn eines Morgens, als ich wieder gegen das tyrannische Gesetz rebellirte, war mein Vater bei der Hand mit einer schönen Weidenruthe, die ich mir — o himmlische Vorsehung! — Tags vorher selbst geschnitten, schön weiß geschält und in die Ecke des Zimmers gestellt hatte. Nichts war leichter als meine Decke wegzuziehen und ad hominum zu demonstriren, daß ich nicht früher aufstehen sollte als meine Mutter es wünschte. — Ob das wohl Schuld daran hatte, daß ich später, als es hieß fleißig sein, in den entgegengesetzten Fehler verfiel und meine Eltern mich nicht oft genug wecken konnten. War das wohl des Schicksals Strafe für das mir zugefügte Unrecht? Was ist's das uns weckt oder uns zur Schlafhaube macht — ist es Gewohnheit? Man gewöhne die Kinder gut, durch gute Beispiele, denn wie schon gesagt: Beispiele erziehen mehr als Lehre. Schlechte Beispiele von Männern, welche Einfluß auf das Volk haben, können viele verderben, schlechte Beispiele von Eltern verderben sicher die Kinder. — Wie schwer ist es aber für Eltern, welche selbst keine gute Erziehung genossen haben, aus ihren Kindern Besseres zu machen. Wie schwer ist es für sie, den rechten Weg zu finden! — Des Geheimraths Kinder sollten alle Geheimräthe sein, war ja auch die Frau eine Geheimräthin, aber sie wurden durch die angewandte Erziehungsmethode heimtückisch und selbstsüchtig, stolz und — gewiß nicht klüger als wenn man sie mehr dem eigenen Zuge ihres Herzens überlassen hätte. — Die Kinder der Kutscher und aus der Nachbarschaft waren nicht zierlich aber natürlich, und deßhalb ganz gute Kameraden. Wie lange währt denn diese ganze Kinderzeit? sie fliegt dahin in sorgloser Zerstreutheit bis die Zeit kommt, welche uns Alle in einen Weg bringt, den wir Lebens=

beruf nennen. — Der Eine mag glücklich, der Andere unglücklich sein in der Wahl; der Eine sträubt sich sein Leben lang dagegen, während der Andere sich von dem ihm auferlegten Zwange befreit und querfeldein läuft, sich verirrt oder an einem anderen Wege anlangt, welcher zufällig angenehmer oder auch unangenehmer sein kann. So spielt der Zufall mit uns.

Wenn ich zurückdenke an meinen ersten Gang zur Schule, und dann meinen kurzen Lebenslauf aus der Knabenzeit verfolge, und wenn ich bedenke, daß wie es mir, so auch Millionen ergeht, dann begreife ich warum unser Leben einem Würfelspiele gleicht, welches seine Loose planlos austheilt. Unserer Erziehung fehlt Eins und damit auch Alles: die Liebe zur Menschheit, denn unsere Erziehung ist heute nur: Ausbildung des Egoismus. Schule und Haus arbeiten darauf hin, den Samen wahrer Menschenliebe, den Keim großer Tugenden nur höchst kümmerlich zu nähren, oft ganz auszurotten. —

Des Knaben erster Gang zur Schule ist sein erster Schritt als Glied einer Gemeinschaft; er fühlt sich als Individuum das zählt; er übernimmt eine Pflicht und es hat der erste Gang zur Schule eine wunderbare, geheimnißvolle Wirkung; auf den Feigen niederschlagend, beängstigend; auf den Muthigen erhebend, anregend. In dem kleinen Herzen des Schülers regen sich unbestimmte Hoffnungen, erwachen Vorsätze. Er sieht Alles noch groß an; die Welt birgt ihm noch Wunder und märchenhafte Herrlichkeit. —

Mein erster Gang zur Schule, an der Hand meiner Mutter, war für mich ein Räthsel, welches ich unterwegs zu lösen suchte. — Was wird da Alles getrieben werden? — Wie viele Augen werden auf Dir ruhen wenn Du eintrittst? Wie wird der Lehrer prüfen was Du schon zu Hause gelernt hast? — Wie wird der Lehrer selbst sich in der Schule gebähren? — Ich kannte den Mann schon aus der Kirche, wohin mich meine Mutter mitgenommen hatte und wo ich ihn mit großen Augen betrachtete, wenn er der

Gemeinde vorsang. Er war der einzige Lehrer in der Schule, denn es war eigentlich nichts anderes als eine Vorbereitungsschule für den Confirmandenunterricht. Lesen der Bibel, Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Kirchengesängen, das waren die Lehrgegenstände; später auch ein wenig Rechnen und Schreiben. — Wie anziehend! Und noch weniger anziehend war der Herr Conrector selbst; eine lange, hagere Gestalt mit rother Nase und einigen Extrakarfunkeln darauf. Er handhabte die Disziplin vermittelst eines Haselstocks, den er, auf und ab spazierend, meistens unterm Arme trug, da er ihn sehr oft brauchte. — Seiner kirchlichen Würde entsprechend trug er meistens schwarze Kniehosen, schwarze Strümpfe und Schuhe mit großen silbernen Schnallen. Bei kirchlichen Handlungen hing ihm noch vom Rockkragen eine drei Hand breite schwarze Schleppe bis an die Waden herab von deren Zweck ich mir nie Rechenschaft geben noch Auskunft verschaffen konnte. — Der Mann konnte keine Freude an seinem Geschäfte haben, denn abgesehen davon, daß unter seinen Schülern viele Rangen waren, die ihn täglich schwer ärgerten, war er der einzige Lehrer und mußte sein Leben damit zubringen Jahr aus Jahr ein den Leierkasten, Schule genannt, zu drehen und dieselben Melodien bis zur tödlichsten Langeweile abzuleiern. — Ob die Schulen jetzt besser sind? ich will es nicht entscheiden, daß aber über jene Schule alle meine schönen Illusionen in den ersten acht Tagen geschwunden waren, steht fest, und ich war eine Maschine wie die Anderen. — Ich hatte keine Lust an dieser Schule, so wenig wie der Lehrer, ein Mann, welcher unter der Zucht eines Kirchenrathes stand, überdies in einem Alter war, wo er eine Neuerung oder Verbesserung weder wagen noch wünschen mochte. Den Segen dieser Schule genoß ich jedoch nicht allzulange, denn meine Eltern wollten was tüchtiges aus mir machen und beschlossen, mich in die beste Schule der Stadt zu schicken. Diese beste Schule war ein Privatinstitut, welches ein jähzorniger, geldhungriger Professor für seine Rech=

nung hielt. Eine Realschule oder Gymnasium gab es damals nicht in der Stadt. Er hatte Pensionäre und Externe, eine Schule mit über hundert Schülern und nur wenigen Lehrern, denn es handelte sich dabei mehr um den Geldbeutel des Professors als um die Köpfe der Schüler. Dagegen mußten Köpfe und Rücken der Schüler seine Sorgen und üblen Launen, häuslichen Zwiste und sonstige Unannehmlichkeiten mitfühlen in allen erdenklichen Formen und Zornesäußerungen, und je mehr ich mich später im Leben umsah, je mehr sich der Gesichtskreis meiner Erfahrungen erweiterte, desto tiefer wurzelte mein Haß gegen den Mann, dessen Andenken mich hätte freundlich durch's Leben begleiten sollen.

Mein späterer Haß mag auch in meinem Herzen schon Wurzel gefaßt haben als der alte Mann einst, bei der Correktur meiner lateinischen Exercitia, eine höchst leidenschaftliche Scene mit mir aufführte, welche unter allen Umständen ungerechtfertigt war. — In der Stunde für Schönschreibekunst hatten die *d* der französischen Schrift immer einen Schnörkel, den ich auch in meinen schriftlichen lateinischen Aufgaben gebrauchte. Oft sah ich des Professors rothe Striche durch diesen Schweif wenn ich seine Correkturen nachsah, verstand aber in der That die Meinung desselben nicht. Eines Tages corrigirte er meine Aufgabe während der Lehrstunde und fuhr ärgerlich durch mein *d* und stellte mich barsch zur Rede. „Herr Professor, ich verstehe Sie nicht," erwiderte ich. —

„Was!" rief er wüthend aus, „Du Bärenhäuter verstehst mich nicht?" stand auf, packte mich beim Kragen und trieb mich, immer mit dem Hefte meinen Kopf und Rücken bearbeitend, zur Thür hinaus. — Er dachte wohl, nachdem sein Jähzorn sich abgekühlt, ich würde kommen und um Verzeihung bitten. — Aber ich hatte nicht um Verzeihung zu bitten, denn ich war mir noch nicht bewußt, in was eigentlich mein Vergehen bestand. — Ich ging einfach nach Hause und sagte meiner Mutter was vorgefallen war. — „Aus der Schule gejagt, das ist schlimm!" sagte meine Mutter, „aber das

will ich nicht, daß dir das begegnet. Wir bezahlen das Schulgeld pünktlich und ich will hingehen und dagegen mich beschweren." — Mir selbst schien die Sache entehrend, so unschuldig ich war. — Aber ein Protest von Seiten meiner Mutter bei dem boshaften, eigensinnigen, jähzornigen Menschen war das schlimmste Mittel die Sache ins Gleiche zu bringen, denn ich kannte meinen Mann.

„Wenn Du eine gute Aufnahme bei ihm finden willst, so mußt Du Dich bedanken," sagte ich meiner Mutter, als sie des Abends wegging; und ich wundre mich heute noch über die unschuldige Schlauheit, mit welcher ich diese Kriegslist ins Werk setzte, denn ich entwaffnete damit meinen Feind förmlich. — Die erste Stunde beim Professor des andern Morgens war Geographie. Die Landkarten lagen auf dem Tische, die Klasse war vollzählig. Der Professor, mit der großen Brille auf der Nase, dem runden, gesteppten Käppchen auf dem Kopf, stopfte sich gemüthlich eine große Meerschaumpfeife, zündete an und begann eine Rede über Mütter, wissende und unwissende, gebildete und ungebildete, verständige und unverständige, und sobald er anfing wußte ich wohinaus er wollte. Es war eine Lobrede für meine Mutter, welche mit einer Nutzanwendung auf mich endete. —

Ich war mit der Rede zufrieden, denn meine Mutter verdiente das Lob, wenn ich auch der Urheber ihres Dankes war. — Ich dachte, wenn du die Sache recht wüßtest, wie möchte deine Rede dann ausgefallen sein? — hütete mich aber wohl, je ein Wort darüber zu äußern. —

Das nennt man Erziehung! — Das nennt man Schule. So werden die Menschen in ein Joch gewöhnt, in welchem sie ihr Leben lang frohnden sollen. — Nicht viele sind im Stande dieses Joch der trägen Gewohnheit, das so drückend ist, abzuschütteln und sich eine eigene Bahn zu brechen. Da muß schon ein ganz entschiedenes Talent für einen besonderen Gegenstand vorhanden sein, da müssen noch glückliche Umstände behülflich sein, das Talent in

seine rechte Sphäre zu versetzen. — Dann allerdings, wo dieses Glück zusammentrifft, durchströmt den strebsamen Menschen das Bewußtsein seiner Kraft; da fühlt er nur halb die Mühen und Qualen, welche das Leben ihm bereiten mag; er weiß er wird ihrer Meister; er überwindet Schwierigkeiten mit Ausdauer und nährt seinen Muth, so lange die Welt ihn noch verkennt, an dem stillen heiligen Feuer der Begeisterung das in ihm glüht, bis endlich der Krater sich öffnet und kraftbewußt ein thätiges Leben sich entfaltet, das keine Hindernisse kennt. Solch ein hervorragendes Genie hatten wir auch unter den Pensionären des Professors; es war Leopold Robert, welcher als glänzendes Meteor unter den Sternen der Malerwelt erschien aber durch Selbstmord seiner Laufbahn ein Ende machte. — Mit stiller Bewunderung sah ich damals seine Zeichnungen nach Gypsbüsten, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß von jener Zeit meine Liebe zur Kunst datirte. — Solcher Naturen giebt es nur Wenige, aber alle Menschen sollten wenigstens an Geist und Gemüth so weit herausgebildet werden, daß sie sich ihrer Zwecke im Leben bewußt werden, daß sie ein Urtheil über die Dinge, die sie umgeben, erlangen, daß sie einen Willen und ein Ziel haben, wonach sie streben. —

Diese Schule genoß ich mehrere Jahre. Meine guten Eltern wußten nicht recht, was sie aus mir machen sollten, da kam ein Kaufmann, welcher gerade einen Lehrling brauchte, und bot eine Lehrlingsstelle für mich an. Das war zu einer Zeit wo man in Deutschland noch froh sein durfte vier Jahre lang umsonst zu arbeiten, denn das Lernen in einer kaufmännischen Lehre ist ja Null! und alle diese geschniegelten und gebügelten Tintenlecker, wie man sie damals nannte, sind Nullen bis sie einen Nenner errungen haben, welcher ihnen Werth giebt, aber auch nur einen Geldwerth!

Ich kam also auf vier Jahre in die Lehre in einer Weinhandlung.

— Diese sogenannte kaufmännische Lehre ist das Geistloseste was es geben kann. Wennschon man auch den Handel als eine Wissenschaft betreiben kann, wo geographische, statistische und naturgeschichtliche Studien, Mathematik und sogar, wenn es ins Seefahrerleben hineingreift, astronomische Studien nöthig oder nützlich sind, selbst Staatsökonomie und soziale Wissenschaft nicht fehlen sollten, so ist es doch nur ganz ausnahmsweise der Fall, und unsere jungen Kaufleüte sind zufrieden mit sich selbst, wenn sie die doppelte Buchführung verstehen, einen orthographisch richtigen Brief schreiben und schöne Kleider tragen können. Ich habe demnach Recht, wenn ich sage: es ist die geistloseste Beschäftigung, welcher man sich widmen kann, wenn soziale und pecuniäre Verhältnisse nicht erlauben, größere Pläne damit zu verbinden. —

Was war das nun für eine Lehre für mich? — Ich hatte nicht den geringsten Schachergeist, ich wußte weder zu kaufen noch zu verkaufen mit Nutzen, und hatte auch keine Lust es zu lernen und keine Neigung dazu. Ich wollte weder Weinhändler noch Wirth werden, — aber ich hatte rechnen und schreiben gelernt, folglich konnte ich auch ein Kaufmann werden und ich kam, wie gesagt, in die Lehre.

Aber ich haßte den Kaufmannsstand, haßte meine Lehre, und betrachtete diese ganze Geschichte meiner Entwickelung wie eine nutzlos verlorene Zeit, hatte immer andere Gedanken und Pläne und als ich schon ein Commis oder, wie man bei Handwerkern sagen würde, Geselle war, schämte ich mich, wenn ich mich unter Fremden bewegte, zu sagen, was mein Lebensberuf sei. Ich war aber jetzt nur noch ein Knabe, ein Lehrling. Mir fehlte Erfahrung, Muth, Selbstbewußtsein. Sollte ich mich losreißen? Sollte ich die Ketten brechen, welche mich, unsichtbar zwar, aber fest an den Felsen fesselten? — Aber was dann? Sollte ich ein anderes Geschäft ergreifen — und welches? wußte ich es selbst? — Mir war nur eins bewußt, daß ich meine Beschäftigung nicht liebte,

und hegte nur die Hoffnung, nach vollendeter Lehrzeit meinen eignen Weg zu gehen. Einstweilen war ich Lehrling um nichts zu lernen, denn das Einschreiben und aus einem Buch ins Andere übertragen, das Buch führen, das nenne ich nicht lernen. — Am meisten aber ärgerte es mich, wenn mich der Herr Kellermeister, ein etwas abgeschliffener Hausknecht, mit ein paar Zeilen an seine Geliebte, eine blatternarbige alte Jungfrau, nach Frankfurt sandte, um ihr vielleicht irgendwo ein Rendezvous auf den Abend anzukündigen und prompte Antwort zurückzuhaben; noch mehr aber ärgerte ich mich darüber, daß er ihr manchmal geschrieben haben muß, mir mit einem Pfund Kirschen oder sonst Etwas aufzuwarten. Ich erklärte meiner Mutter ausdrücklich, daß ich diese Botengänge nicht mehr thun wolle. — Sie mag ihm diesen Entschluß mitgetheilt haben, denn von dieser Zeit an hörten solche Commissionen auf. — Der verliebte Gimpel vergaß auch so viel im Geschäft, daß er bald seinen Platz räumen mußte. — Ich trat an seine Stelle und hatte nun mehr positive Arbeit; hatte die Verstechungen, Füllungen, das Auffüllen der Fässer, das Einbrennen der angebrochenen zu überwachen; lernte die Behandlung des Weines auf Lager und war beständig beschäftigt. — Dabei hatten wir einen in seinem Fache genialen Küfermeister. Er arbeitete flink und gut, zeichnete die Fässer höchst zierlich mit weißer Kreide. Wenn er abstach, schob er die Stützen unter den laufenden Krahnen, daß fast kein Tropfen verspritzte; wenn er schönte, ließ er den Strahl von hoch über seinem Kopfe, so hoch wie seine Arme reichten fein und zierlich herabströmen, in das andere Gefäß, daß es schäumte wie Champagner oder geschlagener Schnee. Manchmal stand auch Jeder von uns an einem aufgestellten Ohmfaß, mit der Kreide in der Hand, wetteifernd wer am ersten den besten Witz in Reimen niederschreiben konnte.

So fand ich, bei voller Thätigkeit, meine Lage leidlich. — Ich lebte so leidlich wohl im tiefen Keller. Wir hatten deren mehrere

in der Stadt; alle waren luftig und gewölbt, aber der Hauskeller war ein wahrer Prachtbau. Mein Frühstück, mit einem guten Wein im Römer, schmeckte mir täglich besser, aber mitten im Ueberfluß ging ich von dem Grundsatz aus, daß Uebermaß im Genuß nicht allein immer schädlich ist, sondern sogar das Vergnügen am Genuß selbst zerstört, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich, inmitten all des köstlichen Weines, während meiner ganzen Lehrzeit auch nur ein einziges Mal betrunken war. Ich pflegte meine Gesundheit und bewahrte mir ein reines, frohes Gemüth. —

Eine lange Zeit ging es so ruhig hin, ja zu ruhig, denn mein Prinzipal fand mich nicht lebendig und munter genug. Er selbst war ein renommirter Gesellschafter, dabei ein Hagestolz, welcher überall als Spaßmacher wohlgelitten, als Courmacher, trotz seiner entschiedenen Häßlichkeit, gern gesehen war. — Er war einer jener glücklichen Weinreisenden, welche sich überall zu Dutzenden treffen, die Plagegeister der Wirthe und die Maîtres de plaisir der Gäste sind. — Wo er hinkam fanden sich die Gäste zahlreich ein, um seine alten und neuen Witze wieder einmal zu hören, und er hätte es sicher gerne gesehen wenn ich mich zu einem solch' reisenden Genie herausgebildet hätte. Meiner Mutter sagte er, als sie ihn eines Tages über mich befragte: Der junge Mann ist recht brav, aber er ist zu still; er lebt zu viel in sich hinein. — Lassen Sie ihn doch tanzen lernen; er muß in Gesellschaft kommen, den Mädchen den Hof machen, muß ein guter Gesellschafter werden und dergleichen Dinge mehr. Meine Mutter mochte denken, der Mann habe recht und sagte mir es wieder. Solches Geklatsche nun nennt man Erziehung! und doch ist es nie ohne Einfluß. Es giebt junge Leute, welche einen Hang für dergleichen Dinge haben und die werden von selbst darauf verfallen, mich aber machte das fast zum Gecken. Was konnte ich, meiner Ansicht nach, besseres thun, als meiner Mutter und meinem Lehrer folgen? Ich ward fast ein zu eifriger Verehrer schöner Mädchen, und konnte ihnen nicht genug

Schönes sagen. Wenn mein Lehrherr glaubte, ich lebe zu viel in mich hinein, so war das ein Mangel an Menschenkenntniß, welcher gar vielen Personen eigen ist, die lustig in den Tag hinein leben. Ich war im Gegentheil leicht erregbar; mein Herz war so entzündlich, daß es keiner allzufeurigen Blicke bedurfte um in hellen Flammen aufzulodern. Ich war nicht munter, es ist wahr, aber es war mehr Unzufriedenheit mit meiner Stellung und Beschäftigung.

Es war mir ein fast unerträglicher Gedanke, daß ich inmitten dieses reichen Lebens, dieses geistigen Verkehrs, dieses regen Strebens in Kunst und Wissenschaft, dieser nimmer rastenden Production des Gewerbfleißes nichts sein sollte als eine Maschine, welche diesen Verkehr vermittelt, ja nur eigentlich ein unwichtiges Stück einer Maschine, das man nach Belieben entfernen und ersetzen konnte. — Ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich's war und dennoch hatte ich nicht die Energie des Willens, mich loszureißen und vertändelte meine Zeit mit zwecklosen Dingen. Die Gewohnheit, zu gehorchen, die Erziehung zur Abhängigkeit, die schlechte Angewöhnung, leicht lösliche Zustände als Anordnungen eines unabwendbaren Geschicks zu betrachten; die Liebe zu meiner Mutter, welche ich durch das Aufgeben meiner verhaßten Stellung zu kränken befürchtete, und endlich die Unklarheit und Unentschiedenheit des noch so jugendlichen, elastischen Charakters, das Alles versetzte mich in einen Dusel von Leid und Freude, von Lebensgenuß und Lebensüberdruß, von Liebe und Haß, von Furcht und Hoffen, von Wünschen und Entsagen, daß mir jene Periode meines Lebens wie ein Traum vorkommt; und trotz alle dem Vorhergesagten war es ein schöner Traum, denn die Jugend vergoldet ja Alles. Mir ging es übrigens nicht allein so. — Während der ersten Zeit meiner Lehre kam ich von Zeit zu Zeit noch in die Gesellschaft meiner früheren Spielkameraden und ich erinnere mich noch gar wohl manchen Gespräches, welches wir

über unsere Lage, Wünsche und Ansichten führten. Carl, ein munterer Junge und der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden, wohlhabenden Schusters, war genöthigt alles Vergnügen, auch das unschuldigste, hinter dem Rücken seines Vaters zu genießen. — Lief er einmal mit uns durch Feld und Wald und er konnte es nicht so thun, daß es seinem Vater ein Geheimniß blieb, so machte er sich auf eine Tracht Prügel gefaßt. Spielte er auf der Straße mit uns, und sein Vater kam daher, so versteckte er sich hinter ein Thor oder in irgend einen Winkel und wenn ich ihn fragte warum? so war seine Antwort: Meine Mutter will's nicht leiden. —

Deine Mutter? frug ich weiter, Du fürchtest aber doch so sehr Deinen Vater? Nun, die Mutter will immer wissen wo ich bin, will mich immer sehen, unter den Augen haben, oder sie ängstigt sich so sehr, daß sie dem Vater die Ohren voll schwätzt, bis er ungeduldig den Stock nimmt und mir eine Tracht Prügel giebt. Das wird der Mutter wieder zu viel und sie beginnt dann zuweilen zu heulen und die ganze Geschichte macht uns einen unangenehmen Abend. Was liegt mir daran! — Ich kann es nicht ändern, ich will nicht immer auf dem Schemel sitzen. —

O, fiel Michel, ein anderer Nachbar ein, da hab' ich's viel besser! Mein Vater ist den ganzen Tag über im Geschäft. Abends nach dem Nachtessen geht er ins Wirthshaus, der weiß und fragt nicht wo ich bin und was ich treibe. — Meine Mutter hat bald Zahnweh, bald Kopfweh, bald Nervenschwächen, bald schreien ihr die Kleinen den Kopf voll, bald schlafen sie, so daß sie froh ist, wenn ich aus dem Wege bin. Ich komm' aus der Schule, gehe an den Brodschrank, reiße einen Ranken herunter, streiche die Butter recht dick darauf, nehme ein Paar Aepfel in die Tasche und — hast'n nicht gesehen, bis die Stern'l am Himmel steh'n! — —

Wann lernst Du denn Deine Lectionen und schreibst Deine Aufgaben? —

Wenn ich was zu schreiben habe, thu' ich's Morgens vor'm Caffee, denn ich stehe gerne früh auf; und meine Aufgaben lerne ich auf dem Wege nach der Schule. Da bleibt mir's frisch im Gedächtniß, und wenn es auch nicht geläufig geht, so zeige ich doch dem Lehrer, daß ich mir Mühe gegeben habe. —

Dieser Junge war der genialste von uns Allen, aber auch der unordentlichste in seinen Gewohnheiten, der Faulste auch, denn nichts was Mühe, Anstrengung und Ausdauer kostete war ihm angenehm; Alles mußte spielend bei ihm gehen.

„So möcht' ich's haben," sagte Carl! —

„Ja, das glaub' ich," fiel Michel ein; „Dein Vater und Deine Mutter sind ja auch Pietisten. Die machen so trübe Gesichter, auch wenn die Sonne noch so hell und freundlich scheint, daß ich immer denke, es drohe ein Landregen, der vierundzwanzig Stunden anhält. Ich getraue mir gar nicht sie ordentlich anzugucken."

„Und ich," erwiderte Carl, „habe das Beten so dick satt, und das Sitzen hinter den langweiligen Büchern, daß ich mir fest vorgenommen habe, meinem Vater den Willen nicht zu thun und meiner Mutter auch nicht und wenn sie sich beide auf den Kopf stellen, Pastor werd' ich doch nicht! — Lieber ein Schuster wie mein Vater! — und wenn er mir den Riemen zu oft anmessen will, dann geh' ich ihm durch; ich werde schon einen Lehrmeister finden."

Sind das nicht Thoren, welche aus ihren Kindern etwas machen wollen, wozu diese weder Lust noch Anlage haben? Es schmeichelte wohl der Eitelkeit des frommen Schusters und seiner Ehehälfte, daß ihr Sohn ein Pastor werden sollte; aber die langweiligen Bücher und das Beten waren dem Jungen eine wahre Arznei, eine Arznei, die ihn krank machte und mit Gewalt eine Krisis herbeiführen mußte. —

Ist das nicht Affenliebe, wie sie unerzogene, gedankenlose Menschen für ihre Kinder hegen? — Wäre es nicht unendlich

viel besser man errichtete große Erziehungsanstalten auf Staatskosten und machte es zur gesetzlichen Pflicht die Kinder vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre diesen Anstalten ganz anzuvertrauen?

Ha, diese Empörung, welche mein Vorschlag in den Herzen der Mütter und selbst der Väter erweckt! — Was? solcher Zwang! solche Tyrannei im neunzehnten Jahrhundert! — „Nur wer seine Kinder nicht liebt, kann sich zu solch einem Opfer verstehen," heißt es dann. —

Nein, wer sie liebt, kann sich dazu verstehen, antworte ich. — Einem Vater, welcher mir diese Einwendung machte, erwiderte ich einfach: „Die Erziehung der Jugend ist Nationalsache." —

„Da hört ja alle Gemüthlichkeit auf!" entgegnete er mir. —

Nun freilich ist meine Behauptung nur zu rechtfertigen unter allerlei Voraussetzungen, die ich hier nicht erörtern kann, denn was man heutzutage unter Nationalsache versteht, ist ein höchst unbestimmter, ja zweideutiger Begriff. — Aber da der Mann von Gemüthlichkeit sprach und diesen Wirrwarr von Begriffen zu einer Seite der deutschen Gemüthlichkeit zu rechnen scheint, so frage ich: was ist's denn eigentlich mit diesem Wort: Gemüth? —

Gemüth! — wir Deutschen pochen auf dieses Wort. Es ist ausschließliches Eigenthum der deutschen Sprache! — und so soll die Bedeutung dieses Wortes auch eine Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters sein, aber wir haben Ursache an der Richtigkeit dieser Behauptung zu zweifeln. Worin besteht denn eigentlich dieser Vorzug? und wo und wie wird er besonders gepflegt und geübt? — Lasset doch sehen, unter welchen besonderen oder allgemeinen Lebensverhältnissen das Gemüth besonders gepflegt wird und gedeiht! Der Sitz, der Boden, in welchem der Samen sittlicher Erhebung, die Blüthen eines reinen, tiefen Gemüthes gedeihen können, ist das Herz. — Nun das Herz wird durch unsere häusliche Erziehung, durch die Schule und selbst, ja besonders durch die Kirche verhärtet; die Kirche, welche diesen Boden

besonders pflegen und bearbeiten sollte. — Was thun denn diese Pastoren und Priester der protestantischen wie der katholischen Kirche? Die sinnlosesten Dinge von der Welt werden von ihnen seit Jahrhunderten wiedergekäut! so daß in der That nur ein Gimpel Erholung und Belehrung finden kann in der Kirche; ein Gimpel, dem es genug ist nachzuschwatzen was er hört. — Katholische Priester nun gar, die von Jugend auf gegen den Zug des Herzens, welcher sie mit Eltern und Geschwistern und Freunden verbindet, eingenommen und abgestumpft werden, was lehren sie das Volk? — Liebe? nein Haß! und thun die protestantischen Priester und Sectirer nicht ebenso? — Ist der Mensch schon durch seine Geburt ein elender Sünder, welcher nur durch Gnade geheiligt wird, muß er dann nicht sich selbst hassen? — Kasteiungen und Demüthigungen sollen ihn bessern, ihn retten, muß er dann nicht Diejenigen, welche nicht in Demüthigung und Kasteiungen mit ihm wetteifern, hassen oder fürchten? Lieben kann er sie gewiß nicht. Ist das vielleicht der Boden, auf welchem die Gemüthlichkeit gedeiht? — Nun, wo denn gedeiht der Samen des Gemüths? — Im Heere? — O ja, im Heere! Dieses eiserne Institut, welches selbst den Widerspenstigsten zum Werkzeug der Gewalt macht?! Wie gemüthlich sind die Offiziere mit den gemeinen Soldaten! — Vielleicht sind sie es, wenn die Soldaten gegen ihre eigenen Väter, Brüder, Schwestern und Mitbürger gebraucht werden sollen. — Ja, in solchen Zeiten werden selbst die Fürsten gemüthlich mit ihren Mordmaschinen! —

Sind die Banquiers und Kaufleute gemüthlich? — O sehr, wenn die Consols und Obligationen in die Höhe gehen und sie haben auf Hausse spekulirt! Wenn der russische Talg und Hanf, wenn Getreide oder Käse in die Höhe gehen und sie haben große Vorräthe davon aufgespeichert. — Wo denn hat die deutsche Gemüthlichkeit ihren Sitz, ihre Heimath? Unter den Handwerkern? dem gemeinen Volke? — Nein! — Was dem Deutschen

in Bezug auf Gemüthlichkeit besonders eigen scheint, ist nicht so lobenswerth, daß es ein Vorzug genannt werden kann. — Der Deutsche läßt sich im geselligen Verkehr zu sehr zu überschwänglichen Gefühlen und leeren, aber glänzenden Träumereien hinreißen. — Seine Neigung zum Genuß in Gesellschaft, sein Wein und Bier und deren Geist blähen sein Herz auf wie einen Ballon, der mit ihm durchgeht, ihn erhebt über alle die großen und kleinen Hindernisse, welche seinem Streben und seinen Wünschen sich widersetzen; er erreicht seine Ziele — aber nur im Traume. — Er genießt so leicht ein eingebildetes Glück, daß ihm die aufopfernde Energie abhanden kommt, dasselbe mit kühner Hand zu erfassen und festzuhalten oder auch, daß ihm die Ausdauer gebricht, mit kleinen Schritten einem fernen Ziele entgegen zu gehen. — Wenn er in Liedern das freie Vaterland besingt, so glaubt er es schon befreit zu haben. — Wenn er mit einem Gleichgesinnten in philosophischen Träumereien sich ergeht und eine Gesellschaft auf neuen, sozialen Grundsätzen construirt, so glaubt er auch schon fest on diese neue Zukunft.

Daß er dafür kämpfe, seine Gewohnheiten, seine Gemüthsruhe dafür aufopfere, das fällt ihm in seiner Gemüthlichkeit nicht ein! Keinesfalls geht er weiter, als ihm behaglich scheint und dieses Behagen geht selten über Festessen und Toaste, oder wenn's hoch kommt geht's bis zu einigen Versammlungen mit Reden ohne Bier, während denen er sich aber gar sehr nach Bier und der Pfeife sehnt. — So schön zusammen sitzen und durcheinander schreien in einer aschgrauen, essigsauren Atmosphäre, oder auch zu Zweien oder Dreien zusammensitzen hinter dem Glase, von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Zug thun, auch wohl einmal das Maul aufthun um die immer stockende Unterhaltnng nicht ganz aussterben zu lassen und dabei die Herzen in einem stillen Gefühlsdusel aufzulösen, das ist deutsche Gemüthlichkeit! eine conservative Brühe, in welcher Nerv und Sehnen der Nation vorbereitet werden jedem Leimsieder als Material zu dienen. —

Wenn die deutsche Nation einmal über diese gemüthliche Leimsiederei hinaus sein wird, wenn sie einmal inne sein wird dessen, was sie wollen kann und wollen soll, dann mag die Zeit gekommen sein, wo man in der That an Reformen denkt, welche den Boden der Gemüthlichkeit auflockern und productiv machen. Dann mag die Zeit gekommen sein, wo der Deutsche weiß, daß er einer Nation angehört, welche im großen Rathe der Nationen mitzustimmen hat; daß er einem Volke angehört, welches die Achtung fordert, die ihm gebührt, welches nicht allein schön träumt sondern auch hoch strebt; dann mag die Zeit gekommen sein, wo der Deutsche mit Recht sich selbst achtet, was er nicht kann, so lange diese ihm aufgeschwindelte Kleinstaaterei auch das Ziel seiner Wünsche und Bestrebungen ist. — Dann ist aber auch die Zeit gekommen, wo die Deutschen sich mehr als Gleiche betrachten und fühlen und nicht, wie jetzt, als Hessen, als Schwaben, als Sachsen, als Preußen und dann noch einmal als Geheimer Rath oder Laquai, als reicher Kaufmann oder Krämer, als großer Fabrikant oder kleiner Handwerker. — Wo ist da die Gemüthlichkeit? — Als Deutsche sind sie Alle gleich und haben gleichen Antheil und gleiches Recht an den Errungenschaften und Ehren der Nation. An Bildung und Neigungen werden sie verschieden sein, aber keiner sollte es wagen wegen höherer geistiger Ausbildung oder gar wegen größeren Reichthums mit Geringschätzung auf Andere herabzusehen, denn auch diese höhere Ausbildung und der größere Besitz sind die Frucht eines großen Nationallebens. —

Das ist Gemüthlichkeit, die wir anstreben sollten!

Kann man einen solchen Zustand erreichen bei unserem heutigen Schul- und Erziehungswesen? Bei dem indischen Kastengeist, welcher Reich und Arm, Soldat, Bürger, Beamten und Volk jetzt noch trennt? welcher die Nation zersplittert? — Gebt den jungen Bürgern eine soziale, nationale Erziehung; das und das allein sichert eine bessere Zukunft, einen wahrhaft humanen Zustand im Vergleich zu dem Raubsystem, welches heute herrscht! —

Der gute Mann, der mir sagen wollte wo die Gemüthlichkeit aufhört, war in der That ganz verblüfft, als ich ihn mit wahrem Feuereifer überzeugen wollte, daß die wahre Gemüthlichkeit da erst beginnt wo er ihr Ende sah. Er konnte mir nur entgegnen, daß solch ein Ziel zu erreichen unmöglich sei.

Unmöglich? — nein! unmöglich ist das nicht. Was wir jetzt sehen, all überall sehen, diese Zucht der Jugend, so verwerflich, so arm, so sclavisch, so ganz und gar verkehrt, ja meistens verächtlich, muß am Ende durch ihre unausbleiblichen Folgen zu einer Reform führen; denn so elend die Menschheit auch werden kann, wünscht sie dennoch ihren Untergang nicht mit offenen Augen zu sehen und eilt, wenn einmal das Gefühl der Gefahr allgemein geworden ist, eine Hülfe zu finden. —

Die einzige Hülfe liegt in einer planmäßigeren Erziehung der Jugend. Und wahrlich, die Jugend hat ein offenes Gemüth dafür.

Reißt die Kinder aus dem Joche, das ihnen unsere so gepriesene Civilisation zu frühe auferlegt.

O süße, köstliche Zeit der Kindheit!

O paradiesisches Leben sorgenfreier Tage!

Können wir einen so glücklichen Zustand nicht mehr für die Menschheit erringen, so laßt uns ihn doch der Kindheit bewahren, so lange sie noch nicht angehaucht ist von dem giftigen Hauche des Egoismus; so lange sie noch in Unschuld dahin lebt und liebt ohne Falschheit und ohne Pläne für und ohne Sorge um die Zukunft. — Warum wagt des Menschen rohe Hand in dieses Paradies zu greifen um es ordentlich mit Mühe zu zerstören?

Der Eine sagt: die Liebe, der Andere sagt: die Noth duldet es nicht! Wir müssen die Kinder frühe mit den Wegen vertraut machen sich eine sorgenfreie Existenz zu gründen. —

Und erreichen wir denn das? — —

Wie viele sehen wir, welche ihre Kinder „aus Liebe" geradezu in's Verderben führen; durch allzugroße Nachsicht und eigne Träg-

heit sie dumm und lasterhaft aufwachsen lassen; durch Verhätschelung sie schwächen, durch unordentliche Lebensweise ihre Gesundheit gefährden oder durch Uebertreibung in der entgegengesetzten Richtung dasselbe schlechte Resultat erzielen? — Das geistige Leben und Streben verflacht und vertrocknet gar rasch bei dem rastlosen Kampfe der Masse um eine sorgenfreie Existenz. Aber selbst diese sorgenfreie Existenz ist nur eine fata Morgana; sie winkt uns lustig aus der Ferne und schwindet, wenn wir uns ihr zu nähern scheinen. — Wer kann sagen, er sei sorgenfrei? — der Reiche? der Arme? der Kaufmann? der Gelehrte? der Künstler oder Handwerker? wer? — —

Laßt den Kindern ihre Kindheit! Geben wir ihnen das verlorene Paradies zurück, sie werden frühe genug inne, daß das Leben auch Pflichten ihnen auferlegt, aber machen wir sie auch fähig, diese Pflichten zu erfüllen! — —

Wenn es überhaupt noch eine Hoffnung giebt auf einen gesunden Fortschritt, eine humane Entwickelung, dann müssen wir doch damit beginnen unsere Welt- und Lebensanschauung zu befreien von dem Joch der Lüge; müssen wir doch uns endlich aus dem Zauberkreis einer geträumten Welt in die Wirklichkeit versetzen, welche unser ganzes Sein in Anspruch nimmt, um für uns Alle einen Zustand zu erkämpfen, welcher unserer menschlichen Natur vollkommen entspricht. —

Und warum sollte das gar nicht möglich sein? Wenn wir die Irrwege, ja das Labyrinth von Irrwegen betrachten, welche die Menschheit schon durchwanderte und immer wieder ihre Schritte in die alten ausgetretenen und ausgeplünderten Gleise lenkte, — wenn wir zurückblicken auf die vorsintfluthliche Zeit, aufs Mittelalter und bis in die neueste Zeit und sehen durch welchen Sumpf des Lasters und der Verkommenheit uns die Lüge geführt und in einer trostlosen, freudeleeren Wüste uns immer noch auf einen erlogenen Himmel vertröstet, warum sollten wir nicht einmal auf

den Gedanken kommen, einen Cultus der Wahrheit dieser Lüge entgegen zu setzen? Wenn ich sage einen „Cultus der Wahrheit" so meine ich eine ganz nüchterne, einfache, erkennbare Wahrheit, nicht eine solche, welche eine Versöhnung oder eine verwandschaftliche Verbindung der physischen mit der metaphysischen Welt sucht, sondern eine, welche als Selbstzweck dasteht. — Die Wahrheit ist nicht allein eine Gegnerin der Lüge, welche als wohlbewußte Fälscherin auftritt, sie ist auch eine Feindin alles Scheines, aller Anmaßung, aller absichtlichen Täuschung, aller Unnatur und Selbstsucht. — Warum scheitern denn unsere besten Denker und Philosophen in ihren Bestrebungen, ein in sich abgeschlossenes System des Weltzweckes aufzustellen, immer dadurch, daß sie ihren kühnsten Wahrheiten die Narrenkappe der Metaphysik aufstülpen? Könnten sie nicht die Welt als Selbstzweck uns erklären? Selbst Schopenhauer, der Apostel des „Willens in der Natur" verhält sich zu dieser Frage nicht offen genug. —

Eine Civilisation, welche auf Lüge basirt ist, kann die Menschheit niemals zu einem wahrhaftigen, humanen, glücklichen Zustande hinführen. Und ist unsere christliche Civilisation auf etwas anderes als Lüge basirt? — nicht zwar von Christus selbst als von seinen Nachfolgern. — Namen sind Nichts, wenn nicht ein Begriff damit verbunden ist. Selbst die Namen, welche die halbe Menschheit im Munde führt, Gott und Teufel sind Nichts. Sagen wir aber: Wahrheit ist Gott, Lüge ist Teufel, so haben wir einen Begriff, auf welchem wir eine wunderbar schöne Welt und ein großes Menschenthum aufbauen können. Man denke sich einmal eine menschliche Gesellschaft, in welcher der Wahrheit ein Cultus der höchsten Verehrung zu theil wird, wie ganz anders würde das Loos der Menschheit sich gestalten. — Freilich werden wir die Wahrheit nicht mit Händen greifen lernen, aber man weiß sehr wohl, was man zu verstehen hat unter Wahrheit, gegenüber absichtlicher Falschheit und Täuschung. — Und welch einen glück-

lichen Einfluß müßte ein solcher Cultus auf unser öffentliches und Privatleben ausüben!

Wenn die Rückerinnerungen an meine Kindheit, jetzt während ich sie niederschreibe, nachdem ein Menschenalter an mir vorüberzog, mich veranlassen, sie mit Nutzanwendungen zu schließen, welche den reifen Erfahrungen des Alters angehören, wird man mich nicht der Inconsequenz zeihen, denn das gerade ist der Zweck meiner Mittheilungen.

Ich habe die letzte Hälfte meines Daseins hier in den Ver. Staaten verlebt und würde diese schöne Zeit des reifen Mannesalters als eine verlorene, eine selbst für mich persönlich nutzlos verbrachte, betrachten, wenn ich ohne die Genugthuung aus dem Leben scheiden müßte, der Wahrheit dieses Opfer zu bringen, zum Nutzen derer, die sie hören wollen.

Sagt nicht Goethe: „Nur in Wahrheit liegt Weisheit"? —

Und darf ich nicht hinzufügen: Nur wo Wahrheit herrscht, da ist Freiheit? —

II.

Dichten und Trachten.

Welch' eine große und wunderbare Werkstätte ist die Natur! — wer durchschaut und erklärt ihr geheimnißvolles Walten? wer erklärt uns wie sie schafft; wer zeigt uns die Ursache der Bewegung des kleinsten Insektes oder des menschlichen Willens? Ja, der Mensch, ist er nicht sich selbst ein ungelöstes Räthsel?

Und wie verschieden sind diese lebenden Räthsel! Wie verschieden in Physiognomie, eben so verschieden sind sie auch in ihrem Wesen, in ihren Gefühlen, Neigungen, Bestrebungen, Talenten und Fähigkeiten.

Es würde eine krause und grausige Wirthschaft werden, wenn Jeder so ganz nach diesem natürlichen Hange leben wollte und leben könnte. Aber der große und mächtige Zug in der Menschennatur ist das Leben in Gesellschaft. — In dieser Richtung ist Electromagnetismus beständig thätig und erzeugt Strömungen, welche hier anziehen, dort abstoßen und so entsteht eine systematische Bewegung, welche die kleinen Strömungen in große Canäle leitet, die nach allen Richtungen sich durchkreuzen, sich gegenseitig beleben, reinigen und vom Versumpfen und Vertrockenen bewahren.

— Das ist ein Bild von dem geselligen Verkehr der Menschen und wer zu eckig ist, dem werden die Ecken abgeschliffen; wer zu beweglich, zu rund und schlüpfrig ist, der stößt hie und da an, läßt hie und da ein Stück hängen und wird zuletzt geduldig genug, mit der Masse zu gehen, oder sich gar von ihr schieben zu lassen, d. h. wir unterwerfen uns einem „Muß" als Grundbedingung unseres Daseins, denn wir müssen weil wir sind. Das ist so mit gewöhnlichen Dingen und gewöhnlichen Menschenkindern. Aber es giebt auch Ausnahmen. —

Ein Sprüchwort sagt zwar: es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und so viel wir wissen, ist auch noch keiner aus der Art geschlagen; und so ist auch dafür gesorgt, daß die Menschen nicht fliegen, ausgenommen in Träumen. — Ein Dichter aber ist ein Träumer und hat darum das Vorrecht zu fliegen, und er ist eine Ausnahme. — Die Alten, deren Cultus ein Bilderdienst war, waren auch Meister in bildlichen Attributen für ihre Gottheiten, und wie schön haben sie den Phantasienflug des Dichters durch ein geflügeltes Pferd angedeutet!

Auch ich war ein Dichter, oder glaubte doch es zu sein, denn o, wie sehr lebte ich mich in diese Welt der Träume hinein! Wie selig fühlte ich mich erhaben über all' dem Trachten der gewöhnlichen Welt; wie leichtgeflügelt schwebte ich in meinem, von Sonnenglanz durchwobenen Aethermeer; wie fern lag mir jede Sorge! — Besitz? — was sollte ich mehr besitzen als die ganze, herrliche Welt und — sie gehörte mir ja! Liebe? — ich liebte Alles und — Nichts. Ich flog! ich flog von einem Gegenstand zum andern. Ich schwamm in einem Meer von Wonne und so groß die Welt auch ist, ich faßte sie ganz in mein Herz und sie füllte es noch nicht, — sie ließ da noch eine Leere.

Allerdings muß eine so überschwängliche Liebe, welche wie ein Friedensengel über dem All schwebt und mit vollen Backen in die Friedensposaune bläst, und gleichsam Gott und Teufel zu

umarmen bereit ist, — allerdings muß eine solche Liebe zur Welt eine kleine Stelle im Herzen leer lassen, denn das Herz kann nicht geben ohne zu empfangen.

Man sieht, ich war ein Schwärmer und ein solcher kennt keinen ernsten Lebenszweck, kein Ziel! — Die planlose Erziehung, welche mir zu Theil geworden war, hatte mich, wie das ja bei den meisten Menschen der Fall ist, mit so viel dummen Ideen vollgepfropft, daß ich jetzt einen wahren inneren Kampf zu kämpfen hatte, um mich ihrer wieder zu entledigen. — Das Leben nahm mich nun in die Schule und weckte mich aus meinen Träumen. Die vielen Wandlungen, welche dadurch in mir vorgingen, verleiteten mich auch wohl manchmal zu Thorheiten. Das Herz spielte bei mir immer die Hauptrolle, und so ward meine Stimmung bald eine überschwänglich liebeathmende, aufopfernde, bald eine von Unmuth und Ekel erfüllte. — Das Herz ist ein wnnderbares Ding; das Kleinste kann es erfüllen, das Größte kann es leer lassen. Ein Kind kann es beherrschen, kann auf diesem wunderbaren Instrumente zum Entzücken spielen in allen Tonarten, während ein Riese keinen Ton daraus hervorbringt; die Saiten erstarren unter seiner Berührung. In besonders anregenden Stimmungen schrieb ich Gedichte, die ich wieder in's Feuer warf, wenn der Dämon des Hasses, der Unzufriedenheit mit der ganzen Welt mich besaß. — Einige dieser Gedichte habe ich jedoch gerettet und der Leser wird mir verzeihen, wenn ich sie heute ihrer bisherigen Haft entziehe. Schüchtern, lieber Leser, mögen sie Dich ansprechen; habe Geduld mit den fünfzigjährigen Kindern meiner Muse, da sie heute zum erstenmal in der großen Welt erscheinen.* — Ich selbst habe diejenigen, welche ich hier wiederbringe, seit fünfzig Jahren vielleicht nur zweimal unter den

*Es ist seitdem ein Bändchen dieser Reste aus früheren Zeiten im Druck erschienen.

Augen gehabt, aber ich hab' sie lieb, denn es ist ein Stück meines Lebens und kann vielleicht auch manchem Anderen als Spiegel dienen, so daß er sich selbst darin wieder erkennt.

Das Herz.

Wunderbar regt sich im Herzen
Manchmal wahre Götterwonne;
Wildes Jauchzen, wildes Scherzen,
Gluth und Schein der lieben Sonne.
In dem Rausch der Seligkeiten
Wachsen unserm Geiste Schwingen,
Fühlt das kleine Herz sich weiten,
Daß es könnt die Welt umschlingen.

Und auch manchmal in dem Herzen
Wohnet wunderbare Trauer;
Quälen ungeahnte Schmerzen,
Wühlen kalte Todesschauer.
O! man möchte dann vergehen,
Schwinden so mit Einemmale
Wie, — wenn Morgenwinde wehen, —
Düstre Nebel aus dem Thale.

Und dies Jauchzen und dies Bangen,
Und dies Trauern und dies Sehnen,
Dieses Haschen und Verlangen,
Diese Küsse, diese Thränen;
Diese hellen Sonnenstrahlen,
Diese göttergleichen Triebe,
Diese Wonnen, diese Qualen,
Dieser Haß und diese Liebe

Wohnen in dem kleinen Herzen,
Wogen auf und wogen nieder;
Bringen Scherze, bringen Schmerzen,
Bringen Seufzer, bringen Lieder.
Endlich wird es still und stiller,
Fast dem Weltschmerz ganz erlegen
Bringt der Wünsche Allerfüller,
Bringt der Tod ihm Ruh' entgegen.

Jugendtraum.

Was glüht des Jünglings Auge, sein Herz,
Was pocht's in heftigen Schlägen?
Warum in der Brust der fremde Schmerz,
Wie Sturm ein heftiges Regen?
Zu eng wird ihm der Kammer Raum,
Nicht länger kann er weilen:
Hinaus treibt's ihn, fort, immer fort,
Als wollt er den Himmel ereilen.

Er eilet fort! — Ade, ade!
So ruft er zurück seinen Lieben. —
Die Mutter, wie sie auch bitte und fleh',
Nicht wär' er länger geblieben! —
Die ihm die Brust so hochgeschwellt,
Der Hoffnung Traumgestalten,
Sie zeigten Glanz und Glück der Welt,
Sein Erbe! was sollt' ihn halten? —

Da kommt auf weitem, auf grünem Plan
Ein muthiges Roß ihm entgegen;
Das muthige Roß heißt: Phantasie,
Ihm traut er stolz und verwegen.
Er schwingt sich auf den Rücken ihm
Und faßt die fliegende Mähne,
Jach treibt er's ohne Ziel und Sinn
Und ohne Kummer und Thräne.

Und wie in Zephyrs kosendem Hauch
Die Rosen sich träumerisch wiegen,
Sah manche Maid, mit Thränen im Aug',
Den wilden Reiter entfliegen,
Und wiegt das Haupt in zarter Hand
Und träumt und ist betrübet;
Sie fühlt an's pochende Herz und sagt:
Ich hätt' ihn treuinnig geliebet.

Er aber zieht weiter, durch Blumenau,
Durch Waldesgrund düstern Schatten;
Sieht tausend Sonnen im perlenden Thau,
Und sieht sich Liebe begatten. —
Nicht rastet er, nicht kann er ruh'n,
Will Lorbeer statt Blumen pflücken,
Fern ist sein Ziel, hoch steht sein Sinn!
Nicht kann ihn Liebe beglücken.

O wilder Reiter, dir ist nicht kund —
Daß du von tödlichem Harme
Getroffen, vielleicht in nächster Stund,
Dem Grab schon eilst in die Arme! —
Er höret nicht der Mahnung Wort.
An Meeres wildem Gestade
Sprengt kühn er hin als ob zum Kampf
Die tückische Hölle er lade.

Das Tosen der Wogen ist seine Lust,
Von Klippe zu Klippe sich schwingen.
Und stolzer hebt sich seine Brust
Und Größeres möcht' er vollbringen.
Da bäumt sich das Roß und schnaubt und springt,
Und springt in die grausigen Tiefen
Und an den Klippen sieht man hinab
Manch' blutige Spuren noch triefen.

Und er, gerettet vom Tode zwar,
Liegt da wo Schrecken hausen.
Es banget sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Es faßt ihn nächtliches Grausen.
Da sieht er hinauf zu des Himmels Blau,
Der Sonne belebende Strahlen
Erstarken zur Ruhe das bangende Herz,
Verscheuchen die tödlichen Qualen.

Von männlichen Muthes beschützender Hand
Fühlt er sich gewaltig gehoben.
Er klimmet hinan die Felsenwand,
Blickt strebend zum Lichte dort droben;
Und fühlt keinen Schmerz und rastet nicht,
Will sehen der Mühen Krone,
Und aus dem Kampfe, dem schweren, ward
Ihm Rettung zum herrlichen Lohne.

* * *

Das Leben ist das tosende Meer,
Das ewig brauset und schwellet.
Wohl stehen tausend Klippen umher,
An denen manch' Hoffen zerschellet. —
Wohl muß des Mannes ganzer Muth
Sich stark im Unglück zeigen!
Wohl darf er, ist er echt und gut,
Vor der Gefahr nicht weichen.

* * *

Und von des Lebens eitlem Müh'n,
Auch von manch' guten Werken
Ermattet, sank er in Ufers Grün
Zum Kampf sich neu zu stärken. —
Die Augen hat er geschlossen kaum,
Ergreift ihn ein Sehnen, ein Bangen,
Ein Zauber umschwebt ihn, ein süßer Traum
Nimmt seine Sinne gefangen.

Das schöne Bild war ihm vertraut,
Den Traum, er hat ihn gelebet.
Was Großes er hat, was Schönes geschaut,
Es ist in dem Bilde verwebet. —
Und ruhiger nun wird sein Gemüth,
Die wilden Wünsche schweigen.
„Das Glück", so sagt eine Ahnung ihm,
„Ist nicht im Sturm zu erreichen."

In einem Garten ruht er aus,
Im Schatten fruchttragender Bäume.
Der Traum zeigt ihm ein kleines Haus
Und drinnen gar wohnliche Räume. —
Vor ihm, an einem Rosenstrauch,
Auf frischer, auf blumiger Wiese
Sieht er eine junge Knospe blüh'n,
Die nickt als ob sie ihn grüße.

An diesem wunderbaren Bild
Hängt er mit trunkenen Blicken.
Ein Zauber er bannt ihn, ungestillt
Durchströmen ihn fremde Entzücken.
O Wunder einer Märchen-Welt!
Dem Rosenkelch entsteiget
Ein Mädchen wie ein Engelsbild,
Das sanft zu ihm sich neiget.

Ein Wonneschauer durchbebet ihn,
Er sieht und will nimmer sie lassen,
Und lautlos stürzt er zu ihr hin,
Will sie treuliebend umfassen. —
Er strecket die Arme nach ihr aus,
Da war das Bild entschwunden
Und er erwacht und fühlt sein Herz
Dem Traumbild auf ewig verbunden.

Still ziehet er von dannen nun
Nicht mehr ohne Kummer und Thränen.
In ihren Armen möcht er ruhn,
Sie all sein Ziel, sein Sehnen;
Ruht gern in Waldes Schatten aus,
Liebt lauer Lüfte Gekose,
In Wald und Flur, in Straß' und Haus
Sucht er nach seiner Rose. —

Da wären wir denn in der Rosenzeit, im Mai des Lebens, wo der Zauber der Jugend Alles verklärt, wo duftige, entzückende Blüthen, knospende Bäume, grünende Saaten, schwellende Wiesen die dunkle Erde schmücken, und wo selbst der tiefste Schmutz, unter Blumen verborgen, den leichten Fuß dahin lockt, wo er versinkt — vielleicht auf immer.

Und hat nicht die schönste Rose ihre Dornen? Doch ich schwärmte für die Rosen. Ich gehörte nicht zu den Leuten, welche nie dichten und welche durch ein Trachten nach Realitäten weder in Extase gerathen noch in Träume verfallen. Sie greifen nicht täppisch zu, sondern überlegen schön, wie man die Sache am besten anfaßt; sie berechnen schön, was dabei herauskommen kann, bevor sie nach einer Sache greifen. — Solche Leute verstehen mich nicht. In ihnen bringt der Mai in der That keine anderen Gefühle zum Durchbruch als der Dezember. Die Blumen im Garten wecken keine anderen wärmeren Gedanken in ihnen, als die frostigen Blumen an der Fensterscheibe. Sie rechnen. Sie sind immer und überall die Sammler, während Andere schwelgen. — Ich gehörte nicht zu den Sammlern, und es sind deren so Viele und in allen Richtungen! — Es giebt Sammler in der Wissenschaft, Industrie, im Handel, es giebt sogar Knochen- und Lumpensammler! Es giebt Sammler, welche ihr Leben verlängern, indem sie jede Aufregung vermeiden, jeden Schritt aus dem Gleise ihrer Gewohnheiten scheuen, jeder Gefahr aus dem Wege gehen. Und wer kennt nicht den Sammler in Finanz-Angelegenheiten?

Der Sammler hat viele gute Eigenschaften, aber wie in allen guten Dingen auch ein Ueberschreiten der vernünftigen Grenze möglich ist, so wird der Sammler in der Wissenschaft ein Sonderling oder Narr, in der Industrie ein Projektenmacher, im Handel eine trockene Krämerseele, im Leben ein Pedant und in Finanz-Angelegenheiten ein verabscheuungswerther Geizhals. Selbst in

Liebesangelegenheiten giebt es Sammler, welche überall sich einnisten wie Raupen und die schönsten Blüthen zerstören. —

Doch das ist ja mein Thema nicht!

Aber liegt es etwa so fern, wenn man von Rosen spricht, auch der Raupen zu gedenken? Weiß man doch, daß die schönsten Rosen dem Raupengesindel am meisten ausgesetzt sind, und wie deutlich tritt mir jetzt wieder jene Zeit vor die Erinnerung, wo ich, gleich einem Schmetterling, die Rosen nur küssend und tändelnd umgaukelte und so manche Raupe, in den Blättern versteckt, nisten sah. — Sie zerstörten in ihrer nimmersatten Gefräßigkeit das liebliche Kleid grünender Hoffnungen und ließen nur ein häßliches Gerippe der Blätter und eine welkende Rose übrig. Aber ist nicht der Schmetterling das geflügelte Kind der Raupe und ist nicht ihre Natur mein Erbtheil geworden? Ist diese schöne Welt wirklich nur ein Nest voll Egoisten? Sind wir Ungeheuer berechtigt, alles Schöne zu zerstören? Ist irgend ein Mensch in der Welt berechtigt, nur zu genießen? — Diese Zerstörungswuth der Selbstsucht, diese saturnalische Natur der Menschheit, welche beständig in ihren eigenen Eingeweiden wühlt, welche sich selbst auffrißt und darum das Individuum Alles für sich und Nichts für die Andern thut, sind die Keime aller Sklaverei.

Doch was war mir das damals! ich war ja frei. — Mich trieb ein Sturm und Drang und ihm folgend sang ich:

Geh' weil dein Mai jetzt grünet,
Geh', Jüngling, geh' hinaus,
Und trinke Wein und singe
Und pflück' einen duftenden Strauß,

Und steck' ihn an den Busen;
Zum Liebchen geh geschwind
Und sag: sieh', Liebchen, siehe,
Die Rosen entblättert ein Wind;

Und unsre Jugend fliehet
Im raschen Fluge der Zeit.
Komm, laß uns scherzen und küssen,
Zum Grabe ist's nicht weit.

So ist's! — Das ganze Leben, die geflügelte Zeit sind ja nichts Anderes als der Saturn der Alten, welcher seine eignen Kinder verschlingt. Darum sagte ich mir: mein Mai blüht nur Einmal, er soll lange blüh'n und der Rosen will ich viele pflücken! und wie will ich mich hüten, daß nur die schönste, die duftigste, die reichste Blüthe mich fesseln soll, wenn ich überhaupt mich je in die Dornen einer Einzigen verstricke, so daß ich ohne tödtliche Wunde nicht davon komme. Und ich fand der Rosen viele, Eine schöner als die Andere, und doch auch wieder einander so ähnlich, daß es mir damit erging wie es in Decameron mit den Ringen geht, ich konnte die Rechte nicht finden. Ich gaukelte von Blume zu Blume, und so lange Schalk Amor sich noch an unseren Gaukeleien erfreut, schlägt er uns auch keine tiefen Wunden. Manche Rose hatte mich zwar schon verletzt, doch es waren nur Wunden, welche reizen, nicht aber schmerzen. — Die ganze Liebelei der Jugend besteht ja in einem Wettkampf, wer der Liebenswürdigste sein könne, und giebt es eine schönere Aufgabe als diese? Studium und Ausbildung des Jünglings sollten keinen andern Zweck haben als seine Liebe zu veredeln. —

Wer kennt ein mächtigeres Gefühl als Liebe? Wer kann eine höhere Lebensaufgabe finden als die Liebe zur Menschheit zu vertiefen, zu erweitern, zu erheben? — Welch' herrlichere Aufgabe kann die Liebe zur Wissenschaft und Kunst haben als die Menschheit zu erleuchten, zu erheben, zu verherrlichen? Wer kennt eine Leidenschaft, welche, wie die Liebe, uns mit jener Gluth durchbebt, die uns erzittern macht in Wonne und Seligkeit vom Scheitel bis zur Sohle? — Wer kennt eine, welche uns zu größeren Opfern fähig macht? —

Wer diese Macht der Liebe nie empfunden; wen dieser Zauber nie gefangen hielt im Wunderreiche süßer Träume und romantischer Illusionen, den darf man beklagen, denn er gehört zu jenem Raupengeschlecht, welches nie eine Ahnung hatte von dem Himmel, den wir auf Erden finden. Liegt darin nicht zugleich die gerechte Strafe dieser Ungeheuer? Aber diesen tiefen Ernst der Liebe kannte ich ja damals noch nicht, das war ja Alles nur Tändelei, jugendlicher Uebermuth. —

Einen ganzen Strauß von Rosen wollte ich pflücken und man darf nicht erwarten, daß ich hier das Bild der Einen, Einzigen und Auserwählten in glühender Begeisterung schildere. Die, welche mir nahe war, besaß damals mein Herz; jeder schöne Mund war reizend zum küssen. Die sanften Augen der Einen, die feurigen der Andern, sie zündeten Beide; die Herzensgüte der Einen, der Muthwille der Andern, sie reizten Beide, und daraus ein Hehl zu machen wäre Lüge. — Wozu auch? Es handelte sich ja gar nicht um feierliche Gelübde; es war keine Rede von Ernst und Treue in diesen Liebeständeleien. Ja, in Uebermuth und Siegesgewißheit war es mir gar nicht um einen ernsten Sieg zu thun, denn meine Liebe zur Freiheit war noch ungezügelt und unbändig. Darum warnte ich selbst mit lauter Stimme:

Die Ihr der Sonne entgegenlacht,
Ihr lieben Rosen, nehmt Euch in Acht!
Ihr blühet und glühet in stolzer Pracht;
Doch ach, gebrochen eh' Ihr's gedacht,
Fallt Ihr entblättert in einer Nacht,
Wenn treue Liebe Euch nicht bewacht:
Drum, liebe Rosen, nehmt Euch in Acht!

Aber dennoch sollen sie hier nicht ganz vergessen sein, die geliebten Wesen, welche mich zu dem süßen Bewußtsein weckten, daß ich ein Mann sei. Diese Erinnerungen sind um so schöner, als sie uns in eine Zeit zurückversetzen, wo wir, unschuldig und

selbstlos, unser Herz den wunderbarsten Eindrücken hingeben, hingeben müssen, da ein unerklärlicher Zauber uns beherrscht und gefangen hält. Schon als Knabe von zwölf Jahren empfand ich diese unerklärliche Zaubermacht.

Meine erste Liebe war eine Cousine meines Schultyrannen und zugleich eine Cousine Duttels. Sie lebte im Hause des Professors und nahm an einigen der Unterrichtsstunden Theil. — Wie wohl that es mir, wenn ich ihr gegenüber saß und manchmal in die schwarzen, glänzenden Augen blicken konnte! Wie hätte ich mich geschämt, wenn ich faul oder unaufmerksam gewesen wäre! — Wie freute ich mich, wenn Duttels Tante eine kleine Kindergesellschaft arrangirte und ich mit Elisen spielen konnte. Es entspann sich für mich ein förmlicher Roman, der mein eignes, innerstes Geheimniß blieb, denn nie und gegen Niemand, auch nicht gegen Elise verrieth ich je mit einem Wort das süße Bewußtsein der Liebe. — Es quälte mich nicht, es war mir, so wie es war, genug und machte mich glücklich. —

Wir besuchten auch zu gleicher Zeit den öffentlichen Religionsunterricht, der eine Vorbereitung zur Confirmation war. — Hier nun drohte meiner ersten Liebe Gefahr, und bald mußte Elise die Herrschaft über mein Herz an Louise abtreten, eine schon etwas üppigere und mehr erschlossene Rosenknospe, zwischen dreizehn und vierzehn. Diese Augen, die wie ein klarer See auf den Grund der Seele sehen ließen, waren damals für mich freilich nur eine geheime unergründliche Macht. Die glühenden Lippen, diese blühenden Wangen, dieses volle, frische, fröhliche Gesicht, dessen Ausdruck ich jetzt mit dem einzigen Wort: Herzensgüte am schönsten bezeichne, konnten nicht ohne tiefe Wirkung auf meine leicht bewegliche Phantasie bleiben. Auch wir sprachen nie ein Wort von Liebe, aber wir waren uns von Herzen gut und wußten es.

Das glühte und sprühte und stürmte, wenn ich in ihre Nähe kam, oder sie nur von Ferne sah, als sei eine electromagnetische

Kette zwischen uns thätig und das Herz hämmerte drauf los, als sei es durch eine mächtige Batterie in Thätigkeit gesetzt. —

Das war die zweite Rose in meinem Strauß. Louise wurde im Hause ihrer Großeltern erzogen und das waren alte gottesfürchtige Leute; sie erhielt demnach eine sehr häusliche Erziehung. Da war nicht viel die Rede von Putz, Gesellschaften und dergleichen und es ward mir keine andere Herzensfreude zu Theil, als sie zu sehen. — In diese Zeit fiel aber meine Tanzstunde und dort sah ich eine dritte Rose, welche mir in die Augen stach. Sie hieß Marie. Eine schlanke, blasse Schöne, mit glattem, glänzendem, schwarzem Haar und dunklen, träumerischen Augen. Ihr Gang schien mir ein Schweben mehr, als ein Gehen, und ihre Erscheinung übte einen solchen Liebreiz auf mich aus, daß es mir immer war, wenn ich sie sah, als drücke ich sie an mein Herz und schwebe mit ihr, in eine rosige Wolke gehüllt, über die Erde hin nach Elysium. —

Und soll ich diese Liste noch vermehren? Wozu? es kommt ja nicht auf Namen an, und es ward ein schöner Strauß bis zum zwanzigsten Jahre. — Ich habe geliebt und gelebt und geträumt und gedichtet. Das trieb ich mit Herz, alles Andere war mir Nebensache. Dieses Träumen und Dichten, Lieben und Kosen war damals mein Lebenszweck, ich kannte keinen anderen, denn der mir angewiesene Lebensberuf war meiner Natur ganz und gar zuwider. Ich beneidete zwar den Jüngling, welcher sich für höhere Studien vorbereitete — wie mein Freund Gustav; — ich beneidete den jungen Künstler, welcher Herz und Geist des Volkes zu schönen Empfindungen weckte, den Maler und Musiker; aber Alles das that ich nicht mit derjenigen Energie des Willens und dem bestimmten Bewußtsein, daß mein Beruf ein verfehlter sei, daß es mich dazu hätte bringen können, meinem Lebenslauf mit Gewalt eine andere Wendung zu geben. Das ist das Loos so vieler, an sich vortrefflichen Naturen, und es bleibt dem Zufall überlassen, was aus ihren herrlichen Anlagen werden mag.

Von Studiren war einmal die Rede bei mir, aber meine Eltern fürchteten, nicht Mittel genug zu besitzen und wußten auch keine anderen Wege einzuschlagen, welche ihnen die Sache erleichtert haben könnten.

Künstler, nun gar! Man komme so nüchternen Geschäftsleuten mit einer solchen Idee und sie halten, in großer Bekümmerniß, ihr Kind schon für verloren! Ja, wenn man wüßte, daß man die Höhe erreicht, wo die berauschte Welt ihre Schätze mit verschwenderischen Händen dem Künstler in den Schooß wirft, ja, dann wohl! aber da laufen so viele Unglückliche herum, welche in ihrem vergeblichen Ringen nach Erfolg, als abschreckendes Beispiel dienen. Kaufleute aber, so viele ihrer auch sind, wenn sie nicht Alle Millionäre werden, führen doch ein Leben voll Genuß. Sieh, wie sie sich schön kleiden! wie sie sich amüsiren und amüsiren lassen! wie sie reisen! Kurz, der Kaufmannsstand ist der Stand der Zukunft. — So sprach man mir und ich quälte mich, um meinen Eltern keinen Kummer zu bereiten, und ward Kaufmann; aber anstatt ein berechnender, spekulirender, war ich ein dichtender und träumender Kaufmann und welch' anderes Glück konnte mir blühen als — Rosen? —

Aber selbst die Rosen konnten mich nicht fesseln, trotz, oder vielleicht wegen meiner Jugend. An ein Festhalten war nicht zu denken, denn weniger nach Fesseln fühlte ich ein Sehnen — und wären es Fesseln von Rosen gewesen — als nach Freiheit.

Es trieb mich hinaus die Welt zu sehen. Nachdem ich dem Geschäftsmenschen genügt und denselben in ein gewisses Fach hineingeschoben hatte; mit anderen Worten: nachdem ich die mir verhaßte Lehrzeit vollendet hatte, wollte ich auch dem Gefühlsmenschen genug thun. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, mich dem Leben in die Arme zu werfen, hinaus in die Welt zu ziehen. —

Ist das nun ein Zug des Charakters, welcher uns Deutschen

ganz besonders eigen ist, oder liegt es in den Verhältnissen, daß dieser Zug sich besonders im deutschen Volke ausprägt? — Es sind wohl beide Hebel thätig, das deutsche Volk zum Wandervolk zu machen. — Wie oft sah ich die liebe Sonne, in ihren prächtigen, goldgestickten Purpurmantel gehüllt, hinter dem blauen Taunus verschwinden, von meiner Sehnsucht begleitet, mit ihr durch die Lüfte fahren zu können! — Wie oft fühlte ich den Druck der kleinen Verhältnisse, der wie ein unauflöslicher Zauber auf mir lastete, dem ich mich zu entwinden strebte! — Was uns freiwillig fesseln könnte, wird unerträglich durch den Zwang, mit dem es uns aufgebürdet ist. — Wir werden mit dem A B C zugleich an die Banden der Gewohnheit geschmiedet, welche uns zähmen und knechten soll und mit dem Degen an der Seite unserers Lehrers werden wir an abnorme Zustände gewöhnt, so daß wir Tausend andere lächerliche Dinge nicht mehr lächerlich finden. — Wenn man uns den Stock fühlen läßt, weil wir die Kappe nicht zogen vor einem Manne, der eine Uniform trägt, lehrt man uns die Maschinerie der bürgerlichen Ordnung verstehen und — wenn Geist genug vorhanden ist, — auch hassen.

Wenn die Polizei uns vorschreibt, was wir thun und lassen dürfen, dann bedarf es ja weiter keiner Tugend als des angewöhnten Gehorsams, um ein guter Bürger zu sein.

Aber Mancher — und wäre es auch lange nach dem verhängnißvollen vierzigsten Jahre wird dieses Gehorsams überdrüssig, richtet seinen Blick nach dem Himmel und sehnt sich aus diesen beschränkenden Bevormundungen heraus. Er will auch einmal aus freien Stücken so handeln, wie er in Deutschland aus zarter Rücksicht für die Polizei handeln muß. — Unabhängigkeit! — Das ist das Zauberwort welches den Bann löst, der auf uns lastet. Wem dieses Wort wie ein Blitz durch den Sinn fährt, dem wird es auf einmal als hörte er die Ketten zu Boden fallen, welche ihn bisher an der Scholle festhielten. — Er schreitet fort, er geht seine eignen

Wege, er ringt nach Freiheit, mögen die Folgen sein, welche sie wollen! Daher der Drang auszuwandern, welcher oft selbst alte Leute in Deutschland erfaßt, auch wenn sie keine Noth leiden. — Der Gang in den vorgeschriebenen Bahnen wird zum Tode langweilig, man will sein Leben dem Leben abringen.

Das ist der Zug, welcher die Deutschen schaarenweise zur Auswanderung treibt und ist auch der Zug, welcher den jungen Mann mit Sehnsucht erfüllt nach dem unbekannten Land seiner Träume, das er nie findet.

Nach Paris.

Wer hat je schon einmal Abschied genommen von Allem was er liebt? Welch' ein sinniges und inniges Band verknüpft den Knaben mit seiner Heimath! Wir wollen dies nicht allein auf jene Glücklichen beziehen, welche in stillem Hause von alten Bäumen umschattet, von Blumenterrassen umgeben, die Wonne seligen Friedens genossen, denen die Jugend wie ein süßer Traum dahinschwand an der Hand eines treuen Vaters, unter den Augen einer liebenden Mutter, welche in das rege Leben des Geschäfts-Verkehrs oder in das tiefernste der Wissenschaft eingeführt werden, durch der Wegekundige Lehrer. O nein! nicht sie allein hängen mit allen Fasern an dem Boden auf welchem sie zur Welt kamen. Nicht sie allein haben ein inniges Gemüth; nicht sie allein sind die Glücklichen. Und viele sind glücklich und wissen es nicht, bis sie, ihres Glückes überdrüssig, satt, sich nach einer neuen Lage sehnen wo mehr Abwechselung, Kampf sie reizt, ihre Kraft zu prüfen. —

Das war's! — Was soll das ewige Einerlei? — Ja, Mancher kann's ertragen. Still und bescheiden lebt er hin; seine Freuden werden ihm angenehme Gewohnheiten. Er wirkt und denkt im ewig alten Geleise; sucht sich ein sicheres Nest zu bauen; gründet eine Familie so gut er kann, und geht wie ein Uhrwerk durch ein Leben, dessen Hauptmomente in Hochzeit und Kindtaufen, ein paar Todesfällen, ein paar an heftigen Zahnschmerzen durchwachten Nächten und einem tüchtigen Streit mit dem Nachbar u. s. w. bestehen. —

Anders ist's mit einem Manne, in dessen Busen die heißen Gluthen eines Vulkans alle edlen Metalle in ihm in Fluß bringen; er muß einen Abkühlungsprozeß durchmachen, welcher das Gold von den Schlacken reinigt. Oft sind die Schlacken überwiegend; oft kommt gar nichts Anderes zu Tage; oft giebt es verheerende Ausbrüche von Lava, welche alle schönen Blüthen des Lebens knicken und in Asche legen. — O süße Heimath; süßes, stilles Glück der Kindheit, wie weit liegst du nun hinter mir und doch, wie ewig neu und ewig jung lebst du in meinen Erinnerungen trotz des Abkühlungsprozesses, welchen ich durchzumachen hatte.

Wenn ich der Zeit gedenke, wo ich von meiner Mutter Abschied nahm, von meinen Freunden und den drei geliebten Rosen, dann beginnen die Saiten meines Gemüthes gleich einer, von leisem Winde angeregten Harfe in Molltonarten zu erzittern, wie sie damals so mächtig erklangen und mitten durch all' diese Töne klingt auch wieder, wie damals, eine gewisse neckische Melodie, wie eine Sirenenstimme, welche den lüsternen Jüngling an die mit Lockspeisen aller Art so reich besetzte Tafel des Lebens ruft. Noch ist das Leben uns ein Geheimniß, und welcher Jüngling, den die Natur mit einem offenen Kopfe, reichem Herzen und lebhafter Phantasie begabte, kann es sich versagen, mit kecker Hand den geheimnißvollen Schleier zu lüften, um das wunderbare Getriebe zu sehen welches das Leben lebendig erhält? Er wagt es, trotzdem

es ihn seine paradiesische Ruhe kostet; er wagt es, trotzdem es ihm seine schönsten Illusionen raubt.

Ein aufrichtiger Schmerz und eine geheime Freude kämpften in mir und ließen meine Stimmung unentschieden, eine Stimmung, wie sie ewig menschlich sein wird. Der Schmerz der Trennung war der Grundton, das Thema, und ein gelegentliches Aufjauchzen der Freude in der Freiheit; eine Spannung des Scharfsinnes, um die Räthsel des Lebens zu lösen, welche noch hinter dem Schleier der Zukunft verborgen waren; ein Sturm von Plänen und Entwürfen waren die Variationen über das Thema.

Was ließ ich zurück und was lag zu erobern vor mir? Ich hatte zwar noch keinen schweren Kampf bestanden, aber dennoch kam es mir vor, als hätte ich nur Ruinen hinter mir gelassen; und wieder, als hätte mich der Erzengel aus meinem Paradiese vertrieben, und ich müßte nun im Schweiß meines Angesichts mein Brod essen. Ein Glück ist's, daß man in jungen Jahren solchen Gedanken nicht allzulange nachhängt und am wenigsten auf einer Reise, einer Fußreise in Gesellschaft mit zwei jungen Leuten, einem Maler und einem Musiker; einer Reise nach Paris, der Hauptstadt Europa's; ja, nach unseren damaligen Begriffen, dem Herzen der Welt. —

Das war im Jahre 1834, einer Zeit, wo sich die Aufregung unter den Volksmassen der verschiedenen Nationalitäten, von der Juli-Revolution angefacht, kaum gelegt hatte. — Es herrschte noch die Romantik der Revolution, in den jungen Köpfen wenigstens, mit denen ich in Berührung kam. Politische und soziale Reformen wurden überall mindestens gewünscht, wenn auch nicht ernstlich angestrebt. St. Simonismus und Fourierismus suchten viele Jünger um sich zu sammeln. Die glorreiche Juli-Revolution sollte der Herold einer neuen Zeit sein, aber die neue Zeit spukte nur erst in allen Köpfen, man wußte nicht recht, ob man daran glauben sollte, und im Volksleben zeigte sich keine Spur davon, das ging nach wie vor seinen zugemessenen Gang.

Nur die Jugend, deren Erfahrung noch keine Enttäuschung erlebt, sie glaubte an den Zeitgeist, dessen Spukgestalt sie am hellen Tageslicht, den großen Regenschirm unterm Arm, in den Straßen von Paris herumwandeln sah. Aber ihre Einbildungskraft täuschte sie über den Geist des Geistes; und das ist ja eine gewöhnliche Erscheinung in Zeiten revolutionärer Aufregung.

Der Mensch auf dem Thron bleibt immer ein Mensch, wenn wir auch einen göttlichen Nimbus um ihn ziehen. Ja, er ist sogar dem Einfluß seiner Schwächen und gefährlichen Leidenschaften mehr unterworfen als andere Sterbliche, durch die Leichtigkeit mit welcher er sie zu befriedigen im Stande ist, wogegen anzukämpfen also mehr moralische Kraft erfordert. —

Der erste der Nation, der Mann, welcher die Krone trug, drückte dem Zeitgeist mehr oder weniger seinen Stempel auf und so ward Frankreich, oder vielmehr Paris, das Herz Frankreichs, eine Börse, in welcher die Stockjobber und Epiciers die Hauptrolle spielten. Gegen diese rückten St. Simon und Fourrier in's Feld. Man fürchtete aber diese Träumereien der modernen Philosophie damals noch nicht so sehr; ihre Anhänger waren noch nicht zahlreich und bestanden mehr aus Phantasten als aus praktischen Leuten. Der Glaube an die „Kirche" war noch nicht so unterwühlt und schwankend, die Menschheit hatte noch Ideale und Hoffnungen; noch Vertrauen in den guten Willen der Führer, das Beste zu erstreben für Alle. —

Seitdem ist ein halbes Jahrhundert entschwunden, groß und reich an Ereignissen und Entdeckungen und hat nicht minder einen gewaltigen Umschwung in der Weltanschauung einer großen Masse von Menschen erzeugt. Man wendet jetzt entschieden den Blick mehr auf die schöne Erde als auf den Himmel, ein Umstand, welcher mich — lieber Leser, sei nicht böse! — wieder einmal zu einem Gedicht begeisterte, das ich hier mitzutheilen mir nicht versagen kann.

Wohin, o Geist, in kühnem Fluge?
Willst Du ein neues Reich erspähen?
Suchst Du Gedanken, nie geahnet;
Suchst Bilder Du, noch nie gesehen? —
Umsonst! — umsonst ist Deine Reise
Durch's Wunderreich der Geisterwelt,
Umsonst im weiten Sternenkreise
Durch's unbegrenzte Aetherzelt.
Dich treibt ein gottdurchbebtes Ahnen,
Dich eine Sehnsucht ungestillt,
Doch ach! Du suchst auf falschen Bahnen
Was nur die Erde Dir erfüllt.

Das Glück, es ruht gleich reichen Perlen
Tief in der Menschen eig'nem Wesen.
Drum lern', o Menschheit, es zu finden,
Nicht wirst Du's in den Sternen lesen! —
Blick in Dich selbst und ehrlich suche,
Nicht was Du hoffst, nein, was Du hast,
Erfülle was das Leben fordert,
Sei ihm auch Bürger, nicht nur Gast.
Was Du oft suchst, leicht kannst Du's missen,
Ein Tand ist's, der nicht glücklich macht
Und was Dir fehlt, trittst Du mit Füßen
Wo es Dir hell entgegenlacht. —

Die erste Perle die Du findest,
Willst Du nach ihrem Namen fragen?
Gleich einem Königsdiademe
Sollst Du sie an der Stirne tragen.
Sie heißet Freiheit; herrlich strahlend
Durchleuchte sie der Menschheit Bahn,
Vor keinem Stern wird sie erbleichen,
Zerstören wird sie Nacht und Wahn.
Und Liebe —

Doch halt! — während ich dieß niederschreibe und noch eine ganze herrliche Perlenschnur zum Schmuck der Menschheit

zusammenreimen möchte, beschleicht mich wieder ein Geist des Zweifels, ein grauenhafter Zwiespalt der Menschennatur. Ich muß mir gestehen: nein, die Menschheit thut das nicht, was du hier von ihr fabelst und singst. Das ist wieder ein Streich den dir deine Phantasie spielt, die dich in das Reich der schönen Träume trägt. — Die Menschheit ist ein tosendes Meer, in dessen nimmer rastenden Wogen viele herrliche Perlen verborgen sind, oft in harter schmutziger Schaale, und es gehören gewaltige Vorbereitungen dazu, sie zu Tage zu fördern; Wagnisse, zu denen nicht jede Menschenbrust befähigt ist. — Freiheit! — ja es ist eine köstliche Perle, aber wo wohnt sie? wo ist sie zu finden? — Das mahnt mich, wieder den Faden meiner Erzählung in Paris aufzunehmen. —

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, war Losung während der Juli-Revolution. Diese Perlen, ja Phantasie und Dichtung mögen sie sehen und preisen; erringen aber kann sie nur ein strenger, ernster Wille. Denken, ja denken mögen wir daran und davon träumen, aber sie besitzen und genießen, dazu gehört eine unbeugsame Tugend.

So wenig nach wie vor den drei denkwürdigen Julitagen waren Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Paris zu finden. Acht Tage nachdem Lafayette „die beste der Republiken" öffentlich umarmt hatte, war das Volk wieder im alten Geleise nach Panem et Circenses, und der Repräsentant des Zeitgeistes wanderte, wie schon erwähnt, mit dem großen Regenschirm unterm Arm gelegentlich durch die Straßen von Paris. Die Begeisterung des Volkes fand, als ich nach Paris kam, vier Jahre nach dem welterschütternden Ereigniß, nur noch Ausdruck in einem glänzenden Feuerwerk am Jahrestag des großen Triumphs der Verbrüderung. — Nachdem ich also das Ziel meines Sehnens, Paris, erreicht hatte, blieb mir auch nichts Anderes übrig, als nach Brod zu gehen. Ich hatte gedacht, nein, ich hatte geträumt, eine

Gelegenheit zu finden, meine Carriere zu ändern, aber wie? — Wohl ist der Leser berechtigt zu lächeln, ich darf's ihm nicht verargen, denn wozu war ich vorbereitet? Meine Baarschaft schmolz zusammen, Wechsel hatte ich keine zu erwarten als höchstens einen Wechsel aus einem leidlichen, in einen schlimmeren Zustand. Ich sah mich also um nach einer Stellung in meinem Fache, in der Absicht günstigere Umstände abzuwarten, und fand in einem Hause, das zahlreiche Verbindungen mit Deutschland hatte, zwar Beschäftigung — jedoch nur als „Volontair".

Reiche Kaufleute haben die Gewohnheit ihre Söhne als Volontairs in Pariser Geschäften unterzubringen, zur Vervollkommnung ihrer Ausbildung. Doch was sollte mir eine solche Stellung? indessen fand ich für gut sie anzunehmen, als einen ersten Versuch aus welchem sich Besseres entwickeln dürfte. — Nach kurzer Zeit sah ich mich genöthigt dem Hause eine schriftliche Mittheilung zu machen, deren Natur folgende einleitende Phrase hinlänglich charakterisirt: „Je mehr ich meine Lage überdenke, desto weniger kann ich mich dazu entschließen als Volontair u. s. w." Am nächsten Tage hatte ich eine Antwort und eine Anstellung mit Gehalt. — Das gab mir Sicherheit und Muth. —

Das Geschäft war in einem jener alten aristokratischen Palais im Marais. Eine große Façade mit Flügelbauten, Stallungen und Remisen und kleiner Garten hinter dem Hause, ein großer Hof von einer hohen Mauer mit großem Thor und einer Portier-Loge umgeben. Die Parterre-Räume und Entre sols waren für's Geschäft, der erste Stock für Wohnung meines Prinzipals eingerichtet, den oberen Stock bewohnte der Eigenthümer, ein Ritter der Ehrenlegion, ein alter wackerer Degen, mit seiner Frau, einer wohlgebildeten Dame, und zwei Töchtern. Die älteste war etwas verwachsen und schon ziemlich über die Jahre der Jugend hinaus; die jüngste, eine liebliche Blondine mit sanften Augen und bescheidenem Wesen. Sie musizirte und malte

reizend, und schon ihre Stimme war Gesang. Die Zurückgezogenheit der alten Leute brachte sie nicht in Verkehr mit der großen Welt; ein sehr großes Vermögen war auch nicht vorhanden um Freier anzuziehen und doch war es Zeit das Mädchen unter die Haube zu bringen. Dieser Umstand, und vielleicht einiges Zureden meines Prinzipals, flößte dem Buchhalter des Geschäftes, einem Schwaben von gesetztem Alter, die Idee ein, auf die Hand der lieben Clara zu spekuliren, mit der Aussicht später als Theilhaber in's Geschäft aufgenommen zu werden. —

Ich war ein abgesagter Feind solcher Spekulationen in Herzensangelegenheiten; es verdroß mich, daß das Alles so geschäftsmäßig geplant und ausgeführt werden sollte. — Der nüchterne, dicke Schwabe erschien mir wie eine jener Raupen welche ihre Brut in die schönsten Rosenknospen niederlegen; aber wir lebten ja in Paris wo die Ehe längst eine reine Geschäftssache geworden. — Mit den Hauptpersonen, nämlich mit dem lieben, guten Mädchen oder ihren Eltern war noch nichts über den Plan verhandelt worden und ich beschloß das Complott — wie ich mir einbildete — im Interesse der lieben Clara, zu vereiteln. —

Aber was wollte ich denn? — dachte ich an eine Heirath? und das ist doch das Ziel aller Wünsche eines jungen Mädchens, besonders in einem Alter, das nicht mehr der ersten, hoffnungsreichen Jugendzeit angehört. — Der Gedanke an „Heirath" lag mir aber noch sehr fern; ja, ich hielt die Ehe in meinen ungestümen Weltverbesserungsideen für einen Zwang, welchen die Priester in ihrer Sucht nach Herrschaft, der menschlichen Gesellschaft aufgebürdet haben. Später wird mir wohl Gelegenheit, diese Idee weiter zu besprechen. Für jetzt will ich nur sagen, daß mich die Situation verlockte, der lieben Clara etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als ich vor ernsten Sittenrichtern zu rechtfertigen im Stande bin, nur in der Absicht sie von einer, in meinen Augen verhaßten Heirath abzuhalten. Nicht in directen Aeußerungen,

noch auch in auffallenden Handlungen geschah dies, jedoch so, daß der Buchhalter im Stillen begann stark zu zweifeln an dem guten Erfolg seiner beabsichtigten Bewerbung. — Es war in der Fastenzeit und am Fastnachts-Dienstag hatte unser Prinzipal einen Ball arrangirt, dem wir Alle beiwohnten. Wir hatten der Freuden schon vielerlei genossen und manche Scherze ausgeführt, als es einem ältern Verwandten des Hauses, einem Manne, welcher gerne kleine lustige Späße machte, einfiel, während wir, verschiedene Paare, im Saale walzten, plötzlich das Gas abzudrehen. Es war ein Streich, welcher nur dem Spaßvogel und nur am Fastnachts-Abend verziehen werden konnte. — So schnell das Licht erlosch, so schnell war es aber auch wieder gezündet. — Schnell wie die Nacht kam, fuhr es mir durch den Sinn, meiner Tänzerin, der lieben Clara einen Kuß zu rauben, den ersten und letzten den ich je von ihr eroberte; aber eben so blitzähnlich muß es dem guten Schwaben eingefallen sein sich in unsere Nähe zu schleichen, instinktmäßig vorahnend was geschah! — Er stand neben uns als das Licht wieder leuchtete und schabte uns ein Rübchen! — Ein Schwabenstreich, sicherlich! — Doch schien das ihm den Gedanken eingegeben zu haben er sei zu alt für diese junge Blüthe. — Clara war von diesem Tage an um einen ernsten Bewerber ärmer und um einen flatterhaften Anbeter reicher, das ist der Carneval des Lebens, das ist Vanity fair. Doch trat auch bald der Ernst des Lebens an sie heran. Sie fand einen Gatten als ich längst Paris verlassen hatte und wie ich zwei Jahre später erfuhr, mußte sie die Wonne der Mutterfreuden mit ihrem eignen süßen Leben bezahlen. Sie starb bei ihrer ersten Niederkunft. —

Doch ich muß wieder zurückblicken. —

Ein leicht erregbares Gemüth, eine leicht entzündliche Phantasie machten mich zu einem unsteten Gast überall. — Was Paris mir war, und vielen Tausenden junger Leute heute noch ist, ein Paradies, ein Eldorado wo alle Träume und Wünsche wie in einem

Märchen in Erfüllung gehen; was Paris mir war in meinen Träumen, das sollte es mir nun auch werden in Wirklichkeit. Soll ich meine Erfahrungen hier mittheilen? — wozu? Einerlei wo ich sie sammelte, bei Very oder Vefour; im Quartier Latin oder im Quartier Chaussée d'Antin, im Jardin Mabille oder à la Chamière; im Tuilerien-Garten oder in der Champs Elysées; in Salons oder in Estaminets, selbst in den wissenschaftlich-populären Vorträgen, die ich besuchte; — es lebte immer in mir unbefriedigte Sehnsucht nach etwas Besserem, etwas Rechtem, das ich nicht finden konnte. Ich kam mir vor wie ein Verschwender; nicht an Geld, denn dessen hatte ich nicht zu viel, aber an Zeit, an schönen Stunden die ich vergeudete, um dafür nichts einzutauschen als Flitter und Leerheit. — Hatten Börne's Schriften und ein wunderlicher Versuch einiger Phantasten in Frankfurt, dem Sitz des Bundestags, einen Aufstand zu Gunsten der Befreiung Deutschlands zu improvisiren, meine Augen geöffnet und meine Begeisterung für die revolutionäre Politik der deutschen Jugend entzündet, so wollte ich auch jetzt in Paris, dem Sitz aller revolutionären Propaganda, mich an diesem Streben betheiligen.

Ich fand eine „geheime" Gesellschaft. — Nun, es ist ja längst kein Geheimniß mehr und ist eigentlich nie ein Geheimniß gewesen, denn die Spione der Reaction haben sie gekannt und auch vollständig enthüllt. Darum ist es auch erlaubt davon zu reden. Der thränenreiche Venedey war einer der leitenden Geister des Bundes, und es waren hauptsächlich deutsche Arbeiter, welche als Glieder desselben zu revolutionären Zwecken herangebildet werden sollten. —

Zu dieser Zeit trat ich auch in den Freimaurer-Orden, aber Alles das bot mir keine Befriedigung. Für das Wirken im geheimen Bund der Politiker hatte ich keine Geduld und für die Kindereien des Andern kein Verständniß, denn ich sah da Leute, welche mich zwischen den vier Wänden der Loge als Bruder

begrüßten, deren Thun und Treiben im öffentlichen Leben mich keineswegs für eine Bruderschaft mit ihnen enthusiasmirte. — Ich habe vielleicht damals nicht tief genug in die Geheimnisse dieser Gesellschaft geblickt und habe mich auch nie darum bekümmert, da ich seitdem, und immer, einen entschiedenen Widerwillen empfand, irgend einen Lebenszweck durch Verstellung oder geheime Mittel zu erreichen. — Ich bin ein Feind geheimer Gesellschaften.

Ausflug nach Italien.

Zwei Jahre waren in diesem ziellosen Leben vergangen und ich begann mich nach Neuem zu sehnen. Ich, wie auch einige meiner näheren Bekannten, hatten die Gewohnheit, ein Estaminet zu besuchen, wo Literaten, Künstler und Arbeiter sich zusammenfanden. Da saßen wir eines Abends; es ging munter zu, denn da wurde geraucht, schäumendes Bier getrunken, die Dominosteine klapperten auf den Marmortischen und in allen Winkeln sah man debattirende, lärmende Gruppen. Der ganze, große Saal war voll wogenden Dampfes, und die großen und kleinen Geister alle fühlten sich daheim, wie die wolkenumgürteten Götter auf dem Parnassus. Darunter saßen wir auch und das Gespräch drehte sich um das Alltagsleben und Treiben der Menschen. — Wie viele Tausende, ja Millionen Jahre mag die Erde ihren Kreislauf vollendet haben, bevor sie für all das Leben, ja überhaupt für das Hervorbringen organischer Wesen befähigt war. Wie schnell verschwindet der Mensch wieder von diesem Schauplatz seiner Mühen,

Sorgen, Freuden und Qualen. Und darum, so hieß es, soll man in der Jugend nirgends fest sitzen, nie einseitig sein, nicht an der Scholle kleben. Wohl oder Uebel, das soll uns nicht schrecken; wir trotzen der Gefahr und sind dadurch die Götter, denen diese schöne Erde als Erbtheil zufiel. —

Unter den Anwesenden war auch ein junger Mann, welcher schön zeichnete und als Dilettant in den Museen Malerei studirte, aber, der Bestimmung seines Vaters gemäß, im kaufmännischen Fach sich ausbilden sollte und bei einem Banquier beschäftigt war. Für seine Zukunft hatte er keine große Sorge zu tragen, denn sein Vater war ein wohlhabender Mann in der bairischen Pfalz, der ihm auch jetzt monatlich eine anständige Summe erlaubte für seinen Unterhalt. Während unserer Unterhaltung erwachte in mir, lebhafter denn je, der langersehnte Wunsch Italien zu sehen, und ich rief ihm in dieser erhöhten Stimmung zu:

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn?"

„„Dahin, dahin, möcht' ich mit Dir, mein Lieber, ziehn!""

gab er zurück. — „So laß uns doch ziehen", rief ich. „Ich will dir sagen was wir thun. Wir machen Beide fleißig Studien auf der Reise. — Du skizzirst und ich schreibe gereimten und ungereimten Text dazu. Ein Verleger wird sich finden und so bringen wir nicht einmal ein pekuniäres Opfer, während wir eine reiche geistige Erndte einthun." — Die Stimmung war die rechte, um einen solchen Entschluß auf der Stelle zu fassen, und er faßte ihn. — Aber er war ein unzuverlässiger Charakter. Original in seiner äußeren Erscheinung, eine hochaufgeschossene Latte, mit langen Beinen, langen Armen, mageren, langen Händen und mit einem Gesicht als litte er den bittersten Hunger, welchen Ausdruck die großen, hervorstehenden Augen noch erhöhten, war sein ganzes Wesen eben so schwankend wie seine Erscheinung. — In seiner Lage, mit seinen Talenten würde gar Mancher, mit mehr Energie

ausgestatteter, sich als Künstler einen Namen errungen haben; er begnügte sich aber mit der bescheidenen Rolle eines Wechselmaklers und Dilettanten. —

Ich hatte die Hoffnung etwas Tüchtiges aus ihm zu machen; ich wollte ihn aufrütteln, die Kunstschätze Italiens sollten ihn so erfüllen, daß sie seinem Streben eine höhere Richtung gegeben hätten, doch es sollte Nichts aus ihm werden! Die träge Gewohnheit war mächtiger als die momentane Aufwallung an jenem Abend, und schon am andern Morgen mag er sein, mir bestimmt gegebenes Versprechen bereut haben. Hätte er mich, wie es seine Pflicht gewesen wäre, mit seiner Sinnesänderung bekannt gemacht, nun so wäre es ein kurzer Traum gewesen. Aber, seiner ewig schwankenden Weise gemäß, sagte er mir nichts davon und ließ mich meine Vorbereitungen vollenden. Ich brach meine geschäftlichen Verbindungen ab; traf mit einem Correspondenz-Bureau in Paris und der Augsburger Allgemeinen Zeitung ein Uebereinkommen, Correspondenzen zu liefern von der Reise, kurz ich war bereits gerüstet, als mir mein Reisegefährte in spe kleinlaut die Mittheilung machte, daß er sich eines Anderen besonnen. Ich weiß nicht, war es Mitleid oder Verachtung, was mich damals gegen ihn erfüllte. Ist das möglich! — rief ich aus, Du bist doch in der That ein Pavian — noch weniger: Du bist eine Zaunlatte, welche mit zwei groben Nägeln an den Pfahl gebannt ist, und da verstockt. — Sieh', mich erfüllt der Gedanke dieser Reise so ganz und gar, daß ich sie nun allein unternehme und Nichts soll mich davon abhalten. Du aber wirst der Reue über Deinen Wankelmuth nicht entgehen, denn ich glaube auch jetzt noch an eine bessere Natur in Dir. Gewiß kommt eine Zeit, wo Du die Welt mit anderen, als diesen hungrigen Augen ansiehst, welche immer eine gewisse Angst, um das, was Morgen kommen wird, aussprechen. —

Doch das war abgethan. Wir hatten uns bis zu einem

gewissen Grade genähert, aber nicht angezogen und von nun an gingen unsere Bahnen auseinander. Dennoch ist dieser Comet an meinem Horizont von Bedeutung, denn seinem momentanen Einfluß habe ich im Grunde meinen Ausflug nach Italien zu verdanken. — Aber was wollte ich nun in Italien? Nach dem ursprünglichen Plane, hatte die Reise einen Zweck für uns Beide. Ich fühlte einen Beruf in mir für Schriftstellerei. Meine Correspondenzen und meine Arbeiten für das projektirte, illustrirte Reisewerk, sollten mir die Bahn öffnen. Wohl wußte ich, was Alles schon über Italien geschrieben und gedruckt war, aber ich fühlte die Fähigkeit in mir und hatte den Vorsatz Gutes zu leisten. — Wie die Sache sich jetzt gestaltet hatte, blieb es für mich ein abenteuerliches Unternehmen, das ich nur ausführte im Drange nach Neuem und im Uebermuthe jugendlichen Selbstvertrauens. —

Ich war keineswegs reich genug oder besser daran, als zur Zeit meines ersten, eben so romantischen Zuges nach Paris. Ich sah mich sogar genöthigt, von einem Freunde so viel Geld zu borgen als ich, nach meiner Berechnung, nöthig haben mochte, meine Ausgaben zu bestreiten, bis meine Arbeiten für die Zeitungen mir eine Einnahme versprachen. — Das leidige Geld! — Man lernt es schätzen, wenn es Einem fehlt. Mit einer gespickten Börse und einem guten Creditbrief versehen ist nichts leichter und unterhaltender als Reisen; für mich war es immer ein Wagniß. — Als ich meine Mutter verließ, warf ich mich dem Zufall in die Arme, wie es meinem abenteuerlichen Charakter entsprach, und der Zufall hat mich auch recht vollständig als willkommenen Spielball in Empfang genommen und lustig herumgeworfen, trotzdem ich nach jedem neuen Unternehmen den ernsten und weisen Vorsatz faßte, in Zukunft nur zu handeln, nachdem ich mir durch reifliche Ueberlegung und verständige Vorbereitung Erfolg gesichert habe.

Dieser Vorsatz findet gewiß die Billigung jedes kühlen Denkers; aber ach! Diese nüchternen praktischen Lebensregeln, welche immer

wie eine Mahnung bei mir sich einstellten, wenn ich auf einem Don Quixotischen Zuge begriffen war, erwiesen sich grade umgekehrt bei mir, als meine Luftschlösser, die sich nie realisirten. — Vor der Ausführung eines Projektes hörte ich diese mahnende Stimme nie. Muth und Begeisterung drängte sie zurück, und während Hoffnung auf Genüsse und Erfolge den Sinn gefangen hielten, blieb sie still im Hintergrunde, wie ein treuer Freund ferne steht wenn Schmeichler fähig sind, ihn aus dem Herzen des Freundes zu verdrängen. —

Ich war fertig zur Abreise.

Damals bestand noch die jetzt kaum mehr dem Namen nach bekannte Messagerie Lafitte. Eines Tages standen in dem Hofe dieses Instituts eine Anzahl junger Männer um die hochbepackte Postkutsche, vor welcher fünf gewaltige Burgunder-Pferde wieherten und scharrten, als könnten sie kaum den Zeitpunkt erwarten sich in Trab zu setzen. Die Augen der jungen Leute waren auf mich gerichtet, denn es waren meine Freunde und ich hatte bereits meinen Platz, oben auf dem Imperiale, neben dem Condukteur, eingenommen. Wir wechselten noch einige Worte, da setzte sich der Wagen in Bewegung; noch ein Ruf, noch ein Winken mit der Hand und — auch diese Bande waren gelöst, welche mich mit gar vielfachen Verschlingungen bisher in der großen und schönen Stadt festgehalten hatten. — Es war ein anderer Abschied als der von der Heimath, aber der Eindruck war darum nicht minder tief.

Ich drückte mich in meine Ecke und ließ alle Bilder der Vergangenheit in der Erinnerung an mir vorüberziehen und es währte geraume Zeit, bevor ich meinen Blick hinausschweifen ließ in die Landschaft, die vor mir lag, bevor ich mich überhaupt neuen Eindrücken hingeben konnte. Reisen mit der Deligence war gemüthlich genug für kurze Strecken, auf die Dauer aber wird es eintönig und ermüdend. Eine solche Reise von Paris nach Marseille jetzt zu

beschreiben, wäre langweilig wenn nichts besonders Interessantes begegnet ist. Doch habe ich einen Eindruck von dieser Reise in ungeschwächter Frische im Gedächtniß, das ist mein erster Anblick des Meeres. —

Es war früh Morgens als wir unfern von Marseille eine steile Anhöhe zu ersteigen hatten, und einige der Reisegefährten beschlossen, dies zu Fuß zu thun. Wir schritten langsam, wie die Pferde, nach der sogenannten Bella Vista hinauf und dort oben angekommen, lag unerwartet, und vorher ungesehen, eines der reizendsten Panoramas vor uns. — Der Blick fiel in ein reiches von Dörfern, Landhäusern und Gärten geschmücktes Thal, dessen Hintergrund in tiefblauer Ferne, aus wogenden Hügeln zu bestehen schien.

„Was ist das?“ rief ich voll Ueberraschung und Erstaunen aus.

„Das ist das mittelländische Meer!“

Diese Antwort löste das Räthsel; erklärte die wogende Ebene, die in Regenbogenfarben erglänzende Brandung, und in Bewunderung und geheimem Grauen versenkte ich mich in diesen herrlichen Anblick; in dieses Herzblut unserer guten Mutter Erde. Ich empfand Etwas, als stände ich vor überwältigender Majestät und immer mit gleichem Entzücken denke ich an jenen Morgen zurück.

Auf dem Dampfboot.

Meine erste Seereise war für mich ein Ereigniß. Der Dampfer lag im Hafen von Marseille, welcher mich nach Neapel bringen sollte. — Da es sich, für eine Reise von drei Tagen, nur um einen geringen Unterschied im Preise handelte und da ich immer vorziehe in der besten Gesellschaft zu reisen, nahm ich einen Platz

in der ersten Cajüte. — Das Gerücht hatte sich gerade verbreitet, daß die Cholera in Neapel ausgebrochen, und dies mag die Ursache gewesen sein, daß nicht mehr als fünf Passagiere an Bord kamen; ein junger russischer Graf mit seinem Bedienten; eine Marquise, welche den französischen Gesandten in Neapel besuchen wollte; ein junger Berner, ein Sprößling jenes Bauernadels, welcher keine Schande darin sah Königen Söldnerdienste zu verrichten, und welcher uns mittheilte ein Offizierspatent für die neapolitanische Schweizerlegion in der Tasche zu haben, und ich selbst. — Man wird zugeben, daß dies keine Elemente waren für einen lebhaften geistigen Verkehr, besonders auf einer nur dreitägigen Reise. — Der Berner Junker drückte sich ganz besonders an den Grafen, als ob dessen hoher Adel dem Seinigen höheren Glanz verleihen könnte; und ich drückte mich — aber nur ein wenig — an die Marquise. Sie war nicht mehr jung, ja sogar viel zu alt, um in meinem sonst leicht erregbaren Herzen schlummernde Gefühle zu wecken; sie blühte zwar, aber nur an der Nase und war dabei so aristokratisch hochmüthig, daß sie in der That nichts Anziehendes für mich hatte. Das Einzige was eine geringe gegenseitige Theilnahme in uns rege machte, war das entsetzlich katzenjämmerliche Bewußtsein der Seekrankheit, welches uns abwechselnd beschlich. Das macht einem gar elend und im Elend treten die Menschen viel leichter sich näher als im stolzen Glück. Das mußte ich auch noch in anderer Weise erfahren.

Als wir nämlich in Civita Vecchia anlegten, wo man Güter aus- und einladen wollte, versagte man dem Schiffe das Visa nach Neapel. Die Cholera war nämlich in Ancona ausgebrochen und Neapel sperrte, als Vorsichtsmaßregel, seine Grenze gegen den Kirchenstaat. Das waren damals italienische Zustände, und es blieb uns keine Alternative als entweder mit dem Schiffe nach Marseille zurückzukehren, oder nach Rom zu gehen. Nach Marseille zurück, und wegen der Cholera? nein, um keinen Preis!

also nach Rom, das war unser Beschluß. Aber wie? — Extrapost. Es wurden zwei Wagen, jeder mit drei Pferden bespannt, bestellt, der eine für die Personen, der andere für Gepäck.

Was half es mir, daß ich zählte, rechnete? daß ich im Stillen die Umstände bedauerte, welche mich zu solchen Extravaganzen zwangen; ich dachte, wenn du hier allein zurückbleibst, bist du ja wie verlassen, und es kostet am Ende viel mehr um nach Rom zu kommen, als wenn du deinen Antheil an dieser Extrapost bezahlst. Ich war ja auch nicht als ein fliegender Tourist ausgestattet, welcher leichtfertig seine Siebensachen an einem Riemen über die Schulter hängen kann, denn ich reiste um mich längere Zeit niederzulassen. — Also frisch zu!

Waren Andere stolz auf ihre Mittel, so waren meine Verhältnisse allerdings der Art, daß ich in einen solchen Fehler nicht verfallen konnte, aber ich war stolz auf meinen eig'nen Werth, welcher zwar damals ebenfalls noch keine andere Basis hatte, als meinen Vorsatz ein tüchtiger, guter Mensch zu sein; Wahrheit und Gerechtigkeit als meinen Leitstern durch's Leben zu betrachten.— Der Gedanke war mir empfindlich, des leidigen Geldes wegen gegen diese aristokratische Gesellschaft den Blöden zu spielen, so lange die Umstände mich quasi an sie fesselten. Um keinen Preis wollte ich mir diese Blöße geben und so ging's denn mit Extrapost nach Rom — nach dem Mecca der katholischen Christenheit, nach der Hochschule der höheren Künste. Der Gedanke erfüllte mich, fing an mir zu gefallen und mich mit den Umständen zu versöhnen. — Wir kamen um Mitternacht in Rom an.

Der Graf hatte uns unterrichtet, daß es im Interesse der vielen Fremden welche Rom besuchen, Gebrauch oder Verordnung sei, Reisende auch Nachts am Zollamt abzufördern, und bat uns, ihm die ganze Angelegenheit zu überlassen, da er darin schon öfter Erfahrungen gemacht hatte, und in der That hatte er ohne lange Umstände bald erreicht, daß die in Civita Vecchia als Durch-

gangsgut angelegten Platze, ohne die geringste Untersuchung abgeschnitten wurden und wir ungehindert nach dem Hotel fahren konnten. —

Der Graf, wie die Marquise hatten in ihrem voluminösen Gepäck eine Masse steuerpflichtiger Sachen, aber ein Paar Scudi in die Hand des Zöllners gedrückt, machte uns frei von aller Plage. —

Das war meine erste Erfahrung in Rom, und ich wunderte mich, in meiner damals noch so naiven Lebensanschauung, nicht wenig, über die Möglichkeit und Leichtigkeit einer so verbrecherischen Transaction, die mir von beiden Seiten verächtlich schien. Gegen ein Uhr fuhren wir am Hôtel de l'Europe vor. Der Graf und die Marquise nahmen Appartments und der Berner Junker und ich forderten Zimmer. — Neue Verlegenheit! — Das Hotel war nicht eingerichtet für solche Gäste und so wurde mir eine kleine, kostbar möblirte Wohnung, aus einem Schlafzimmer, einem Cabinet und einem glänzenden Salon bestehend, angewiesen. Ob ich darum eine schlaflose Nacht gehabt? keineswegs, denn ich war müde. Als ich des Morgens klingelte, servirte man mir ein Frühstück in „meinem Salon", wo die feinsten Teppiche, Möbel, Spiegel und Kronleuchter und das Piano mich an- oder auslachten.

Ich hätte mir eine solche Wohnung und Bedienung gerne gefallen lassen, doch ich konnte nicht wissen, wie lange mein Aufenthalt in Rom dauern werde; jedenfalls beschloß ich, da ich einmal da war, das Sehenswertheste in Augenschein zu nehmen und mir deßhalb eine, meinen Verhältnissen mehr angemessene, Wohnung zu nehmen. — Diesem Zweck war mein erster Ausgang gewidmet und in der Via Frattina bei einem Schweizer Kappenmacher fand ich was ich suchte, „ein möblirtes Zimmer für einen jungen Herrn". — Auch hier fehlte der Teppich nicht, doch mochte er lange Zeit nicht durch die Prozedur einer gründlichen Reinigung

gegangen sein, denn wie ich gar bald gewahr wurde, hatte sich ein ganzes Heer von Flöhen da eingenistet, gegen welche ich jeden Abend vorm Schlafengehen einen Feldzug eröffnete. — Es war eine Kriegslist, zu der ich meine Zuflucht nahm. Nachdem ich nämlich mich entkleidet hatte, ging ich mit nackten Beinen im Zimmer auf und ab und schüttelte die blutdürstigen, schwarzen Wütheriche, welche über meine Beine herfielen, von Zeit zu Zeit zum Fenster hinaus. —

Mein Aufenthalt in Rom währte zwei Monate und o! wie Vieles hätte ich darüber zu sagen, doch liegt das außerhalb des Bereiches und Zweckes dieser Mittheilungen. Ich war nicht träge. — Ich besuchte alle Museen, Kirchen, Denkmäler und Ruinen alter Zeiten und vernachlässigte auch nicht die reizende Umgebung der ewigen Stadt. Ich darf sagen: ich schwelgte in Kunst- und Naturgenüssen. Meine neuen Bekanntschaften, die ich unter den jungen Malern und Bildhauern machte, gaben mir Gelegenheit auch mit einigen großen Meistern bekannt zu werden. Mein Besuch bei Thorwaldsen und in seinen Arbeitsräumen bleiben mir unvergeßlich. Thorwaldsen war eine schöne, imponirende Erscheinung; groß und wohl proportionirt. Sein Kopf, mit reichen, weißen Locken geziert, einem Gesichte, das Wohlwollen, Zufriedenheit und tiefes Gemüth aussprach; sein klarer, lebhafter Blick, seine freundliche Unterhaltung, machten einen solchen Eindruck auf mich, daß dieses edle Bild heute noch in aller Frische vor mir steht. — Reinhardt der große Landschafter, Volz und viele andere bedeutende Künstler verkehrten in den Kreisen, in denen ich mich bewegte. Aber die Zeit ist für mich vorüber, diese Seite meines Aufenthaltes in Rom ausführlicher zu besprechen, und die Welt ist um das projektirte, illustrirte Werk gekommen, aber darum doch nicht ärmer zu nennen, denn Viele, besser vorbereitet und wohlberufen dazu, haben diese Aufgabe vortrefflich gelöst. Aber darum versäumte ich doch nicht, meine Zeit gut zu verwenden.

Mein erster Versuch als Reformer.

Manchmal hielt ich einen Rückblick auf das, was ich in religiöser und sozialer Richtung gesehen und erfahren hatte. So lag ich eines Tages in der Villa Borghese im Grase, im Schatten einer Pinie und blickte, in ein dolce far niente versunken, in den blauen Himmel hinein. Das sind Situationen, die man nicht immer vermeiden soll. Man kann nicht immer etwas positiv Nützliches thun; man muß auch einmal seinen inneren Gedanken Gehör schenken; man muß auch einmal träumen. Das that ich nun auch und fand aus, daß gar Vieles in der Welt besser sein könnte als es ist, wenn die Menschen nur die Augen öffnen und sehen wollten. —

Ich sah dieses herrliche Land, selbst um die Weltstadt Rom herum, in der Cultur fast gänzlich vernachlässigt. Warum? Entweder sind die Leute zu träge, oder die agrarischen Gesetze sind ungerecht und dem armen Manne, der die Arbeit thut, nachtheilig; darüber will ich mir Aufklärung verschaffen, dachte ich. — Der Betrug am Zoll-Amt, die Sicherheit mit welcher der Graf denselben auszuführen unternahm, und Alles was er als ein Eingeweihter, der diese Reise schon öfter gemacht hatte, über die Verwaltung des Kirchenstaates uns bereits auf der Reise mitgetheilt hatte; die Verdummung des Volkes, das sowohl mit geistigen Anlagen wie auch von der Natur so reich gesegnet war; das Darniederliegen und die theilweise lüderliche Betreibung oder Monopolisirung der Gewerbe; die Armuth des Volkes und die Ursache davon, kurz, Alles das ging mir im Kopfe herum und ich nahm mir vor, mich in nächster Zeit mehr damit zu beschäftigen.

Mein junges Herz voll Menschenliebe, voll Aufopferungsfähigkeit; begeistert für Alles was die Wohlfahrt der Menschheit befördern konnte, empörte sich gegen die Annahme, daß in diesen

Zuständen Absicht und Methode liegen sollte, da ich mir nicht vorstellen konnte, wie ein Stellvertreter Christi und seine Rathgeber, durch etwas Anderes als durch Verblendung oder gänzliche Unkenntniß über diese faulen, nur auf der Oberfläche und in den höchsten Stellen glänzenden Verhältnisse, dazu bestimmt werden könnten, sie zum Verderben des Volkes bestehen zu lassen. Wie! wär's möglich, daß gerade an dieser Stelle der Repräsentant der Vorsehung, der Statthalter Gottes mit Bewußtsein und Absicht dahinstrebte, das Volk in Armuth, Niedrigkeit und Unwissenheit zu halten? Sollte er darin das beste Mittel finden, das Volk seinen humanen Zielen näher zu bringen? — Oder sollte er gar diesen Weg als den besten, ja einzigen betrachten, sich und sein Heer von Helfershelfern in Amt und Würde — ja in Macht zu erhalten? in Macht über Himmel und Erde? Welch' teuflische Verschwörung wäre das gegen die Menschheit; gegen ihre naturgemäße, glückliche Entwickelung; gegen ihr Leben und Streben voll Herz und Geist und voll gesunder Kraft, ein Streben welches nur befördert, aber nicht gehindert werden sollte von Allen, deren glückliche Lebensstellung es möglich macht, in die Culturgeschichte der Menschheit leitend einzugreifen. Wo liegt die Schuld? Wo liegt die Schuld besonders hier auf diesem welthistorischen, vom Himmel zu allen Zeiten so begünstigten Fleck Erde, welcher so vom Segen der Natur überfließt, daß die Gebrechen der Verwaltung nur um so greller in die Augen fallen?

Wo liegt die Schuld?

Ich sprang aus meiner süßen Ruhe im Grase auf; denn aus der Gemüthsruhe war mittlerweile eine Gemüthsaufregung geworden, und kaum auf den Beinen stehend, trat das Berner Kind aus einem Gebüsch hinter mir hervor. Er hatte sich fein gemacht und im Knopfloch seines Rockes hing sogar ein Orden am grünen Band.

Wir waren zusammen gereist zu Wasser und zu Land; wir

hatten uns in Rom öfters wiedergesehen, denn da das früher erwähnte Gerücht, daß in Neapel die Cholera ausgebrochen sei, falsch war, dauerte die Absperrung des Königreichs gegen den Kirchenstaat fort, und wer es nur irgend thun konnte, vermied die angeordnete dreiwöchentliche Quarantäne, die neben allen Qualen und Plackereien auch noch dazu benutzt wurde die Reisenden systematisch zu brandschatzen. Wir warteten also unsere Chancen ab und es hatte sich zwischen uns Beiden eine Art burschikosen Tones in unsere gelegentlichen Unterhaltungen eingeschlichen.

Wie schon mitgetheilt, hatte sich der Berner Junker mehr an den alten russischen Adel angedrückt und wurde da, der Situation halber, geduldet. Dafür wollte er aber gegen mich ein wenig den Geschwollenen spielen und ich hielt es für das Beste, diesen kleinlichen Stolz ganz zu ignoriren und mit dem ungenirtesten und derbsten Witz zu begegnen, und der junge Mann mußte sich nolens volens, um nicht lächerlich zu werden, meiner Umgangsweise ein wenig anpassen, was er auch mit aller Grazie that. —

„Was, Teufel!“ rief ich, als er so unerwartet vor mich hintrat, „was, Teufel, Sie Kchaib“ — ein Lieblingsausdruck der Berner — „fast hätten Sie mich erschreckt. Ich wünsche, Sie hätten meinen Monolog hören können, den ich eben in Gedanken hielt! und was tragen Sie denn da für ein Zeichen im Knopfloch? haben Sie das beim Steineschleudern, im Ringkampf mit den Schweizer-Riesen, oder durch sonst eine, Ihren Landsleuten Ehre machende That, verdient? Lassen Sie 'mal sehen?“

„So ein Kameel wie Sie braucht so was nüed zu sehen,“ war seine Antwort, und entzog den Orden meiner nähern Betrachtung.

„Junker,“ rief ich, „Sie scheinen sich Ihre Landsleute nur in einer einzigen Richtung, in welcher sie allerdings auch keine Stümper sind, zum Muster genommen zu haben — in der Grobheit. Doch lassen Sie uns nicht unnütz streiten, es hat Jeder seine Schwächen; so mögen Sie ein faible haben mehr für die

Untugenden als für die Tugenden Ihres Volkes; daran liegt auch Nichts. Wir Menschen sind nicht in einer Form gegossen, nehmen wir also Jeden wie er ist. Was treiben Sie denn? Werden Sie bald nach Capua reisen?"

„Ja, dieser Tage," antwortete er, „denn heute früh vernahm ich vom Grafen, daß nun auch die Cholera wirklich in Neapel ausgebrochen und in Folge dessen der freie Verkehr wieder hergestellt ist."

„Merkwürdig, daß eine so unverständige Sache, wie diese verwünschte Cholera, zu einer so verständigen Maßregel Veranlassung gab," erwiderte ich. — „Geht es nicht närrisch zu in der Welt? Ja, sind wir nicht Alle Narren? — Sie z. B. ein Sohn der freien Schweiz, der Bürger einer Republik, dessen Erbtheil und legitimes Recht seine Freiheit und persönliche Sicherheit ist, für welche Nationen sich schlagen; für deren Erringung die besten Menschen sich opfern, Sie widmen sich und Ihre Dienste der ärgsten Knechtschaft, welche dafür gedungen ist, den Geist des Volkes zu unterjochen." —

„Hören Sie," rief der Junker, „wir standen zwar bis jetzt auf sehr burschikosem Fuße, so daß mich Ihre zu große Offenheit nicht verletzen darf. Hüten Sie sich aber doch, mein Ehrgefühl weiter auf die Folter zu spannen."

„Behüte! das ist meine Absicht keineswegs gewesen, denn die Ehre eines Mannes zu kränken wäre Sünde. Ich wende mich nicht an Ihr Ehrgefühl, ich wende mich an Ihren Verstand. Versuchen Sie selbst einmal Menschen und Zustände um sich her zu betrachten und zu verstehen. Sie müssen zu demselben Schluß kommen, zu welchem ich kam, als ich aufsprang und die Thorheit oder Bosheit derjenigen verwünschte, welche einer gesunden, natürlichen Entwickelung der Menschheit überall Fesseln anlegen oder hindernd entgegen treten."

List oder Gewaltmaßregeln können nie die Mittel sein, einen

gerechten, gesetzlichen Zustand herzustellen, und wenn nun die Verehrer der List und Gewalt mich und Sie, und noch viele Andere in ihr Interesse ziehen, und als Werkzeug für ihre inhumanen Zwecke zu gebrauchen suchen, ist das vielleicht eine Ehre für uns? Lassen Sie uns offen gegen einander verfahren. Beruhen unsere Begriffe von Ehre, so wie man sie in der großen Masse zu erwecken und zu nähren pflegt, nicht zum größten Theile auf Vorurtheil? Was sind diese Titel, nach welchen sich so viele junge Leute sehnen; was sind diese Auszeichnungen mit Band und Orden, wenn Alles dies durch Zufälle oder Handlungen erlangt werden kann, welche jeder wahrhaft sittlichen Grundlage entbehren? Der große Zweck unseres Daseins, des Daseins der Menschen überhaupt, muß doch der sein: die kurze Zeit welche uns zu leben vergönnt ist, recht glücklich zu durchleben, oder haben Sie einen andern Zweck?"

Ich schwieg, weil ich eine Antwort auf diese Frage gerne hörte. Es war gleichsam ein Fühlen auf den Zahn, wie es mit des Junkers Denken beschaffen sei.

„Ich habe den Zweck, mich auf ein besseres Leben vorzubereiten," sagte er.

„Nun gut," erwiderte ich, „darüber wollen wir nicht streiten, aber thun Sie das wirklich? und wodurch? Sind Sie nicht auch der Meinung, daß die beste Vorbereitung zu einem besseren Leben darin besteht, unser Leben hier zu verherrlichen, und könnte dieser Zweck besser erreicht werden, als indem man die Menschheit so glücklich macht, als sie ihrer Natur nach befähigt ist zum Glück — d. h. zur Tugend?

Der Junker von Bern lächelte.

„Nun ja," fuhr ich fort, „man kann das kindisch nennen, aber es giebt für jeden Menschen eine Zeit, wo er noch nicht so aller schönen — Illusionen, will ich's hier nennen — entblößt ist, wo der Fluch, welcher die Kainsstirne brandmarkt, noch nicht auf ihm

lastet und den erhebenden Gedanken noch nicht erdrückt, daß in der Menschheit ein ernstes Streben nach Tugend lebt. — Ich weiß, das Wort ist etwas verschollen und erweckt, wo es gebraucht wird, nur noch ein Lächeln von den Lippen der Weltverderber wie auch der Weltverbesserer neuester Art.“ —

„Wozu denn philosophiren?“ rief der Junker, „wir leben ja in einem Zeitalter der Realitäten. Die Metaphysik hat jetzt keinen Cours. Wir müssen erst einmal das vorhandene Material verarbeiten und verwerthen, bevor wir wieder anfangen zu spekuliren, und da halte ich's bei der Verarbeitung mit dem materiellen Genuß, mit Austern und Champagner, mit Liebfrauenmilch und Lacrimae Christi, Welschen und Trüffeln und — kurz und gut mit Allem was gut schmeckt. Warum auch nicht dem Grundsatz huldigen, dem Alle zu huldigen scheinen: Jeder ist sich selbst der Nächste?“

„Sie erschrecken mich, Freund,“ erwiderte ich, in der That etwas verblüfft über die cynische Weltanschauung des jungen Schweizers, welcher, wie es schien, seiner Naturherrlichkeiten müde, seiner schneekeuschen Jungfrau satt, sich nun dem materiellen Genuß, dem Vergnügen das man greifen kann, in die Arme werfen wollte. „In Ihrem Sinne gebraucht, ist dieser Grundsatz der Nächstenliebe sündlich und verderblich. Sehen Sie denn nicht, daß damit weiter nichts erreicht wird, als daß Viele im Uebermaß des Genusses verderben, während die Masse in Noth und Elend verdirbt und daß wir auf diese Weise das Verderben Aller beschleunigen? Gesetzt der numerisch bedeutend stärksten Classe fällt es einmal ein, diesen Grundsatz gegen ihre sogenannten Unterdrücker anzuwenden, um ihrer Noth und ihrem Elend ein Ende zu machen! Was dann? — Und unterdrückt ist Jeder, dessen geistige Ausbildung und materielles Wohl man zu hemmen sucht. Höll' und Teufel! das ist's ja was mich wie ein elektrischer Strahl durchfuhr und auf die Beine brachte grade als Sie zu mir traten. — Sehen

Sie sich doch um! — Hier wird eine Sünde begangen, welche kein Papst vergeben kann. Sehen Sie das herrliche Land eine Wüste und das bettelhafte Volk ebenso in einer geistigen Wüstenei; daneben die Pfaffenwirthschaft mit ihrem hohlen Prunk! — Aber ich habe mir einen Vorsatz gefaßt gerade als ich aufsprang: an den heiligen Vater will ich schreiben, er kann helfen und muß helfen wenn er ein „heiliger Vater“ ist. Ich will ihm die Sünde schildern, welche hier, unter seiner Regierung und unter seinen Augen, gegen Gott und die Menschheit begangen wird.“ —

Nach dieser Herzensergießung fühlte der Schweizer wahrscheinlich die Superiorität seiner Weltanschauung über die meinige, die er belächelte und ganz bescheiden sagte: „Ich muß Sie nun Ihren ernsten Betrachtungen überlassen und im Falle wir uns nicht wieder sehen sollten vor meiner Abreise, reichen Sie mir die Hand zum Abschied. — Wir stimmen in unseren Ansichten nicht überein, ja wir haben uns manchmal nicht bösgemeinte Grobheiten gesagt, doch können wir als Freunde scheiden. Leben Sie wohl!“

Ein reiner Zufall hatte uns zusammengeführt und dennoch fühlte ich, daß auch dieser Abschied eine gewisse Wehmuth in mir wachrief. Das Menschenleben ist einem ewigen Wechsel unterworfen und man kann sich den Eindrücken nicht entziehen, welche auf unserem Lebenswege auf uns einstürmen, auch wenn man sich dagegen sträubt. — Was ist mir dieser Mensch noch vor kurzem gewesen? Ich habe ja nicht einmal eine Ahnung von seiner Existenz gehabt, — nicht mehr wenigstens als ich von dem Dasein von Millionen weiß, die, mir ganz und gar fremd, nicht die geringste Theilnahme — doch halt! dies ist wieder eine jener Uebertreibungen denen so viele Menschen sich gedankenlos hingeben; ein Keim jener Selbstsucht, in welcher sich ein Mensch von der Menschheit isolirt. Nicht die geringste Theilnahme? Und ist es nicht Theilnahme mit dem Loose der armen Menschen hier, welche mich so eben begeisterte

zu dem Entschluß der Dolmetscher ihrer Noth zu werden bei dem heiligen Vater? — und kenne ich denn sie? weiß ich denn, ob sie meine Fürsprache verdienen, ob sie sie nur wünschen? — Und dennoch muß ich es thun! die Idee ist einmal in mir erwacht; ich glaube damit etwas Gutes zu bezwecken und ich fühle mich genöthigt meinem Willen die Befriedigung der Ausführung zu verschaffen. —

Als ich heimkam, ging ich auch sogleich an's Werk und da ich in der rechten Stimmung war, gelang mir auch die Einleitung, meinem Gefühle nach, vortrefflich, und dies war die Hauptsache. — Die Aufzählung der großen Mängel und Gebrechen und die gelegentliche Angabe der Mittel und Wege zur Heilung, waren eine weniger schwere Aufgabe für einen jungen Menschen, welcher sich noch mit ziemlich oberflächlichen Betrachtungen begnügte und wohl mehr von jugendlichen Phantasien erfüllt und beeinflußt war, als von dem Ernst des Lebens. — Ja, ich muß hier einen Gedanken aussprechen, den ich damals im Stillen hegte, und jetzt als die geheime Triebfeder meiner kecken That bekenne. —

Ich schlug unter Anderem vor, eine Anzahl tüchtiger deutscher Landwirthe als Einwanderer heranzuziehen und darf nicht verhehlen, daß ich denselben — für spätere Zeiten — die Rolle zudachte, den Kirchenstaat zu revolutioniren. — Ich malte mir schon lebhaft aus wie wir, wenn die Sache zur Reife gediehen, während eines öffentlichen Festes, die Pferde vom Wagen des Papstes ausspannen, ihn auf dem Wege nach der St. Peterskirche über die Tiberbrücke ziehen und dort mitsammt der Kutsche in den Fluß werfen wollten, was das Signal sein sollte zum Aufstand für die Befreiung des Kirchenstaates. —

Man wird, wie ich hoffe, nur nachsichtig diesen wilden Jugendtraum belächeln und wahrnehmen, in welch' gründlichen Irrthümern meine damalige Menschenkenntniß befangen war. Wie naiv! Die deutschen Bauern einer solchen That fähig zu halten! Aber

damals! — ja damals war, nach meiner Schätzung, jeder Deutsche ein ausgemachter, ein geborener Revolutionär. —

So entstanden drei Briefe, welche die von mir vorgeschlagenen Reformfragen behandelten, und welche ich nach einander persönlich in die Kanzlei des Ministeriums brachte, denn es kam mir gar nicht in den Sinn, diese Sache anonym zu behandeln. —

Was daraus wurde? ich weiß es nicht. Wahrscheinlich sind sie alle drei in einen Papierkorb gewandert. Was aber daraus hätte folgen können, das erhellt wohl am Besten aus einem Gespräch mit meinem Freunde Brandenburg, einem jungen Bildhauer, welcher schon einige Jahre in Rom gelebt hatte und dem ich, nachdem es geschehen, meine That mittheilte. Er erschrak über meinen tollen Streich, wie er es nannte, und drang darauf, daß ich Rom so bald wie möglich verlasse. Als ich ihn wegen seiner Angst auslachte, erwiderte er mir ganz ruhig:

„Wenn Du meinem Rathe nicht folgen willst, so ist das ganz und gar Deine Sache, denn ich, für meine Person, habe ja nichts zu befürchten. Sei aber versichert, daß wenn Du Dich noch lange hier herumtreibst, Du eines schönen Morgens verschwunden sein wirst ohne daß wir je erfahren wie und wohin? — aber vermuthen dürfen wir dann, daß Du in der Engelsburg schmachtest."

Ich hatte darauf nichts Verständiges zu erwidern und er fuhr fort, mir eine ernste Predigt zu halten. —

„Ihr tollen Kerle mit euren Fortschrittsideen, Ihr seid immer entweder liebe Träumer oder tolle Genies. Wer will denn etwas von euren Fortschritten und großen Weltverbesserungen wissen? Ja, wenn man die Welt nach eurem Muster zuschneiden oder nach eurem Geschmacke übertünchen könnte, da gäb' es vollauf Arbeit für solche Phantasten. — Ideen wollen erfaßt, verstanden und ausgeführt sein. — Die Masse des Volkes versteht Euch nicht, und diejenigen, welche Euch verstehen, hassen Euch, denn sie wollen von euren Reformen nichts wissen, sie wollen ihre Vorrechte. Nach

dem jetzigen Lauf der Welt sind die Erfinder die wahren Reformer; sie geben dem Menschenleben neue Gestaltung, dem Geiste neue Nahrung, den Ideen neue Richtung; sie wecken durch ihre Resultate das Volk zum Denken, erleichtern und erheitern auch theilweise das Leben. Ich glaube durch meine Erfindung einer neuen Masse, welche dem Marmor soviel näher kommt als Gyps, und vermittelst welcher ich Copien und Abgüsse dem Volke zugänglich mache und Kunstgenüsse bereite, thue ich mehr als alle Theoretiker, welche an unserer sozialen Einrichtung pfuschen. — Wenn Ihr Etwas thun wollt von praktischem Nutzen, so wachet darüber, daß alle neuen Erfindungen auf eine gemeinnützige Weise ausgebeutet werden und nicht zum Nutzen Einzelner. — Dies ist eine Strafpredigt für Deinen eben so leichtsinnigen wie thörichten Streich. Was, Teufel! meinst Du denn der Papst und die ganze Clerisei in ihrem Heiligenschein denke an Reformen? Wie dumm!"

Bei näherer Betrachtung wurde mir die Sache auch klar genug. — Man wollte ja gar nicht diese Uebelstände sehen; noch weniger wollte man sie verbessern, am allerwenigsten aber wollte man, durch einen fremden jungen Mann, sich einer Kritik unterworfen sehen, welche in der That gerecht und beschämend war, wenn sie auch nur indirekt, nämlich in Verbesserungsvorschlägen sich aussprach.

Die Umstände kamen dem Warnungsruf meines Freundes entgegen, denn da die Cholera, trotz der Quarantäne, auch ihren verderblichen Einzug in Neapel gehalten hatte, hob man das nutzlose Institut auf und stellte freien Verkehr wieder her; ich beschloß deshalb, mit der ersten sich darbietenden Gelegenheit nach Neapel, meinem ursprünglichen Ziele, abzureisen. —

Unterdessen begegnete ich noch einmal meinem Reisegefährten, dem russischen Grafen, auf dem Corso. Ich frug ihn nach seinem Berner Trabanten, der ihm sonst so eifrig gefolgt sei als empfange er nur Licht und Glanz von ihm.

„Der dumme Junge ist abgereist," erwiderte der Graf; „er wurde am Ende so unverschämt, und mißbrauchte mein Vertrauen so sehr, daß er meine Orden trug; ich bot ihm eine Ohrfeige und wies ihn aus meiner Nähe."

„Wahrhaftig," erwiderte ich, „er hätte mit mir auch beinahe einen Streit begonnen wegen dieses Ordens, als ich ihn frug wo er ihn verdiente. — Wenn das nicht falscher Ehrgeiz ist, so giebt es keinen. — Und was macht die edle Marquise?"

„Die lebt jetzt ohne Zweifel einen langen, seligen Tag im Paradiese."

„Ihr Gesicht erglänzte schon lange im Glorienschein," erwiderte ich. „Aber im Ernste, wie geht es ihr? ich nehme einigen Antheil an ihr."

„Das ist in allem Ernste nicht mehr nöthig, denn sie starb in der Quarantäne. Ob ihre Reise durch die Pontinischen Sümpfe etwas dazu beitrug, ob Ekel vor dem Schmutz oder Aerger über die Habsucht, kurz sie starb an der Cholera."

„O fade Rose," rief ich, „auch du geknickt von der kalten Hand des Todes! und wir, Graf, wir stehen im rosigen Licht des Tages und können sorglos scherzen, wenn solch' ein Gespenst vielleicht die unsichtbare Hand schon nach uns ausstreckt?"

„Warum nicht? Die ganze Menschheit tanzt und scherzt über Gräbern."

„Sie haben recht, Herr Graf; freuen wir uns des Lebens so lange noch das Lämpchen glüht, pflücken die Rose eh' sie verblüht."

„Sie citiren da aus einem deutschen Volkslied, wenn ich nicht irre," sagte der Graf.

„Ja, und ein unsterbliches, der ewigen Wahrheit wegen, welche es ausspricht. Wenn es nur nicht so viele Unglückliche gäbe, die sich nie freuen können."

„Ihr Deutschen seid immer die alten Sauertöpfe, in welchen die frische, süße, wohlschmeckende Milch gleich sauer wird," erwiderte

er. „Kann denn nicht Jeder sich freuen? Sind denn nicht die Meisten Schuld an ihrem Unglück oder üblen Humor? Illustriren Sie nicht selbst Ihr ewig wahres Volkslied, dessen ersten Vers ich zufällig auswendig kenne, da ein deutscher Bediente, den ich vor Jahren hatte, es hundertmal bei seiner Arbeit sang. Heißt es da nicht weiter:

So Mancher schafft sich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blühet?"

„Wahrhaftig," erwiderte ich, „der deutsche Bediente verdiente gewiß Ihre ganze Gnade."

„Ja," fiel der Graf ein, „aber auch er verscherzte sie durch eine inconsequente Handlungsweise."

„Es würde mich interessiren, zu hören wie."

„Er zog mit mir in den Kampf gegen die aufständischen Polen und ging bei der ersten Gelegenheit zum Feinde über. Er schwärmte für die Freiheit aller Nationen, nur nicht seiner eignen. Später wurde er gefangen und macht sich jetzt nützlich in den Bergwerken von Sibirien. Ob er wohl noch singt: Freut Euch des Lebens? Wär' es nicht besser für ihn, er stopfte mir jetzt meine Pfeifen, wie mein Joackimo, und bekümmerte sich den Teufel um Polen?"

„Ich beklage das Schicksal des armen Jungen," erwiderte ich; „jedenfalls hatte er ein Herz, das ihn so zu handeln trieb und das, so hoffe ich, reich genug ist, ihn nun auch in seinem Unglück zu trösten. Das müssen wir uns in dieser Welt gefallen lassen. Während Sie sich Ihre Lorbeeren und Orden errangen, errang er sich die Dornenkrone eines Märtyrers."

„Eines Märtyrers!" rief der Graf, „wofür? für ein Phantom. Glauben Sie, daß die Menschen je frei werden? Wo bliebe denn ihr Ehrgeiz, ihre Habsucht, ihre Genußsucht, ihr Neid, ihre Prunksucht, kurz, ihre Tausend Schwächen und Gebrechen?"

„Genug, genug!“ rief ich, „das sind Alles Uebel unserer jetzigen Erziehung und Lebensweise. In der Freiheit reift der Mensch auch für die Freiheit.“

„Das sehen wir an unserem Berner Freund, dem Republikaner,“ erwiderte der Graf höhnisch lächelnd. „Hat er sich nicht mit dem Orden gebrüstet, den ich mir im Kampf gegen Rebellen errungen? und wäre es nicht ehrenvoller für ihn, im Dienste Rußlands zu stehen, als in der Schweizergarde des Königs von Neapel?“

„Lassen Sie uns abbrechen von diesem Thema, Herr Graf, denn ich werde Rom wohl dieser Tage verlassen und möchte in einer recht gemüthlichen Stimmung von Ihnen scheiden. Die wunderlich fallenden Würfel des Lebensspieles haben uns zusammengeführt und schwerlich werden wir uns je wieder begegnen, wenn wir hier, wo unsere Wege sich kreuzen, nun Abschied nehmen.“

„Nun,“ erwiderte der Graf, „wir laufen ja auch nicht immer grad aus. Die meisten Menschen gehen auf Irrwegen in Kreisen herum und begegnen sich wieder, wo sie es am Wenigsten erwarten. Einstweilen leben Sie wohl und pflücken Sie die Rosen, welche Ihnen am Wege blühen.“

„Und vor den Dornen warnen Sie nicht einmal?“ sagte ich im Weggehen.

„Sie sind immer ein guter Deutscher,“ rief er zurück. „Sie sehen immer auch die andere Seite der Sache: die schwarze Seite.“

„A propos, Graf,“ sagte ich, ein paar Schritte wieder zu ihm hintretend, „haben Sie nichts in Neapel zu bestellen, oder kommen Sie selbst? Ich weiß doch aus Ihrem eigenen Munde, daß ein liebendes Herz sich nach Ihnen sehnt und Sie hatten ja die Absicht, den Winter in Neapel in Gesellschaft der Fürstin zuzubringen. Wird sie nicht sterben vor Sehnsucht?“

„Ach, nein!“ war seine Antwort, „das ist ja nur eine Liebes-intrigue, die nicht tödtet. Die Fürstin ist ja verheirathet und ihr Gemahl lebt gemüthlich leichtsinnig am Hofe in St. Petersburg,

während sie auf Reisen Zerstreuung sucht und allerlei Extravaganzen ausführt."

„Vielleicht könnte in diese Zerstreuung durch einen geflügelten Boten einige Abwechselung gebracht werden," erwiderte ich scherzhaft.

„Ein geflügelter Bote! so gefallen Sie mir wieder — aber — nein, das darf ich doch nicht thun," sagte er ganz ernsthaft. „Es scheint mir eine Verletzung des Zartgefühls, wenn ich Sie dorten brieflich einführen wollte; persönlich, ja! mit Vergnügen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet."

„Ei, Graf, was haben Sie da für Ideen? Wenn ich von einem geflügelten Boten sprach, wollte ich keineswegs auf den kleinen Zauberer anspielen, welcher auf Eroberungen ausgeht."

„Junger Freund," antwortete er in artigster Stimmung, „Sie sind gerade fromm genug, um den Frauen Vertrauen einzuflößen; muthwillig genug, sie zu reizen; gleichgiltig genug, sie zu beleidigen und keck genug, sie zu erobern. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ein gewisser Dualismus die Welt gleichsam in zwei Hälften theilt. In der einen herrscht Geist und der kleine geflügelte Knabe Amor, und darin ist eine republikanische Verfassung; in der anderen herrscht die Materie und das Interesse mit autokratischer Gewalt; — das wäre also nichts so Außerordentliches, wenn Sie einmal die Rolle eines Amors übernähmen."

„Vor der Hand will ich, meiner irdischen Schwächen wohl bewußt, mich mit der Rolle eines Zuschauers auf dieser Weltbühne begnügen," sagte ich und wir nahmen einen herzlichen Abschied.

Nach Neapel.

Gerne hätte ich ein, auch zwei Jahre in Rom zugebracht, aber dann konnte ich meinen Engagements, politische Correspondenzen zu liefern, nicht nachkommen, denn Rom war nicht der geeignete Platz dafür, deshalb beschloß ich vor meiner Abreise noch einen Versuch zu machen in anderer Weise einen längeren Aufenthalt zu ermöglichen.

Da war Fürst Torlonia, ein sehr reicher Mann, welcher das Tabacksmonopol für den Kirchenstaat hatte und ausbeutete. Dafür unterhielt er eine zahlreiche Kanzlei und ich beschloß mich um eine Stelle bei ihm zu bewerben. Eines Morgens betrat ich sein Bureau und ließ mich bei ihm melden. Ich hatte in Rom einen Namensvetter, der große Maler Wagner, mit dem ich jedoch noch in keine Berührung gekommen war. Die Meldung meines Namens veranlaßte nun ein qui pro quo, welches vielleicht einen nicht günstigen Einfluß auf meine Bewerbung hatte, denn der Fürst glaubte seinen alten Freund begrüßen zu müssen, ließ mich nicht in sein Cabinet eintreten, sondern eilte heraus auf mich zu mit den freundlichen Worten: „Caro mio! caro mio!“ als er zu seinem und meinem Mißbehagen seinen Irrthum gewahrte. — Ich trug ihm nun zwar mein Anliegen vor, aber er fertigte mich mit der Bemerkung ab, daß er bedaure, keinen Gebrauch von meinen Diensten machen zu können, da sein Personal eher überzählig und deshalb auch in nächster Zukunft keine Aussicht dafür vorhanden sei. — Ich führte also meinen Plan, nach Neapel zu gehen, aus.

Zwei Kaufleute, mit denen ich im Hotel, wo ich wohnte, bekannt geworden war, hatten beschlossen, mit einer Barke, welche in der Tiber vor Anker lag, des andern Morgens nach Neapel abzureisen und ich schloß mich ihnen mit Vergnügen an. —

Die Barke hatte eine Ladung Sardellen an Bord, welche die inneren Räume einnahm. Die Cajüte des Capitains war ein niederes, kleines Loch, welches uns keinen angenehmen Aufenthalt bot, so daß wir uns nirgends anders als auf dem Verdecke aufhalten wollten; selbst die Nächte brachten wir, in unsere Mäntel gehüllt, mit irgend einer Unterlage für den Kopf, lang ausgestreckt unter dem tiefblauen, hellgestirten Himmel auf dem Verdeck zu. Wir plauderten bis tief in die Nacht hinein und mit dem ersten Frühroth erwachten wir, reckten ein paar Mal die etwas steif gewordenen Glieder, wuschen uns mit der crystallklaren, tiefblauen Fluth des Meeres, machten, unsere Cigarren rauchend, einen Gang auf dem Deck und nahmen dann unser Frühstück, das wir, wie auch unsere anderen Mahlzeiten, selbst zu stellen hatten. Zu diesem Zwecke hatten wir uns mit Schinken, einem Kalbsbraten, Eiern, Feigen und anderen guten Dingen versehen; auch Wein fehlte nicht, und so lebten wir drei Tage lang in einem dolce far niente, das uns um so besser behagte, als das Wetter klar und heiter und das Meer so ruhig war, daß keiner von uns an eine Seekrankheit auch nur dachte. — Mit Spannung sahen wir dem Augenblick entgegen, wo das kleine Fahrzeug in das Paradies dieser Erde, in die Bai von Neapel einfahren würde.

Hatte doch ein sonst fischblutiger Engländer den Ausspruch gethan: In diese Bai einfahren, das paradiesische Panorama vor sich entfalten sehen und — sterben sei ein beneidenswerthes Loos.

Nun, dieses Glück stand uns bevor und wir sehnten uns danach, mit Ausnahme des Todes, den wir dem enthusiastischen Engländer gerne allein überlassen, denn das entsprach keineswegs unsern Wünschen.

Und doch! — was hätte ich viel verloren, wenn mir dieses Loos zu Theil geworden wäre?

Damals freilich, ja damals war Alles noch Blüthe und Duft. Da hinter den Lichtgeweben des blauen Aethers, hinter diesem

wunderbaren, durchsichtigen und dennoch undurchdringlichen Vorhange lag mein Reich goldner Träume; da lagen meine Luftschlösser; da lagen noch alle die ungelösten Räthsel des Lebens. Jeder Athemzug aus diesem wonnerfüllten Element erfüllte mich mit neuer Lebenslust, mit erhöhter, inniger Liebe zur Menschheit. Ohne Sorge, ohne Haß und Falsch zu leben und zu lieben, das war meiner Jugend göttliches Loos, bis die Stürme des Lebens eine Blüthe nach der andern mir abjagten; bis eine Hoffnung nach der andern, wie ein grünes Blatt nach dem andern, abfiel, und ich kahl und fruchtlos dastehe um, reif an Erfahrung wohl, dem Mutterschooß der Erde anheimzufallen. —

Doch was soll das jetzt hier, wo immer mehr der Himmel der Erde sich öffnet; wo immer mehr die herrliche Aussicht sich abschließt, gleichsam in inniger Liebe Aug' und Herz gefangen nimmt; wo die Natur die Rolle einer Sirene spielt, uns umstrickt mit ihren Reizen; wo sie ein schönes Gedicht wird, das sie in der bezauberndsten Harmonie vorträgt. — Das sind allerdings Augenblicke der Weihe. Man fühlt sich versöhnt mit Sorgen und Qualen, mit Mühen und Entbehrungen, welche man schon ertragen. Man sieht in solchen Momenten gleichsam den Himmel sich öffnen und du kannst hineingehen und jeder Athemzug wird eine Stimme in dem harmonischen Preisgesang der göttlichen Natur. Wir verstehen das Sterben jenes Engländers; es wäre ein fröhliches sich Auflösen einer Individualität, die sich gefesselt fühlt, und sich von diesen Fesseln frei machen, sich vereinigen möchte mit dem ewigen, unbegrenzten All. Bald werden wir auch wieder aus diesen Träumereien geweckt durch ein lautes, reges Leben. Was wollen alle diese Gondoliere, welche, wie es scheint, eine Wettfahrt nach unserem Schiffe machen? — Die bunten Gondeln schwanken auf uns zu, und die noch bunteren Führer derselben erheben, aus der Ferne schon, ein betäubendes Geschrei, bis sie uns näher kommen und das Schiff gleich Raubvögeln umschwärmen. — Welch' ein

Getöse! Welch' ein Gemisch von Poesie und Prosa, von Glanz und Lumperei, von Romantik und nackter Wirklichkeit! Ja, mein Himmel! was wird denn da aus unseren Koffern und anderem Gepäck? Diese Lumpenkerle fallen ja darüber her wie über ihre Beute.

Nur ruhig! es ist ja noch nichts vom Board des Schiffes; das wird sich Alles ordnen und nichts geht verloren. Und es ordnet sich auch, nur aber so, daß der Lazaroni, welcher deinen Koffer in seinen Klauen hat, Meister der Situation ist; aber auch nur dem Neuling gegenüber. — Ein Mann, welcher das Terrain kennt, weiß schon die Sache in einer ihm angenehmen Weise zu ordnen. Für Neulinge kann es im Grunde nichts schaden, daß sie wieder an ihre irdischen Bedürfnisse gemahnt werden und ihre Augen auf ihre Habseligkeiten richten. —

Das Schiff konnte nicht sogleich landen und wir zogen es deshalb vor, unseren Gondolieren zu folgen und mit ihnen an's Land zu fahren, da sie einmal unser Gepäck erobert hatten. Wir hatten auf diese Weise noch eine ruhige Viertelstunde, welche wir der glänzenden Umgebung widmen konnten.

Es war herrliches Wetter. Die Sonne beleuchtete mit ihren Schlaglichtern einen weiten, blühenden Kranz von Städtchen, Landhäusern und Gärten, auf welche der dunkle Vesuv finster herabschaute, als wolle er sie warnen in ihrem Glanze und Reichthum an Naturschönheiten, ja nicht zu übermüthig zu werden und an das Loos ihrer einst ebenso blühenden Schwestern zu denken. Wer würde auch nicht an Herculanum und Pompeji erinnert? Vor uns lag nun die Stadt, die wie eine riesige Schlingpflanze sich an einer Anhöhe hinaufrankt. Ja, es war schön! und ich fühlte mich glücklich, trotzdem eine fast leere Börse und — die Cholera wie Schreckgespenster in meinen Himmel hineinlugten mit ihren hohlen Augen. —

Mein Aufenthalt in Neapel war nur von kurzer Dauer. — Ich

hatte zwar hier mehr Veranlassung, meine Aufgabe als Correspondent politischer Blätter in Ausübung zu bringen, aber es befriedigte mich nicht, da ich nicht die Absicht hegte, diese Beschäftigung zu meiner Lebensaufgabe zu machen. — Wennschon alles, was mich umgab, für mich den Reiz der Neuheit hatte und mein Interesse im höchsten Grade erregte, mich also die Ungunst der Verhältnisse nicht so unmittelbar packte und auf mir lastete, wie auf den Bewohnern Neapels, so wurde ich doch bald inne, daß die erschreckende Epidemie einen schweren Druck auf das ganze öffentliche Leben und den Verkehr ausübte und wer weiß wie lange ausüben würde. Dieser Umstand erweckte in mir den Gedanken, bald wieder nach Paris zurückzukehren. Doch beschloß ich, mich jedenfalls vor meiner Rückreise wohl umzusehen. Ein glücklicher Zufall begünstigte noch diesen Vorsatz dadurch, daß ich auf einem meiner Rundgänge einem Freund von Paris, Namens Griesinger, begegnete, einem jungen Manne, welcher nach seinem, in Heidelberg glücklich bestandenen Examen eine Reise zu weiterer Ausbildung unternommen hatte, und in Paris die Gelegenheit wahrnahm, einer englischen Dame, welche in Begleitung ihres jungen Sohnes und einer alten Gesellschafterin reiste, als Beschützer und als Lehrer des Knaben, auf dieser Reise zu dienen. Nebst der geistigen Anregung, welche ich im Umgange mit meinem Freunde fand, ward ich auch ein willkommener Begleiter der kleinen Gesellschaft auf ihren Gängen nach Sehenswürdigkeiten und einem Ausflug nach Herculanum und Pompeji.

Was ich in Neapel erlebt und gesehen hier zu beschreiben, liegt jedoch dem Zweck meiner heutigen Mittheilung zu ferne und ich begnüge mich zu sagen, daß es für Jedermann, der nicht dort sein mußte, ein unangenehmer Aufenthalt wurde. In Rom kommt man nicht aus einer poetischen Stimmung heraus, in Neapel kam ich selten hinein. Der Neapolitaner lebt und schafft mehr auf der Straße und trotzdem es „still“ genannt wurde, waren die Straßen

noch zu lebhaft für mich. Was mich förmlich hinausklingelte und knixte waren die unzähligen Priester, welche, von einem Meßner begleitet, in allen Straßen nach Sterbenden hineilten, so daß das Geklingel des Meßners und das Geknixe der Vorübergehenden kein Ende nahm. Ich war zufrieden, als ich wieder auf dem Deck des Dampfers stand und dem irdischen Paradies meine besten Wünsche als Abschied zuflüsterte.

III.

Der Ernst des Lebens tritt heran.

Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich in meinem Thun einen unbeständigen, zerfahrenen Charakter an den Tag legte, und ich muß erwarten, daß vielleicht bis jetzt nur leiser, im Verlaufe meiner Mittheilungen immer entschiedenerer Tadel auftreten wird. Aber ich habe bereits in dem ersten Abschnitt, über Erziehung, eine Entschuldigung ausgesprochen:

„Je mehr Anlagen einem Menschen von der Natur verliehen sind, desto mehr bedarf er einer planmäßigen Erziehung," wenn er ein ernstes Streben nach einem vorgesteckten Ziele verfolgen soll.

Daß dieser Ernst und dieses hohe Ziel in meinem Thun nicht zu Tage tritt, gebe ich den strengen Sittenrichtern zu; daß mich aber, trotzdem ich nur augenblicklichen Impulsen folgte, oder zu folgen scheine, nicht veränderliche Launen bestimmten, sondern ein selbstbewußter, wohlausgeprägter Drang, gegen Alles was Heuchelei und Lüge heißt, anzukämpfen, und der Wahrheit Bahn zu brechen, und einem Zustand der Gerechtigkeit für alle Menschen einen endlichen Sieg vorbereiten zu helfen, das darf ich kühn behaupten, ohne daß ich zu befürchten habe, einer Inconsequenz überführt zu werden. — Ein hoher, ernster Lebenszweck, ja selbst

nur ein frohes, glückliches Leben, kann nur da erreicht werden, wo äußere Umstände nicht gewaltsam und hindernd eingreifen. —

Und wo wäre in meinem Leben bis jetzt ein solcher Zustand eingetreten? — —

Mein Leben war ein Kampf und ich beschreibe es nicht um mich hoher Siege zu rühmen. Es ist vielmehr ein erfolgloser Kampf gegen Thorheiten, welche wie ein Alp auf der Menschheit lasten, von dessen Druck ich mich und sie befreien wollte. — Daß ich dabei Verstöße gegen die herrschende Sittenlehre mache; daß ich das Gängelband der Gewohnheit nicht fasse, um mich bequem über alle Zweifel hinwegführen zu lassen, daß ich mich gegen unnatürlichen Zwang, welchem fromme Seelen friedliebend sich unterwerfen, auflehne, kümmert mich wenig, denn ich kämpfe nicht für Erhaltung der alten, ausgelebten, ich kämpfe für Einführung neuer, besserer Zustände. Bis hierher hatte ich wohl schon manche Erfahrungen gesammelt, aber daß ich darum viel klüger geworden wäre in Bezug auf ein Verständniß der Gegenwart und Zukunft, das mag ich nicht behaupten, denn in der That kannte ich das Leben und die Menschen nur von Einer Seite.

Sorgen und Noth glaubte ich auch zu kennen, aber die Sorgen der Jugend liegen nicht wie eine drückende Last auf den Schultern eines Jünglings; sie dienen nur dem jugendlichen Feuer als ein Dämpfer; ihr Gewicht macht die Schritte ruhiger, aber elastischer, und was die Noth betrifft, so scheint sie für die Jugend nur vorhanden zu sein, um den Lebensgenuß zu würzen.

Ich liebte das Leben, liebte die Menschen und glaubte an eine große, herrliche Zukunft derselben; ich glaubte, alle Menschen fühlten den Fluch der Niedrigkeit, welcher auf ihnen lag, sogar nach den Lehren der Bibel auf ihnen lag, seit der Austreibung aus dem Paradiese, und daß jeder kämpfte und sich sehnte, diesen Fluch abzuschütteln, welcher sie zu Sklaven ihrer eigenen Sünden machte. Mit einem Worte, ich dachte noch groß von den Menschen und

ihrem Streben. Nun, das war ein sehr verzeihlicher, ja sogar ein glücklicher Irrthum, denn ein Mensch ohne Liebe für Andere, ohne Hoffnung in eine bessere Zukunft der Menschheit, ist nicht besser als ein Wesen, welches gar keine Wünsche und Bedürfnisse mehr hat, und gleich einem Automaten dahinlebt. — In dieser Gemüthsstimmung kehrte ich nach Paris zurück, und zwar gerade zu einer Zeit und unter Umständen, die es mir möglich machten, in meine alte Stellung wieder einzutreten.

Zu meiner Freude fand ich einen alten Freund aus der Heimath in Paris anwesend, welcher früher Eigenthümer einer lithographischen Anstalt war, jetzt aber seine Studien in den Museen machte, nachdem er seinem früheren Theilhaber das Geschäft überlassen, in welchem er jedoch pecuniär noch stark betheiligt war.

Mit ihm und meinen alten Bekannten in freundlichem Verkehr, vergingen wieder zwei Jahre, während welcher Zeit meine Ideen zu dem Entschluß reiften, durch Gründung eines Geschäfts nunmehr mich selbstständig zu machen; aber wo? und wie? war für mich noch eine offene Frage. — Wir mögen noch so phantasiereiche Schwärmer sein; wir mögen noch so sehr allem philiströsen Kleinmuth, welcher an der Scholle festhält auf der er geboren wurde, gram sein; wir mögen uns noch so sehr als Weltbürger fühlen lernen, während wir, wie ein Nomade, von Land zu Land wandern, und die Wunder suchen, von welchen die Kindheit geträumt, es kommt doch eine Zeit, wo wir an eine feste Niederlassung denken, und diese Zeit zieht uns meistens heim, denn wir fühlen wohl, daß dort der Boden ist, in welchem wir die tiefste Wurzel schlagen können. —

So zog es mich heim, und es bot sich auch eine Gelegenheit, diesem Zuge zu folgen. Mein Freund, der Lithograph, erhielt nämlich von seinem früheren Theilhaber die Nachricht, daß er in ein bedeutendes Fabrikgeschäft seines Onkels eintrete, und bereit sei, ihm die Kunstanstalt und Steindruckerei wieder zu überlassen.

Er frug mich um meinen Rath, und wir beschlossen, das Geschäft gemeinschaftlich zu übernehmen.

Mein Freund reiste zwei Monate vor mir ab, übernahm das Geschäft, und ich folgte ihm sobald meine Angelegenheiten in Paris geordnet waren.

Es war für mich eine wahre Freude, daß ich nun dem rein kaufmännischen Fach entsagen konnte, denn ich hatte die Absicht, nicht allein die Leitung des Geschäfts zu übernehmen, sondern mich auch der praktischen Ausübung einer Branche desselben, dem Drucke nämlich, zu widmen.

Es gelang mir ziemlich gut.

Ich fand Geschmack an den Hantirungen der Walze und Presse, aber da der Druck von Kreidezeichnungen und Kunstsachen nicht allein eine große Uebung der Hand, sondern auch ein positives Wissen erfordert, so beschloß ich, nach einer einjährigen Uebung nochmals nach Paris zurückzukehren, um bei dem damals als dem besten bekannten Drucker, bei Lemercier, eine kurze Schule durchzumachen.

Ein Lehrgeld von fünfzehnhundert Franken und eine dreimonatliche Uebung unter Lemercier's Leitung machten mich mit allen Geheimnissen und Kunstgriffen, die mir fehlten, bekannt. Ich lernte die Bereitung des Firnisses, der Kreide und der Tusche und kam vollständig ausgerüstet für meinen Zweck zurück.

Mit den Schwierigkeiten eines neu begonnenen Geschäftes hatten wir nicht mehr zu kämpfen, da es schon seit Jahren bestand und wir in unserem Verlage bereits eine Anzahl von werthvollen Copien und Originalbildern hatten, welche im Handel bekannt waren und guten Absatz fanden. Im Ganzen war es ein schönes, angenehmes und lohnendes Geschäft, welches uns eine schöne Zukunft verhieß.

Wir waren Beide ledige Leute, lebten auf gutem Fuß, und fragten, wie man zu sagen pflegt, nichts nach Gott und der Welt.

Keiner von uns hatte große Neigung zur Ehe, aber an Neigung für zärtliche Abenteuer fehlte es uns keineswegs.

Alle unsere bisherigen Kreuz- und Querzüge in der Welt hatten den flüchtigen Zug, welcher die Jugend charakterisirt. Wir waren Zugvögel, immer bereit, die Schwingen auszubreiten und davonzufliegen, aber nun war das anders. Wir hatten uns fest niedergelassen, und, nach dem gewöhnlichen Lauf der Welt, mußten wir uns umsehen nach einer Ergänzung; wir waren nur die eine Hälfte eines guten, geordneten Haushaltes, und mußten, nach der Meinung aller Mütter, welche heirathsfähige Töchter hatten, nun auch für die andere schönere Hälfte Sorge tragen. Doch das lag nicht in unserer Absicht, denn wir hatten über die Ehe unsere besonderen Ansichten.

Mein Compagnon war einige Jahre älter als ich und hatte wohl eine reifere Erfahrung, aber auch in seiner Kindheit eine methodischere Erziehung genossen, was ich aus seinen zufälligen Aeußerungen schloß, da wir über unsere Familien-Angelegenheiten nie eine ernste Unterredung hatten. Sein Vater war ein großer Mathematiker und Lehrer in Straßburg — aber schon längst todt. Eine seiner Schwestern war, auch unverheirathet, Gründerin und Vorsteherin eines Mädchen-Instituts daselbst.

Mein Freund war naiv, witzig und höchst anständig im Umgang mit jungen Mädchen und Frauen, aber entschieden kein Heiraths-Candidat, und sein Umgang mit Frauen beschränkte sich mehr auf eine Classe, welche den Preis der Liebenswürdigkeit nicht so wohl durch ihre Schönheit, als vielmehr durch ein freundliches Entgegenkommen bei ihm gewannen, ohne zugleich Ansprüche auf einen dauernden Sieg zu machen. —

Mit mir lag diese Frage ganz anders. Ich war kein so entschiedener Gegner der Ehe, kein so abgeschlossener Charakter. Aber meine Ansichten von einer wahren und glücklichen Ehe waren so verschieden von den Ansichten sorglicher Mütter, und, nach ihren

Begriffen wohlerzogener Töchter, daß ich mich nie versucht fühlte, einen anständigen Heirathsantrag zu machen um eine Frau zu gewinnen oder einen Korb zu holen. — Es war mir ein unausstehlicher Gedanke, durch alle die üblichen, leeren Formalitäten zu gehen, während es meinem Charakter vielmehr entsprach, mir eine Frau im Sturm zu erobern, wenn mich je eine so ernste Leidenschaft erfassen sollte.

Das Capitel der Ehe ist eine ernste Sache im Menschenleben, und ich fühle wohl, daß ich es nicht umgehen kann, diese Seite meines eignen Lebens ausführlich und mit der größten Offenheit zu beleuchten, denn ich schreibe keine Novelle, welche mit der Ehe ihren Abschluß findet. Im Gegentheil darf ich behaupten, daß mit diesen Mittheilungen aus meiner Ehe meine Aufgabe als Romantiker erst recht beginnt.

Und was waren denn damals meine Ansichten von der Ehe?

Es war ein Gemisch von unreifer Weltanschauung und jugendlich sittlicher Entrüstung über Mißbräuche, welche eine starke Gewohnheit und schamlose Heuchelei im alltäglichen Leben der Menschen eingebürgert hatte.

Meine größte Abneigung gegen die Ehe hatte ihren Grund darin, daß die Kirche sich ihrer ganz bemächtigt hatte. Als ein bürgerliches Institut, als ein Gegenstand der Gesetzgebung ist sie nothwendig und wohlthätig, denn nicht eigentlich die Ehe, sondern nur die bürgerliche Stellung der Verehelichten, ihre Rechte und Pflichten als Mitglieder der Gemeinde sollen und müssen durch Ehegesetze festgestellt und gesichert werden.

Die Ehe ist ein freiwilliger Akt der Staatsbürger und sollte leicht gelöst werden können, wenn beide Theile vollkommen mit einer Lösung einverstanden sind, jedoch nicht so leicht, daß man in jeder aufgeregten Stimmung, oder einer auch etwas andauernden Mißstimmung auseinander läuft. Es kostet manchen Strauß, manche bittere Stunde, manche Besprechungen und Verstän-

digungen, manche süße Versöhnung ist nothwendig, bevor die Tage in der Ehe wie ein etwas erregter, lieblich, frischer Waldbach zwischen blumenreichen grünen Wiesen dahinfließen, klar und hell, durchsichtig wie Krystall, das Bild eines glücklichen Lebens zurückspiegelnd. — Mag das selten sein, so muß es doch nicht selten sein, wenn beide Theile sich ernstlich lieben. Wo diese Liebe aber nicht bestehen kann, da ist es gewiß keine Sünde, eine Ehe zu trennen. Es wird kein Herz darum brechen, denn wo das Herz noch brechen kann, da ist auch eine glückliche Versöhnung möglich. Ein zweiter Punkt, welcher mir eine gewisse Scheu gegen die Ehe einflößte, war meine Erfahrung im Leben, daß so viele Ehen aus durchaus unedlen, nicht zu rechtfertigenden Gründen geschlossen werden, obgleich man allgemein voraussetzt, daß die Absicht vorhanden ist, sich gegenseitig glücklich zu machen. Giebt es nicht Ehen, welche einfach conventional sind? Giebt es nicht Ehen aus Interesse? Aus Langeweile? Aus reiner Sinnlichkeit? Und aus noch wie viel schlimmeren Gründen?

Doch auch selbst solche Ehen können glücklich ausfallen. Immerhin bleibt es zweifelhaft für jede Ehe, ob sie eine glückliche Fahrt durchs Leben sein wird, wie sie es zu werden verspricht, denn Manchem wird sie eine See voll Plagen, was auch der Bräutigam hoch und heilig betheuern oder die liebe Braut alles versprechen mag! — Sind denn unsere Bräute nicht von derselben Art, wie unsere Kronprinzen? O, das Sehnen nach einer Krone hat schon so Manche zu Heuchlern gemacht, daß wir uns nicht wundern können, wenn eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Männern sich nach der Hochzeit getäuscht finden, und die errungene Myrthenkrone der Braut dem Manne nun zur Märtyrerkrone wird.

Und sind die Männer vielleicht viel besser, viel gewissenhafter? Wer möchte das behaupten! Wie viele derselben heucheln nur Liebe und versprechen der Geliebten selige Tage, während sie ihr, für ihre ganze übrige Lebensdauer, nur Reue, nur Qualen

und Herzeleid bereiten. Der Quell der Freude, welcher uns durch blumige Auen begleiten sollte, ward ein Thränenquell, die lieblichen Rosen, welche damit begossen werden, die Rosen der jugendlich blühenden, vollen Wangen, sie schwinden und bleichen von Gram verzehrt. — Ein solcher Mann liebt die Frau nicht, er braucht sie nur für den Haushalt; er geht und kommt, wie ein Wochentag; er ist ein Kannibale.

O, ja, die Gegner der Ehe haben viele, gewichtige Argumente, ihre Scheu zu rechtfertigen und es sollte keiner den Gedanken hegen, eine Frau zu nehmen, so lange er denkt, daß er ein Opfer bringe, denn was anders kann er dann erwarten, als daß man ihm Opfer auferlege und daß er sich dagegen auflehne und Unzufriedenheit und Unfriede die Folge sein muß. Eine andere Mahnung zur Vorsicht ist die Stellung der Frauen im Leben. Die gute, liebe Jugend will des Lebens Glück ganz genießen, und doch bleibt das Sehnen so mancher lieblichen Jungfrau ungestillt, denn sie darf ja nicht hinaustreten aus dem Kreise, welchen Zucht und Sitte ihr vorzeichnen; sie darf sehen, aber keine Schritte thun, um sich dem geliebten Gegenstand zu nähern; sie darf seufzen, aber nicht diese Seufzer in Worte kleiden; sie muß warten bis die Blitze ihrer lieben Augen, der Laut ihrer süßen Stimme, die Grazie ihres Wesens eine Anziehungskraft auf eine sympathische Natur ausüben. Aber in vielen lehnt sich eine stärkere Sinnlichkeit gegen diesen moralischen Zwang auf, sie senden feurigere Blitze; der wogende Busen verräth des Herzens Gefühl deutlicher als stille Seufzer und sie stellen ihre Netze aus, so reizend und schlau, daß sie ein gefährlicher Magnet werden, dessen Anziehungskraft nur das kälteste Herz widersteht. So wird manches Fischlein gefangen, welches an der Angel wieder nach seiner Freiheit zappelt und so werden viele Ehen geschlossen ohne Wahlverwandschaft.

Dies waren so ungefähr die Ideen, welche mir eine gewisse Scheu vor der Ehe einflößten, und es mag interessant sein zu

erfahren, wie so ein wilder, widerspenstiger Geselle dennoch sich zähmen ließ.

Es giebt Menschen, in welchen zwei Naturen kämpfen, die diabolische und die göttliche; in den meisten aber ist das Phlegma so sehr vorherrschend, daß sich diese Lebensgeister kaum regen, also den Dualismus nie zum Vorschein bringen können. Ich hatte der einen und der anderen hinreichend in mir, und sie bethätigten sich nicht selten in meinem Umgang mit Frauen, die ich im Grunde nicht allzu hoch schätzte, aber vielleicht dafür um so höher und so leichter in ihrer Gunst stand. Dies ist eine gewöhnliche Erscheinung, doch muß ich auch Ausnahmen zugeben, die um so schätzenswerther sind.

Ich wohnte mit meinem Theilhaber in einem Gasthaus oder eigentlich Kaffeehaus. Eine gute Restauration, bayerisches Bier, Billard, ein geräumiges, schönes Local zogen die beste Gesellschaft junger Leute und guter Bürger dahin, und meistens verbrachten wir unsere Abende daselbst in lebhafter, abwechselnder Unterhaltung. Der Sitte gemäß, war ein Buffet in einem der Gastzimmer, wo die Wirthin, eine gesetzte ältliche Frau, die Kasse führte.

Eines Abends, es war durch irgend einen besonderen Umstand ungewöhnlich ruhig in den Gastzimmern, hörte ich eine Unterhaltung zwischen einem jungen Manne und einem Mädchen, deren Stimme mir fremd klang. Eine Zeit lang interessirte mich dieser lebhafte Stimmenwechsel im Nebenzimmer und ich beschäftigte meine Phantasie damit, mir ein Bild von der Person zu entwerfen, deren Stimme ich hörte und fand mich dann veranlaßt an das Buffet zu treten um zu sehen, wie weit meine Einbildungskraft mich irregeleitet habe.

Neben der Wirthin saß ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit vollen rothen Wangen, frischen Lippen, glänzenden Augen und einem reichen, dunkelblonden Haarwuchs. — Die Unterhaltung, nur so ohne besonderen Zweck und ohne bestimmten

Gegenstand geführt, spann sich lose fort, und ich kann nicht sagen, daß unsere Herzen von unerklärlichem Zauber erfüllt, sich unwiderstehlich entgegen flogen. Wir blieben so unbefangen Beide, daß uns gewiß nicht die leiseste Ahnung beschlich, von Dem, was wir uns gegenseitig werden sollten. Nach kurzer Unterhaltung zog ich mich zu meinem Fläschchen zurück, der Freund folgte und nahm seinen Platz neben mir.

„Wer ist denn die Kleine?“ frug ich ihn.

„O!“ antwortete er, „sie ist die Tochter einer hiesigen anständigen Familie, näht hier wöchentlich zwei Tage, um das Weißzeug in Ordnung zu halten, und ist mehr noch die Freundin und ein Schützling der Wirthin. Es ist nichts mit ihr anzufangen; ich habe mir schon alle erdenkliche Mühe gegeben, sie ein wenig zahm zu machen. Oft begleitete ich sie heim, besonders bei Regenwetter, wie heute, wenn sie nicht mit einem Schirm versehen war. Heute ist gute Gelegenheit, Dein Glück zu versuchen. Ich für mein Theil habe meine Trümpfe längst ausgespielt und nicht einmal einen Kuß gewonnen.“

Ich hatte eine bessere Idee von meinem Einfluß auf Mädchenherzen und gerade diese Mittheilung weckte in mir den muthwilligen Gedanken einer Eroberung.

Nach kurzem Schweigen begann ich die mir geläufige Melodie leise vor mich hin zu summen:

„Burgen mit hohen Mauern und Zinnen,
Mädchen mit stolzen, höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!“

„Ja, ja,“ begann mein Nachbar, welcher meine Gedanken errieth, „ja, ja, nur mache Dich auf eine lange Belagerung gefaßt. Ein Heirathsantrag das wäre allenfalls eine Bombe, welche ihren Widerstand brechen dürfte.“

„Das wäre auch gerade so etwas für mich! Du weißt doch, daß

ich nicht zur regulären Armee gehöre. Ich bin nur ein Parteigänger, und mache unerwartete Ueberfälle," sagte ich.

„Gieb aber Acht," erwiderte mein Freund, „je kühner die Angriffe, desto leichter Verwundung und Gefangenschaft."

„Ich will's einmal riskiren," sagte ich aufstehend, indem ich bemerkte, daß das Mädchen sich eben anschickte, heim zu gehen, denn der starke Regen hatte ziemlich nachgelassen.

„Schönes Gretchen, darf ich's wagen?" — mit diesen Worten trat ich zu ihr hin, vollendete aber den Faust'schen Satz nicht, denn es kam mir geckenhaft und wie eine verletzende Anmaßung vor, hier auf Faust anzuspielen, obgleich diese Scene viel mehr natürlich als originell ist und sich schon tausendmal vor Göthe und nach ihm, im wirklichen Leben ereignete. Doch sie kannte nicht den Faust, und antwortete so unschuldig wie Gretchen, vielleicht auch mit der zitternden, ahnenden Seele: „Wer sagt Ihnen, daß ich Gretchen heiße?"

„Eine Ahnung, und nichts weiter."

„Ihre Ahnung hat Sie getäuscht."

„Nun, welcher Ihr Name auch sei, es ist mir ein lieber Name, und wie lautet er denn?"

„Er lautet einfach Marie."

„Marie! das ist ja ein Name, den die Seraphinen im Himmel singen und preisen; den Millionen Lippen auf Erden nennen, wenn die Herzen in Trauer oder Freude erzittern."

„Liebes Mariechen, darf ich Sie begleiten?"

„Danke schön! Ich finde meinen Weg allein!" und damit huschte sie eilig zur Thür hinaus.

Kaum hatte ich auch etwas anderes erwartet, und es war mir im Grunde mehr darum zu thun, sie ein wenig zu necken, als ihr zu gefallen, und doch hatte ihre einfache, naive Weise, ihre ungezierte Natürlichkeit einen so gefälligen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mir vornahm, sie näher kennen zu lernen.

Und ich lernte sie näher kennen. Sie hatte ein unverdorbenes, frohes, tiefes Gemüth, bescheidene Manieren, war fleißig, sie war ein gutes, liebes Kind ohne Arg, eine Perle ohne Politur und ohne Goldfassung, aber sie hatte einen höheren moralischen Werth als ich mir einbildete. Ich war bisher gewöhnt, mit Leichtsinn Frauen und Mädchen zu behandeln und so schloß ich mich mit gleichem Leichtsinn diesem Wesen an. Auch sie schloß sich mir an, aber mit einer Gewalt, Innigkeit und Hingebung, wie ich sie bis dahin noch nicht erfahren hatte. Die Freiheit ist schön, mit aller Ungebundenheit sich bewegen, Liebeleien anzuzetteln, und nach Laune fortzuspinnen, das alles hat den Reiz einer vorübergehenden Aufregung. Aber die Hingebung eines lieben, treuen, herzlich guten Wesens, das sich anschmiegt, gleich einer zierlichen Schlingpflanze an den starken Stamm einer Waldeiche; die unbedingte reine Liebe, welche kein anderes Glück kennt und sucht, als in dem geliebten Gegenstand ganz aufzugehen, ihm ganz und ungetheilt zu gehören, das ist eine ganz andere Befriedigung als das plan- und zwecklose Umhergaukeln. Das ganze Leben besteht aus Kleinigkeiten, darum sollte man auch Kleinigkeiten nie so wegwerfend behandeln, wie sie von den meisten Menschen behandelt werden und sicherlich nicht von den geistreichsten und klügsten. Der kleine Kreis einer Familie, ja das enge und beschränkte Verhältniß zweier Liebenden ist eine große Sache für die Betheiligten und nichts sollte wichtiger für sie sein, als ihren Umgang rein und innig zu erhalten, denn darin liegt der Keim ihres Lebensglückes und ist das Band, welches sie an die Menschheit knüpft. In dieser Aufgabe ist die Frau in keiner Weise dem Manne untergeordnet, noch ist sie weniger befähigt, das Wohl der Menschheit zu fördern. Ich empfand die Wahrheit dieser Behauptung immer mehr, je länger ich mit Marie umging, und sie mußte wohl eine gleiche Wirkung verspüren und gewann immer mehr Gefallen an ernsten und interessanten Unterhaltungen, welche Herz und Geist

in Anspruch nahmen. So ward ich der Lehrer und Erzieher meiner Frau, da ich eine aufmerksame und gelehrige Schülerin an ihr fand, und sie lernte Welt und Menschen besser beurtheilen. Ich fand in Marie ein Wesen, welches noch frisch und froh in die Welt hineinblickte; noch nicht durch den Umgang mit koketten Frauen verdorben; noch nicht von Putzsucht geplagt; noch nicht durch eine unreife, unverstandene Lektüre vergiftet, war sie noch ein wahres Kind der Natur. Wie einfach in ihrem Wesen, ebenso einfach und dennoch zierlich war sie in ihrer Kleidung. Ihre Strümpfe waren immer weiß wie Schnee und ihre kleinen Füße staken immer in den zierlichsten Schuhen. So voll und kräftig ihr Körper war, hatte sie dennoch eine natürlich schöne Taille, welche ihre Büste nur bedeutender machte, und nichts konnte als Kopfputz schöner sein, als ihr natürlicher, üppiger Haarwuchs. Alle Künste der Mode hätten sie nicht schöner, nicht einnehmender machen können. Dieses einfache, gute Mädchen hegte weder Ansprüche auf Bewunderung, noch wollte sie angebetet sein; sie forderte ein Herz das liebt, wahr und energisch wie das ihrige, und sie fesselte mit all' ihren natürlichen Reizen und glücklichen Anlagen. Wir verkehrten zusammen in der vertraulichsten Weise und ich gab mir Mühe, alle Perlen vom Grunde ihres stillen Gemüths loszulösen und an den Tag zu bringen.

So saßen wir oft zusammen und wenn ich ihr zu muthwillig wurde, zu sinnlich, zu wild in meinem Begehren oder auch zuweilen zu unzufrieden mit der Welt und ihrem verworrenen, sinnlosen Treiben, dann geschah es wohl, daß sie mich plötzlich auf mein Lieblingsthema brachte, über welches ich ihr schon oft meine Träumereien mitgetheilt hatte, welche sie gleich einem neuen Evangelium aufnahm.

„Sprich mir von der schönen Blüthezeit der Menschheit," sagte sie dann vielleicht. „Es beruhigt mich, über die Welt und Menschen menschlich denken zu lernen, es ist so ganz anders, als was ich als

Kind gelehrt wurde und tritt meinem Herzen und Verstand näher." Solche Veranlassung nahm ich oft wahr, um über die ernstesten Dinge ein Gespräch anzuknüpfen, besonders Religion und Glauben zu besprechen, ein eben so unerschöpfliches als wichtiges Thema.

Mit der Blüthezeit der Menschheit aber hatte es folgende Bewandtniß: Zu dem Hause, wo ich mein Geschäft betrieb, gehörte ein großer, wohl angelegter Garten. Dort saßen wir eines Abends unter einer Gruppe blühender Kastanienbäume. In dem Gebüsch umher schlugen zwei Nachtigallen so eifrig und mit solchem Ausdruck, als sei es ein Wettkampf um den Preis der Liebe. Der Mond schien helle, daß man die Gegenstände um uns her wohl unterscheiden, sogar die Blumengruppen sehen konnte wie in magischer Beleuchtung. Neben den Lichtparthien in den Baumgruppen lagen dunkle Schlagschatten von großer Wirkung. Die Ruhe, welche uns umgab, wiegte uns in die seligsten Träumereien, so daß, als wir aus einer süßen Umarmung gleichsam erwachten, denn wir hatten nicht geschlafen, uns beiden unwillkürlich dasselbe Bild vorschwebte — das Paradies.

„Schöner kann's im Paradies nicht gewesen sein," sagte Marie.

„Du Närrchen! wir leben ja noch in unserem Paradiese, tragen wir nur Sorge, daß wir uns nicht verleiten lassen, Denen zu folgen, die ihr paradiesisches Glück bereits verscherzten."

„Diese Geschichte vom Paradiese ist eine wunderbare Vorahnung oder wohl gar schon ein auf Erfahrung und Erkenntniß der menschlichen Natur gegründetes Mährchen, denn sie kann heute noch als eine Basis für die Entwicklung der Culturgeschichte der Menschheit betrachtet werden."

„Und glaubst Du nicht, daß es das Werk und der Wille einer Vorsehung ist?"

„Der Glaube an eine Vorsehung ist der Ring durch die Nase, an welchem man die Menschen in der Irre herumführt," war meine Antwort.

„So lange Regierung und Hierarchie den Einfluß dieses Aberglaubens aufrecht halten können, wird die Menschheit das Sklavenjoch träger Gewohnheit tragen müssen; den Fluch der Sünde; das Elend als Erbtheil. Es wäre aber thöricht zu denken, daß man das mit Gewalt ändern kann. — Der junge Nachwuchs geht gedankenlos die ausgetretenen Wege der Alten. Wir rücken dabei vom Flecke; lernen manche Naturkräfte kennen und gebrauchen, aber wir erweitern damit nur unsern materiellen Gesichtskreis; vermehren unsere Bedürfnisse; erhöhen unsere Ansprüche an thörichte Genüsse und werden im Ganzen genommen durchaus nicht glücklicher. Wir erweitern den Kreis unserer Thätigkeit und die Mühle geht um so rascher. Ein Menschenleben ist kaum hinreichend, den Kreis menschlicher Thorheiten zu durchlaufen, und deshalb bleibt Manchem, welcher nicht gerade von Ehrgeiz oder Neugierde getrieben, in den vorderen Reihen gehen will, Muße genug, als Nachzügler die Vorübereilenden zu beobachten. — Zu diesen Nachzüglern habe ich mich gesellt, und es wird mein Loos sein, wohl überall zu spät zu kommen, da ich nicht gesonnen bin, das Wettrennen nach einem eingebildeten Glück mitzumachen.

„Prüfe Dich, meine Gute, ob Du geneigt bist, eine solche Rolle des Zuschauens mit mir zu theilen, es ist vielleicht keine beneidenswerthe, aber gewiß auch keine ganz freudlose. Wir werden weniger gedrängt und gestoßen und sind weit weniger der Gefahr ausgesetzt zu fallen, aber dafür werden wir auch nicht zu Denen gehören, welche den Perlenschaum vom Becher der Freude wegnippen, ehe die Andern kommen, und kaum finden, um ihren Durst zu stillen. Und dieser Schaum soll so köstlich und berauschend sein!! — So entzückend, daß die märchenhaften Sagen, welche davon im Volke umgehen, einen Wettlauf herbeiführen, in dem gar viele am Wege liegen bleiben und verenden.

„Du kannst Dir dieses Bild gewiß selbst weiter ausführen und ausschmücken und es wird in unserer Novellenliteratur so reichlich

ausgebeutet, daß ich davon abbrechen und es Deinem weiteren Nachdenken empfehlen muß. Was nun Deinen Glauben an eine Vorsehung betrifft, so ist dies eine Hauptstütze der christlichen Kirche, die ich, für meinen Theil, durchaus nicht als eine Heilanstalt betrachte. Ich glaube aber an die Menschheit, trotz ihrer Schwächen und Gebrechen. Ich glaube an eine große und schöne Zukunft derselben, wenn sie die Kraft besitzt, sich aus der Nacht des Aberglaubens und vieler anderen Thorheiten zum Licht der Erkenntniß ihrer Beziehungen zur Natur hinaufzuringen. Dann wird eine große, herrliche Zeit kommen; aber verstehe mich recht, „groß" und „herrlich" wird dann etwas Anderes sein, als man heute darunter versteht. Heute ist alles nur „Schein", dann aber ist es „Sein". Heute noch herrscht die Lüge unter uns, und die Wahrheit hat um ihre Existenz zu kämpfen, aber sie kämpft heldenmüthig und mit siegender Ausdauer; ganz wird sie nie untergehen, aber — vielleicht — laß uns hoffen gewiß, wird sie einst zur Herrschaft gelangen und das wird eine glänzende Blüthezeit der Menschheit.

„Du staunst; Du zweifelst, daß das so kommen kann, weil es eben heute noch so dunkel um uns her ist? — Unter dem Worte Wahrheit verstehst Du Klarheit über Dinge, welche nie klar werden können.

„Die Wahrheit hat auch nie etwas gemein mit Fanatismus oder religiösen Hoffnungen auf wunderbare Erfolge, und wenn wir nur einmal über uns selbst und die uns umgebende Natur im Klaren sind, dann beunruhigen uns auch keine Gedanken und Zweifel mehr über Das, was außer uns und über uns ist. — Einen Gott außer uns und über uns suchen wir dann nicht mehr, denn wir tragen ihn in unserem eigenen Herzen. Was heute nur Worte sind ohne Wahrheit, wird dann Wahrheit ohne Worte. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Worte mit denen man bis heute immer zum Sturm rief, wie mit lauttönenden Glocken zum Gebet, sie

werden dann keine Lüge mehr sein, wie heute. Reichthum und Bildung werden uns nicht mehr, wie heute, zu Sklaven vernunftloser Zustände, Einrichtungen und Ansichten machen.

„Mit einem Wort: die Wahrheit wird unsere Begriffe reformiren, unseren Geschmack verfeinern, unser ganzes Leben veredeln. Vielleicht verstehst Du mich nicht, und hältst mich für einen lieben Träumer, aber Du wirst mich verstehen lernen.

„Wie ein Bandwurm in den Eingeweiden nagt und einen krankhaften Appetit erzeugt, so nagt die nimmersatte Sucht nach thörichten Genüssen an der Menschheit, und zerstört die wahre Blüthe derselben, und diese wunderbare Blüthe, ich will Dir sagen, in was sie besteht, Du wirst dann manche Stunde gar lieblich darüber träumen und Dich sinnig fragen, ob und wie wir uns Alle bis zu dieser Blüthe entwickeln können.

„Vielleicht auch, mein liebes Mädchen, können nur einzelne Menschen diesen herrlichen Zustand des Körpers, des Geistes und Gemüthes erreichen, daß sie als eine vollkommene Blüthe der Menschheit zu betrachten sind. Laß uns darnach streben, zu diesen Auserwählten zu gehören. — Die Menschheit in ihrer Blüthe nämlich, kann nichts anderes sein, als was ein einzelner Mensch in seiner vollen Blüthe ist; ein ganzer Mensch, von der Kindheit bis zum Grabe. Dazu gehört vor Allem eine naturgemäße Entwicklung des Körpers; Einrichtungen für die größte Reinlichkeit; einfache, gesunde, nach den Bedürfnissen abwechselnde Nahrung; körperliche Uebung zur Entwicklung der Kraft und Gewandheit. Ferner gehört dazu die Thätigkeit des Geistes, in der Kindheit durch Anschauung angeregt und durch geeignete Nachhilfe gefördert; später durch Studien, je nach der geistigen Richtung. Doch ein Vielwisser braucht man nicht zu sein, um etwas Ganzes zu sein, aber was man weiß, soll man recht wissen, soweit die Wissenschaft uns sicher führen kann. Darauf folgt im späteren Leben nützliche und zweckmäßige Beschäftigung in rechter Abwechselung mit Ruhe und Spiel.

„Ferner gehört dazu eine, den vorhergehenden Bedingungen entsprechende Wohnung. Dies alles deutet darauf hin, daß wenn wir bessere Zustände herstellen wollen, wir uns in unserer Lebensweise wieder mehr der Einfachheit der Natur nähern müssen und das würde nicht halb so große Opfer kosten, als jetzt die Menschheit in allen erdenklichen Thorheiten verschwendet. Ja theilweise besitzen wir schon das Nöthige, aber schlecht und ungerecht verwendet, nämlich öffentliche Kindergärten, große und schöne Spielplätze, Bäder aller Art, große Lehrsäle, astronomische, physikalische und chemische Apparate, Bibliotheken, botanische und zoologische Gärten. —

„Und was würden die Folgen einer Veränderung der Lebens-, Lehr- und Erziehungsweise einer Nation sein? Wie würde das auf die Masse wirken? Ich denke, es würde einen ähnlichen Eindruck auf die Masse machen, wie jetzt auf den einzelnen Menschen, welcher das Glück hat eine solche Erziehung zu genießen. Denke Dir einen Menschen, welcher von Jugend auf naturgemäß behandelt wurde; nur reine, einfach wahre, edle Eindrücke aufnahm; dessen Verstand und Urtheilskraft durch zweckmäßigen Unterricht entwickelt; dessen Schönheitssinn und körperliche Gewandtheit ausgebildet wurden, und denke Dir daneben einen, welcher im Schmutz geboren und groß gezogen wurde; dessen Schule die Straße war; dessen Umgang jede humane Regung in ihm erstickte und ihn mit der Pest der herrschenden Sittenverderbniß behaftete; oder denke Dir auch einen Menschen, welcher, vielleicht im Ueberfluß geboren und erzogen, für nichts Sinn und Verstand ausbildete, als für Vermehrung seines Wohlstandes und für sinnliche Genüsse; welcher vermöge seiner socialen Stellung und seiner Mittel alles Rohe und Verderbte befördert, sofern es nur ein gefirnißtes Aeußere zeigt, dagegen auf alles wahrhaft große und edlere Streben mit einer Art von mitleidiger Geringschätzung herabsieht; denke Dir einen einseitig gebildeten Kaufmann in

seiner Schreibstube, einen Spieler an der Börse, einen Krämer in seinem Laden, einen Handwerker in seiner Werkstatt, oder gar die tausend Fabrikarbeiter, allesammt von Morgens bis Abends jahraus, jahrein Gehirn oder Muskel in einer und derselben Richtung anstrengend. Sie alle stehen auf gleicher Stufe humaner Bildung, nur daß einer eine täuschendere Maske trägt als der andere; sie alle sind einseitige Maschinen einer verkehrten Civilisation. Alle sind geistig und sittlich verkommen, denn in ihnen ist der Glaube an eine bessere Zukunft der Menschheit nicht lebendig, während durch eine gesunde, nationale Erziehung, Liebe und Begeisterung für alles Schöne und Gute geweckt und zu gläubiger Aufopferung für diesen besseren Zustand fähig gemacht wird.

„Auch unter diesen wird es bessere und schlechtere Schüler geben; auch unter diesen werden Leidenschaften rege, welche über die Grenzen des Rechts und Austandes hinausgehen. aber sie werden nie zu einer so erschreckenden, sittlichen Verkommenheit, zu einem Elende verdammt sein, zu welchem uns die Götzendienerei in Kirche und Staat herabwürdigen.

„Denke Dir jenen besseren Zustand so allgemein verbreitet wie diesen niedrigen und schlechten, in welchem wir uns herumquälen, und Du hast das Material, Dir ein Bild von der Menschheit zu entwerfen, welches ihrer herrlichsten Blüthezeit ziemlich nahe kommt, und jedes Menschenherz mit glühender Begeisterung und freudiger Hoffnung erfüllen sollte. Ich malte Dir kein Atlantis, kein Gebilde einer aufgeregten Phantasie; ich zeigte Dir kein Ziel, nach welchem die Menschheit, in eine Zwangsjacke geschraubt, hinstreben soll. Ich zeigte Dir nur eine Menschheit, welche mit all' ihren natürlichen Schwächen, in freier aber verständig geleiteter Entwicklung, nach einem hohen Ziele ringt. — Es ist nichts Unnatürliches und Unmögliches in dem, was dazu erforderlich ist. Ich glaube daran und ringe darnach mit aller mir zu Gebote stehenden Energie. —

„Und wirst Du mir beistehen? Mir helfen? Wirst Du in diesem Bestreben mit mir harmoniren können? Ich fordere keine übernatürlichen Opfer von Dir, ich fordere nur, daß Du mit mir nach dieser geistigen Höhe und Freiheit ringst, mit mir nach dieser natürlichen Einfachheit in Genüssen und Ansichten strebst, welche uns gewiß glücklich machen, wenn es uns ernst damit ist. — Du sollst kein Sonderling werden um der Masse, recht in die Augen fallend, zu zeigen, wie thöricht sie ist, sie aber dagegen Dich bespöttelt. Wir müssen nur in unserem Privatleben nach unseren Grundsätzen verfahren. In unserem Hause müssen wir den Himmel herstellen, welchen wir der Masse als Spiegel vorhalten; unsere Ansichten müssen wir zu verbreiten suchen. —

„Aber gesetzt auch, wir könnten auf die Masse dadurch gar keinen Einfluß ausüben, was sehr wahrscheinlich ist, so können wir doch unser eigenes Leben schmücken und verherrlichen durch einfache Natürlichkeit, Witz und Geist und durch Vermeidung aller Nachäfferei geschmackloser Moden und thörichter Sitten, indem wir aber dagegen kein Opfer scheuen, uns diejenigen Genüsse zu verschaffen, und die Freiheit zu genießen, welche eine körperliche und geistige Entwicklung wahrhaft fördern und uns mit Liebe und Lebenslust erfüllen.

„Sieh, das sind die Blüthen, wenn ich von einer Blüthezeit der Menschheit rede; und wenn Alles daran zweifelt, und wenn man mit Füßen auf den herrlichen Blumen, welche der geistige Frühling der Menschheit uns bieten mag, stumpfsinnig herumtritt, wir wollen sie dennoch pflegen; wir wollen uns daran erfreuen; wir wollen uns damit schmücken und das sei unser Glaube, unsere Religion.

„Du lächelst ungläubig, als wolltest Du mir zurufen: Du glücklicher Thor!"

„O nein, das ist's nicht was mich jetzt beseelt," war ihre Erwiderung, „ich bewundere Dich mit Deinem Glauben. Ich fürchte nur Dir zu folgen; und doch! wie könnte ich anders? —

Wohin sollte ich meine Blicke wenden in diesem Fluge über die Wolken, wenn nicht nach Dir, als meinem Führer. Du bist ein Adler, der in die Sonne blickt ohne zu erblinden, ich aber muß unter dem Schutze Deiner Schwingen mit hinauf, oder würde in Gefahr gerathen aus diesen himmelreinen Höhen gar unsanft wieder auf die Erde herabzufallen. Ich kann Dir nur folgen, indem ich mich an Dich schmiege und mich erheben lasse, aber es ist gut mit Dir fliegen. Man sieht mit der glücklichsten Gemüthserregung hinauf in den Himmel und hinab auf die Erde, denn auf der Erde lebst Du ja doch nicht mit Deinen schönen Zukunftsträumen. Oder glaubst Du, daß Du alle die Narren, die da leben, gesund machen kannst?"

„Recht hast Du! es sind Narren," so nahm ich den Gedanken auf; „gutmüthige und boshafte Narren.

„Sieh die Menschen in der Höhe, wie sie sich aufblasen in eingebildeter Größe; sich in Purpur und Flitter einhüllen, und mit einem Nimbus umgeben, als wären sie unter den Guten die Besten und gehörten gar nicht mehr zum Volke.

„Sieh die großen Lichter, welche uns den Weg zum Himmel zeigen wollen und ihre Jünger und Nachfolger wie Irrlichter in den Sumpf führen.

„Sieh die reichen Wollüstlinge, welche in ihrem Uebermuth verderben; oder die reichen Schacherer, welche von Habsucht verzehrt, nichts von ihrem Reichthum haben als die Sorgen, die er macht, während die unzählige Masse armer, unglücklicher, verkommener Wesen um sie her, sich abquälen wie Lastthiere; allesammt aber nichts gewahren von dem Sonnenglanz, dem Reichthum, der Güte, der Einfachheit und doch Herrlichkeit der Natur; nichts wissen, nichts verstehen von dem Verstande in der Natur. Sie scheinen Alle nur geboren zu sein, um in leeren Täuschungen aufzuwachsen, sich und Andere zu Sklaven zu machen, um wieder hinzusterben ohne recht gelebt zu haben."

Solcher Gespräche hatten wir gar viele und ihre natürlichen Folgen blieben nicht aus. Marie theilte meine Ansichten, meine Weltanschauung so ganz und gar, daß ein freier Austausch unserer Ideen auch bald zu einem vertraulicheren, innigeren Umgang führte. Sie war gleichsam mein Geschöpf, aber auch dafür ganz mein eigen. Da war keine Verstellung; keine launenhaften Stimmungen; keine thörichten Eifersüchteleien, obgleich ich mich noch in ganz anderen Kreisen bewegte als sie. Was kümmerte uns das? Wir waren ein Herz und eine Seele; wir liebten uns ohne zu fragen, was daraus werden möge? Wir gehörten uns gegenseitig ohne Rückhalt an, aber Keines von uns trieb seine Ansprüche so weit, daß es ein ausschließliches Eigenthumsrecht an das Andere geltend machte. Liebe und gegenseitige Achtung war das Band, welches uns in ungetrübtem Vertrauen festhielt.

Was hat nun eine Ehe, vor dem Altar geschlossen, vor unserer Ehe voraus? —

Daß eine solche Ceremonie eine Garantie sei für dauernde Liebe und liebevolle Anerkennung, wird Niemand behaupten, welcher die zahllosen unseligen ehelichen Verhältnisse um sich her beobachtet. — Die Ehe hat also doch nur als ein bürgerlicher Akt ihre Bedeutung.

Doch der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht. Er ist in die Kreise der Civilisation hineingebannt, die wie eine riesige Spinne allüberall ihre Netze ausspannt und ihre Opfer mit fast unsichtbaren Fäden fesselt. Und wie man den Einflüssen der Civilisation unterliegt und seine Freiheit theilweise dafür einbüßt, so auch unterliegt man der öffentlichen Meinung.

Die Macht der öffentlichen Meinung spielt oft die Rolle einer Vorsehung und bringt Dinge zu Stande, von denen man vorher kaum träumte. Die öffentliche Meinung ist eine Macht, welche glücklicherweise auch meistens mehr von Rechts- und Wahrheitsliebe als von schlechten Einflüssen beherrscht wird. Man kann

durch Schmeichelei und Lüge, durch Falschheit und Betrug einzelne Menschen bestechen, aber nicht die öffentliche Meinung vom rechten Wege ablenken. Man kann die ganze Presse knebeln, aber die öffentliche Meinung nicht; wenn sie auch nicht laut spricht, so spricht sie leise; selbst Angst, Furcht, Schrecken, Drohungen können sie nicht tödten, vielmehr sie nähren, daß sie wie ein Gespenst umgehe und den Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit aufrüttle und wach erhalte.

Was kann es helfen, sich dagegen aufzulehnen, wenn man seinen guten Namen nicht zu gleicher Zeit in die Schanze schlagen und dem Untergange preisgeben will! —

Freilich ist nicht Alles öffentliche Meinung, was dafür ausgegeben wird. Die böse Zunge der Verleumdung, die üble Nachrede des Neides, die Klatschsucht, welche in den Koth herabzieht, wenn man sich über das Gemeine erhebt und es sich selbst überläßt, das ist nicht die öffentliche Meinung, welche wie eine geheime Vehme daherschreitet, in Nacht und Nebel unsichtbar eingehüllt, aber mit sicherem Griffe ihre Opfer erfaßt und ihnen das Brandmal der Verurtheilung auf die Stirne drückt.

So ging es auch mir und meiner Ungebundenheit; so ging es Marien mit ihrer Liebe, welche frei bleiben sollte von allem Zwange. —

Marie war mein Weib, das war Thatsache.

O, welche wonnigen Tage hatten wir schon gelebt; welch' selige Abende hatten wir vertändelt und wenn auch unsere Tagesarbeit dieselbe blieb, und wenn auch manche trübe Stunde dazwischen gekommen sein mag, so war doch die Hoffnung, uns zu einer gewissen Zeit wieder zu sehen, eine hinreichend angenehme Zerstreuung, um uns auch über bittere, langweilige, unangenehme Stunden hinauszubringen. Bald aber merkte ich doch eine große Veränderung in Marien's Wesen. Sie hatte diese Seelenruhe nicht mehr wie früher; bald war sie heftiger, aufgeregter, ungestümer;

bald stiller, niedergeschlagen, nachdenklich in sich gekehrt. So ging's eine Weile, ohne daß ich besonders darauf drang, die Ursache zu kennen. —

Am Weihnachtsabend hatten wir verabredet eine kleine Bescheerung zu veranstalten. Freilich war das kein Familienfest, wir konnten, unter den herrschenden Vorurtheilen gegen eine sogenannte wilde Ehe, keine Freunde einladen ohne uns vielleicht einer unangenehmen Erfahrung auszusetzen, welcher wir uns jedoch nicht aussetzen wollten; wir beschränkten uns deshalb auf uns selbst, und einen stillen Genuß des Abends; ein Umstand, wie er mir ganz besonders zusagte, da ich solche, zum Essen und Trinken eingeladene Gesellschaften von jeher haßte, während freiwilliger oder zufälliger Besuch mir immer willkommen war und auf Gastfreundschaft sicher rechnen konnte. —

Man mag vielleicht in unserer Feier des Christabends einen Widerspruch mit meinen sonstigen religiösen Ansichten entdecken wollen. Das ist aber in keiner Weise richtig. —

Das Christenthum hat große Dinge vollbracht, hat Humanität gleichsam zum Gemeingut der Welt erhoben, wenn auch oft von Fanatikern mißverstanden und mißbraucht. Wenn ich auch nicht an die Mährchen der unbefleckten Empfängniß; nicht an die Fleischwerdung des Logos glaube, so steht mir Christus dennoch hoch als ein Opfer politischer Falschheit und pfäffischer Niedertracht; als ein Beweis der unverbesserlichen Thorheit der Menschen. — Sind sie heute nicht dieselben wie vor 1800 Jahren? — Aber Christus, selbst als eine mythische Person, ist ein leuchtendes Beispiel der Aufopferung für eine männliche, klare Ueberzeugung.

Feste sollen wir feiern. Familien- und Volksfeste verschönern das Leben, erheben das Gemüth, stärken den Geist und wecken und unterhalten ein warmes Gefühl der Liebe und Zusammengehörigkeit. Darum sehe ich nicht, warum ich nicht mit meiner geliebten Marie den Geburtstag eines der größten aber mißhandelten

Wohlthäters der Menschheit feierlich begehen sollte, wenn Millionen ihn begehen ohne ihn je recht verstanden zu haben. — Ich hatte einen Baum mit vielen Wachskerzen und einigen kleinen Geschenken geschmückt; ein paar zierliche und ein paar komische Zuckerwerke hingen dazwischen, und es war bestimmt, daß sie, nachdem ich sie überrascht hätte, auch ihre Zeit haben solle, den Baum für mich zu schmücken. — Ich freute mich wie ein Kind auf diese Ueberraschungen. Als der Abend kam, war Alles in schönster Ordnung. Ein Kaminfeuer erwärmte das Zimmer angenehm und flackerte so lustig, daß ich beschloß, kein anderes Licht anzuzünden, bis Marie gekommen und in diesem Halbdunkel ihre kleinen Siebensachen auch an den Baum aufgehängt haben würde, wo wir dann die Lichter zusammen anzünden und die Freude der Ueberraschung gemeinsam genießen konnten. Backwerk und Wein, auch heißes Wasser für ein Glas Punsch, wenn wir's wünschten, war bereit und ich selber befand mich in einer der Gelegenheit entsprechenden Gemüthsstimmung.

An diesem Abend ist viel Bewegung und Leben überall, und auch in unserem Hause ging die Thüre einigemale, und jedesmal um meine Erwartung zu täuschen. — Endlich aber war es keine Täuschung! Sie kam still, geräuschlos, wie ein Geist, und ich weiß nicht ob dieses liebliche Halbdunkel des nur von einem Flackerfeuer geisterhaft beleuchteten Zimmers sie hinriß oder ob auf dem Wege nach meiner Wohnung ein wunderlicher Heiliger sie anregte, sie warf sich, eintretend, an meinen Hals und weinte. —

Es war eine ganz unerwartete Situation, aber es war eine meiner Eigenheiten, daß je schlimmer eine Sache schien, desto stiller und entschlossener war mein Gemüth. — Deshalb erschrak ich nicht, sondern fragte ganz ruhig: „Gute Marie, was ist Dir begegnet?"

„Begegnet ist mir nichts," sagte sie, „aber ich kann nicht länger zögern, Dir eine Mittheilung zu machen, welche unter anderen

Umständen eine süße Hoffnung erwecken würde; ich fühle, daß ich bald Mutter werde!" — und wieder riß sie mich an sich und wieder erstickten Thränen ihre Worte.

Der Gedanke, daß es einmal so kommen würde, war mir nicht fremd, denn er hatte mir schon oft vor der Seele gestanden, und mich zum Nachdenken über einen solchen Fall veranlaßt.

„Aber, gute Marie," sprach ich ruhig, „was willst Du Dich darum grämen? Es ist ja der ewig weibliche Beruf, Mutter zu werden. Feiern wir nicht heute die Geburt eines Kindes, welches, nach den Begriffen der Welt, auch keinen legitimen Vater hatte? Laß sie reden von Geist und unbefleckter Empfängniß; der Geist, welcher uns beseelte, ist derselbe Geist; die Liebe ist dieselbe hingebende, aufopfernde Liebe, und wenn wir diesen Geist und diese Liebe uns erhalten, dann sind wir rein und gut und brauchen den Segen eines Heuchlers nicht.

„Kannst Du mir vertrauen, so brauchst Du keine Thränen des Kummers zu vergießen, und Du weißt doch, wie lieb und theuer Du mir bist! Wo sollt' ich mehr und innigere Liebe suchen? Wo sollt' ich mehr Aufopferung und Befriedigung finden, als im Umgang mit meiner kleinen Schülerin, meinem geliebten Weib?"

Eine Umarmung und ein glühender Kuß endete diese Scene.

Marie hatte entschieden ihr Herz erleichtert durch diese Mittheilung, die sie verschämt immer auf ihrem Gemüth lasten ließ, bis das Gewicht der Sorgen und der Angst zu schwer wurde. — Sie war jetzt ruhiger und froher wie sie seit lange nicht gewesen, und gab sich den Eindrücken einer unschuldigen Freude hin, welche uns den ganzen Abend beseelte.

Unsere Bescheerung war eine stille, aber reich an Freuden, denn was mir Marie mitgetheilt, das Geheimniß, welches ihr Herz so schwer gedrückt, war für mich eine federleichte Bürde. — Ich hatte entschieden, daß, wenn ein solches Ereigniß eintreten sollte, ich für die zweckmäßigste, rationellste Erziehung des Kindes sorgen wolle,

sobald es der Mutterpflege entwachsen wäre. — Bis dahin wollte ich für Mutter und Kind sorgen.

„Das ist gerade was ich will," so sagte ich Marien. „Man hat nicht die kleinen Scherereien eines beengenden Hauswesens, bleibt frei und unbeschränkt in all' seinem Thun und steht dennoch nicht allein, hat dennoch liebe, theure Wesen, welche unserer Liebe und Sorge bedürfen und uns dafür mit inniger Anhänglichkeit belohnen; und was das Allerbeste ist, wir stehen nicht unter dem Bann und Zwang der Kirche, nicht einmal unter dem Einfluß eines leeren Gebrauches. Wir wollen den Leuten zeigen, daß man brav sein kann, ohne all' dieses unsinnige Gethusel."

Marie war zwar damit nicht so ganz einverstanden. — Sie mochte wohl ihre legitimen Bedenken haben, denn sie hatte sich die Sache seit vier Monaten schon viel näher angesehen, viel öfter durchdacht, die Consequenzen viel weiter gezogen als ich, aber sie war zufrieden mit der Weise, in welcher ich sie aufnahm.

„Sieh," sagte sie, „ich liebe Dich so sehr, daß ich bereit bin, Alles zu ertragen und mich den bösen Zungen und jeder Zurücksetzung auszusetzen, wenn ich nur Dein Herz besitze. Du bist meine Welt voll Sonnenschein und Rosen, voll Sang und Freude; ohne Dich ist sie eine Gruft voll Moder, eine Welt voll Thränen. Wenn ich Dich habe, dann soll mir die kleinste Hütte, die größte Einsamkeit und Einöde ein Paradies sein, in welchem ich volle Befriedigung all' meiner Wünsche finde.

„Ich verlange weder nach besserer und mehr Gesellschaft als der Deinigen, noch brauche ich den Segen der Kirche, aber Dich, Dich muß und will ich haben, ganz und ungetheilt, um glücklich zu sein; im ungestörten, ruhigen Umgang mit Dir, in der Sorge und Arbeit für Dich und Dein Wohlbefinden finde ich meine angenehmsten Wünsche befriedigt. — Aber wie soll ich zufrieden und glücklich sein, wenn ich den ganzen Tag über von Dir getrennt, meinen eigenen, trüben, ängstlichen Gedanken nach-

hängen muß? — Und meine Eltern" — hier übermannte sie wieder ein Schmerz, welcher ihr Thränen erpreßte. — —

Ja, die Eltern, ja, die Nachbarn, die bösen Zungen, die Blicke der Alten und Jungen, die Gedanken — die quälenden Gedanken! — Die öffentliche Meinung!! — Das Alles und noch vieles mehr stand auf einmal vor meiner Seele und zeigte mir eine andere geliebte Seele, welche, von bösen Geistern umschwärmt, im Fegefeuer litt, und war es nicht meine Pflicht, sie herauszubeten? —

Aber ruhig Blut! dachte ich; nur keine zweite Uebereilung so rasch hinter einer ersten! — — Ich beruhigte Marien so gut dies möglich war, denn das schien außer Zweifel, daß so lange dieser Zustand der Unsicherheit währte, ihre Herzens- und Seelenleiden immer wiederkehren mußten, sobald sie mich verlassen hatte. —

Und war das etwa nur Egoismus? nur Anmaßung, nur Zweifel in meine Beständigkeit und Rechtschaffenheit? — oder war es nur ein frivoler Wunsch mich zu fesseln, mich meiner Freiheit zu berauben? Ich glaube, es war nichts von alle dem. — Es war der Druck der öffentlichen Meinung, der auf Marien lastete, wie eine unerträgliche Bürde. Das gute Mädchen, mit ihrem reinen, guten Herzen, ihrem schlichten klaren Verstande, ihrem Zartgefühl und Takt muß viel gelitten haben im Stillen, bevor sie mich zum Mitträger ihrer Leiden machte; und selbst nach dem hatte sie keinen großen Trost und nur geringe Hülfe an mir. Ich war ja ein Weltverbesserer und da es mir gar Ernst damit war, dachte ich, es mir und der Welt schuldig zu sein, meine Grundsätze mindestens in meinem Leben und Streben in Anwendung zu bringen. Es ahnte mir nicht, daß ich dadurch ein Herz brechen könne, welches mich so treu und innig liebte, wie kein zweites in der Welt, noch weniger ahnte mir, daß Ideen, wenn sie noch nicht in der Masse gereift sind, einen Menschen zum lächerlichen Sonderling machen, wenn er mehr als sie nur lehren, wenn er sie auch praktisch in Anwendung bringen will.

Auf ihr aber lastete der Druck der öffentlichen Meinung!

Da waren die Eltern, welche sich in ihrem Kinde tief verletzt sahen, und welche Eltern, zartfühlend oder nicht, lieben ein solches Verhältniß? oder mögen es nur ohne Kummer betrachten? oder mögen, trotz Kummer und Sorgen, schweigend und ruhig zusehen wie es sich ferner gestalten mag? — Ich selbst, der ich mir das Recht herausnahm, einen so dem herrschenden Gebrauche und den uralten Gesetzen widerstrebenden Zustand in's Leben zu rufen und aufrecht zu erhalten, ich selbst würde, nach meinem heutigen Gefühle, zu den abnormsten Mitteln greifen, diesen abnormen Zustand zu beseitigen. — Wie schwer habe ich's meiner guten Marie gemacht, mich zu lieben! Ich habe die ganze Wucht des Zornes der Eltern und Geschwister auf ihr Haupt geladen und — sie ertrug es standhaft! —

Und als sie ihren Zustand nicht mehr verbergen konnte und doch sich den Augen der Welt aussetzen mußte, wie fühlte sie da die überkeuschen und unkeuschen Blicke auf sich lasten, wenn sie auch verschämt ihr Auge niederschlug! wie hörte sie das Zischeln böser Zungen! — und auch das ertrug sie mit Geduld, aber dafür flossen ihre Thränen wohl reichlich in ihrem stillen Kämmerlein!

Die Liebe, o, diese herrlichste aller Empfindungen, welche die Menschenbrust erfüllen, das Herz freudig durchglühen, die Welt mit Glanz schmücken kann, sie kann auch eben so tiefe, unheilbare Wunden schlagen, tödliche Sorgen bereiten. Marie hatte beides abwechselnd. Bei mir genoß sie der Ruhe und des Glückes der Seligen, von mir getrennt lebte sie im Fegefeuer der Reinigung durch Buße; und ich selbst lebte wie ein junger Gimpel gedankenlos in den Tag hinein. Die Leiden Marien's, die ich mir zwar nur so oberflächlich vorstellte, die ich aber für eine Folge unfreier, unverständiger Erziehung und daraus folgender beschränkter Ansichten hielt, schienen mir unerheblich und unvermeidlich, um ein Beispiel neuer Lebensanschauung in der Praxis zu zeigen. — Es war, wenn ich die Sache jetzt mit strengem Urtheil betrachte,

ein roher Egoismus von mir, solche Anforderung an Marien zu stellen, um mich selbst und meine Ansichten vor das Publikum zu bringen, als ein charaktervoller Reformer in einer so hochwichtigen Frage, hochwichtig für die Masse, wie ich mir einbildete, für mich aber ein überwundener Standpunkt. Es liegt darin Etwas von der Lächerlichkeit eines selbstcreirten Apostels, eines Sektengründers, eines Heiligen der Neuzeit. — Was ist all' diese Genialität verschrobener Köpfe anders als ein Anflug von Narrheit? — Und war denn Marie überhaupt eine solche geniale Frau, welche mit meinen Narrheiten sympathisiren konnte? Eine George Sand, eine Rachel, das waren ihr ja geradezu Räthsel.

Und so war mein Kampf gegen die Ehe ein Kampf gegen Windmühlen. — Was konnte ich damit bezwecken, als mich und meine Geliebte in eine falsche Stellung zu bringen? Ich wäre mit ihr in eine Wildniß gezogen! und selbst das, was hätte es bezweckt? —

Aber in Deutschland giebt es ja auch keinen Fleck Erde mehr, der so genannt werden könnte! Deutschland ist ein Garten, selbst seine Wälder gehören zu den Gartenanlagen, und auch kein Fleckchen ist mehr ohne seinen Eigenthümer. Um in einem solchen Winkel Deutschlands, den man Wildniß nennen könnte, zu leben, müßte man eine gestempelte Aufenthaltskarte von der löblichen Polizei in der Tasche haben, und, kurz und gut, in Deutschland kann man mit einer Frau in der Wildniß nicht leben; man muß hübsch, der Natur des Menschen entsprechend, in Gesellschaft leben, und dann lebt man doch am liebsten in civilisirter Gesellschaft und muß sich daher auch den Beschränkungen der Freiheit unterwerfen, welche ein Zusammenleben möglich machen.

Ich lebte in Gesellschaft; trieb mein Geschäft; war Mitglied eines Sängervereins, welcher nicht wenig zur Verherrlichung des Lebens beitrug und ein wahrer Schatz der Gemüthlichkeit war. In diesem Verein war ich ein sehr thätiges Mitglied. Ich fehlte

nicht in den Proben, nicht in den Conzerten, nicht bei den Ausflügen, ich schrieb Prologe, und für das alljährliche Stiftungsfest schrieb ich kleine Theaterstücke, die wir mit Pomp und großem Erfolge aufführten und wiederholten. Der Einfluß dieses Vereins auf mein Gemüth und meine geistige Thätigkeit war für mich höchst wohlthätig. — Ich begann zu fühlen, daß ich Etwas mehr bin als eine Schacher- und Verdauungsmaschine. Ein nicht unbedeutender Kritiker, ein Freund Gutzkow's, sagte zu einem meiner Freunde: ich sei ihm lieber als Mancher, der einen Namen habe! — Das war mir Balsam. — Ich war nicht eitel, nicht ehrgeizig, ich war ein Dichter, der sich selber nie genug that; ich machte tausend Verse, hatte tausend Ideen, aber sammelte nur Weniges, denn Alles war mir zu klein, zu gewöhnlich; ich glaubte Jeder müsse das wissen und denken wie ich! ich wollte nur Großes, und in der That träumte ich mehr als ich wachte; ich war, in einem Wort, ein Schwärmer und ein recht gutherziger Schwärmer, mit einem Gemüthe, so weich, daß ich die Eindrücke, die es bestürmten, kaum bewältigen konnte. —

Ich lebte in Gesellschaft und schien dennoch ein Einsiedler. Ich mied die Gesellschaft nicht, weil man mich nicht mied, aber dabei fuhr meine gute Marie schlecht, denn sie weinte wohl, während ich lachte. —

Das ganze Leben besteht aus Gegensätzen, es ist wahr! und sie dienen dazu, das Gemüth im Gleichgewicht zu erhalten. Ein Gegensatz wie dieser aber brachte mein Gemüth in bedeutendes Schwanken. Es schien mir weder gerecht, noch auch im Geringsten gemüthlich, noch auch meinen Ideen als Reformer entsprechend, daß ich der Privilegien der Gesellschaft ganz unbehindert genießen konnte, aber nicht in Gesellschaft meiner Geliebten. — Was mir ein noch größerer Widerspruch schien, war, daß sie als meine erklärte Braut und ich als ein Heirathskandidat, sie überall hätte einführen können. — Nachdem sie aber durch ihren Zustand, als

angehende Mutter, noch viel festere und innigere Ansprüche an mich hatte, verlor sie den freien ungehinderten Zutritt, weil unser Verhältniß nicht durch eine kirchliche Ceremonie legitimirt war. — Die Frauen, welche doch meistens selbst Mütter waren, haßten sie ordentlich, und die jungen Mädchen, welche halb mit Sehnen, halb mit Bangen ihren Zustand kannten, betrachteten sie mit einer Art heiliger Scheu. — Was nicht das Vorurtheil thut! — Würden denn ohne diese Erziehung, unter den Einflüssen alter, eingerosteter, nie angetasteter Vorurtheile sich so viele der Menschheit wahrhaft schädliche Mißbräuche fortpflanzen? und war ich etwa der Mann mich dieser Tyrannei der Vorurtheile zu unterwerfen? Darin hätte ja eine Bestätigung, eine Anerkennung ihrer Berechtigung gelegen! und das wollte ich gerade nicht! Das war gerade ein Punkt, gegen den ich ankämpfte! —

Dieser Zustand währte drei Jahre.

Meine gute Marie gebar mir einen Sohn, während sie noch bei ihren Eltern wohnte. — Gegen die Taufe mußte ich nun consequenterweise die gleichen Bedenken hegen, wie gegen die Ehe. Ich haßte sie als eine von der Kirche sich angemaßte Controlle über ihre Mitglieder; dabei hielt ich diese Ceremonie und das Versprechen, das Kind in dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß zu erziehen, für eine Zumuthung an mich, eine Lüge als einen heiligen Akt anzusehen, und dazu wollte ich mich nicht verstehen. Ich hatte aber, unter den abnormen Verhältnissen keinen Einfluß und keine Entscheidung in der Sache; Marie mußte das Kind taufen lassen. Das war wieder ein Verstoß gegen meine Grundsätze.

Als Beweis, wie ernst es mir war mit diesem Kampfe gegen alte, unhaltbare Gewohnheiten, sei es mir erlaubt, hier eine Episode zu erwähnen, welche einige Jahre später stattfand.

Mein Johannes, mein dritter Sohn, war zwei Jahre alt und noch nicht getauft. Der Geistliche, im Auftrage des Consistoriums,

ermahnte mich schriftlich, diesen, den Gesetzen und christlichem Brauche entsprechenden Akt, vornehmen zu lassen. Ich antwortete ihm, daß der Taufakt von mir fordere, das Augsburgische Glaubensbekenntniß als Grundlage des Christenthums anzuerkennen und mein Kind in diesem Glauben erziehen zu wollen, während ich doch durchaus nicht daran glauben könne und deshalb nicht im Stande sei, in einen solchen, für mich sinnlosen Akt zu willigen. —

Der Geistliche erhielt die Erlaubniß, die Taufe ohne Anwendung des Glaubensbekenntnisses zu vollziehen. Aus mehrfachen Gründen befriedigte mich damals dieses Zugeständniß von Seiten des Consistoriums und die Handlung wurde in meiner Wohnung vorgenommen.

Heute aber kann ich mein eigenes Glaubensbekenntniß hier aussprechen.

Ich glaube weder an Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, denn ich glaube an keinen Schöpfer; noch glaube ich an seinen eingeborenen Sohn und das schöne Mährchen der von ihm ausgeführten Erlösung der Menschheit; noch an den heiligen Geist. —

Ich glaube nicht an eine unerklärliche Dreieinigkeit, noch an eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Für mich ist im ganzen Universum kein Punkt, wo ein solcher dreieiniger Gott thronen und die Welt regieren könnte.

Ich fühle auch nicht das geringste Bedürfniß mich mit einem solchen Glauben zu befassen, denn ich bedarf dessen nicht um mein eigenes, sowie das Glück meiner Nebenmenschen nach Kräften zu fördern. —

Im Gegentheile glaube ich, daß ein Mensch, dem eine solche bequeme Vorsehung nicht über die Schwere des Daseins hinaushilft, viel eifriger nach dem was er als wahrhaft gut erkennt, ringen muß, da er in diesem Streben allein eine Befriedigung finden kann, denn kein Mensch, welcher mit Wissen und Willen

schlecht handelt wird glücklich sein, während es doch ein aufrichtiger und ernster Wunsch aller Menschen ist, glücklich zu leben.

Die Erlösungstheorie durch den Glauben in die Gnade Gottes und die Hoffnung auf einen Lohn im Himmel ist eine Irrlehre, welche die Menschen um ihr Lebensglück betrügt. —

Doch ich muß den Faden meiner Geschichte wieder aufnehmen.

Die Zustände und daraus entspringende Gemüthsstimmung wie ich sie geschildert, nahmen unserem Verhältniß ein wenig den Nimbus der Romantik und brachte es so ziemlich herab auf den Grund und Boden des Alltäglichen. — Marie hatte ihre Qual auszustehen bei Eltern und Brüdern und wenn sie darüber auch nur selten bei mir klagte, so wußte ich doch nur zu gut, daß sie unglücklich war. — Ich sollte sie schützen und setzte sie doch Mißhandlungen oder groben Vorwürfen aus! Ich sollte die Behandlung und Erziehung des Kindes übernehmen und konnte doch nicht den geringsten Einfluß ausüben. Ich ward unzufrieden mit mir selbst, ja ich fühlte sogar etwas das — während ich auf meine Freiheit pochte — mich wahrhaft unfrei machte. —

Ich war bisher stolz auf meinen freien, geraden Sinn, der nur nach Wahrheit und Gerechtigkeit strebte, und fühlte, daß ich mir ein Unrecht zu Schulden kommen ließ gegen ein Wesen, welches ich in Liebe zu mir heranzog, aufklärte, welchem ich Haß eingeflößt hatte gegen Lüge und Falschheit, welchem ich Vertrauen einflößte in Alles was ehrenhaft und gut war. — Ich fühlte diesen Vorwurf wie einen Druck der öffentlichen Meinung auf mir lasten, und es war eine Crisis für mich und meine Zukunft eingetreten. Mein Gemüthszustand war gestört und wechselte launenhaft.

Mein Verhältniß zu meinem Associé und bisherigen Freunde erkaltete durch mancherlei Einflüsse. Mittlerweile war auch der frühere Theilhaber wieder aus dem Geschäfte seines Onkels ausgetreten, da er dasselbe auf eine nicht wohl verstandene, ruinirend kostspielige Weise betrieb, und hegte wohl den Wunsch wieder in

unser Geschäft zu kommen, welches unterdessen ziemlich emporgekommen und noch einer bedeutenden Vergrößerung fähig war. Wir überlegten die Sache nicht allzulange; er hatte eine reiche Wittwe geheirathet, konnte, wie wir nicht anders erwarteten und hofften, über bedeutende Mittel verfügen, so daß das Geschäft einen Aufschwung nehmen, einen dritten Theilhaber reichlich beschäftigen und den Nutzen mehr als verdoppeln konnte.

Dieser Hoffnung folgte aber für mich eine Enttäuschung und ich würde lieber diese Episode meines Lebens ganz aus meinem Gedächtniß und aus meinen Memoiren verbannen, wenn ich nicht, wegen des Einflusses auf meine Zukunft, mich genöthigt sähe, kurze Erwähnung davon zu machen. —

Man hat ein Vorurtheil gegen rothe Haare und in diesem Falle bestätigte es sich, daß der Charakter meines neuen rothhaarigen Partners dem Vorurtheil vollkommen entsprach. Er war voller Malice, hielt sich für schlau wie ein Fuchs, und im Vertrauen auf diesen Vorzug eines Fuchses, handelte er auch mehr wie ein Schlaukopf und nicht wie ein offener, gerader Charakter. Es widerstrebte meinem ganzen Wesen, mit diesem Manne auf freundschaftlichem Fuße zu stehen. Wir zogen uns nicht nur nicht an, sondern stießen uns gegenseitig ab und es war für mich alsbald eine ausgemachte Thatsache, daß ich mich in einem Verhältniß wie dieses nicht wohlfühlen würde; dabei blieben die reichlichen Einlagen aus, indem wir gar bald gewahr wurden, daß das vorhandene Vermögen der Frau und ihren Kindern gehörte und durchaus nicht dem zweiten Manne zur Verfügung stand, daß demnach der Zweck dieser Association mit ihm in die Brüche fiel.

Da ich aber immer mehr von meinem Gefühl als von Verstandesgründen geleitet wurde, und da ich nie die geringste Angst oder Sorge für meine Zukunft empfunden hatte, im Gegentheile voll Zuversicht in meine eigne Kraft keine Rücksicht auf augenblickliche oder zukünftige Vortheile oder Nachtheile nahm, kündigte

ich meinen Associé's an, daß ich, wenn sie geneigt seien, mir eine gewisse Summe herauszuzahlen, austreten und ihnen meinen Antheil an dem Geschäfte überlassen wolle. — Darauf erhielt ich keine befriedigende Antwort, und ich trat aus, ohne weitere Bedingungen vorzuschlagen, in der Voraussetzung, daß nothwendig eine Auseinandersetzung und Liquidation dessen was vorhanden war, vorgenommen werden müsse, wie das unter ehrlichen Geschäftsleuten nicht anders zu erwarten ist. —

Vergebens wartete ich aber! — Die Gelder, welche für meine Rechnung eingingen, fand der schlaue Fuchs für sehr zweckmäßig als Vorauszahlungen auf neue Bestellungen der Kunden, in seine Rechnung zu bringen; kurz, ich sah es wohl — ich war der Geprellte!

Was sollte ich thun? — Wieder in's Geschäft treten, denn in der That war ich noch Theilhaber. — Aber das ging ganz und gar gegen meine Neigung; ich fand diese Handlungsweise so gemein, daß ich höchstens die Hülfe des Gerichts in Anspruch nehmen konnte, denn eine mündliche Besprechung war bei dem Hasse und der Verachtung, die ich empfand, nicht mehr möglich. — Ich ging also an's Gericht, um eine Klage einzureichen!

Landrichter und Assessoren aber waren nicht meine Freunde, denn ich war als ein unabhängiger Charakter und ein Freigeist, wie sie es nannten, dieser Classe von Leuten ein Dorn im Auge. Ich verlangte Schließung und Liquidirung des Geschäfts; man belächelte diese Idee! — Ich ging zu einem Freunde, der ein guter Advokat war, und trug ihm meinen Fall vor. Der rieth mir, die Sache einem Andern zu übergeben, da er einige Prozesse bereits als der Anwalt meines Gegners führe. — Es befiel mich ein wahrer Ekel an all' diesen wunderlichen, dummen, ungerechten Zuständen. Solche elenden, kleinlichen Menschen! — Solche nur auf Umwegen und mit großen Kosten zu erlangende, vielleicht auch niemals zu erlangende Gerechtigkeit! Solch ein Herumschleichen um unerlaubte

Beute, solche Behandlung von Seiten sogenannter Freunde, welche die infamste Ungerechtigkeit gehen ließen und einstweilen die Vortheile davon genossen! nein! Das war mir zuviel. — Aber was sollte ich thun? — Mein Einkommen war mir abgeschnitten, meine Mittel waren im Geschäft und mir schändlicher Weise vorenthalten; was sollte ich thun? —

Ich fing ein neues Geschäft an mit einem meiner Freunde. Beide ohne Mittel, quälten wir uns Beide ohne Erfolg. — In diesem Zustande, den ich einen verzweifelten nennen mag, namentlich in einer kleinen Stadt Deutschlands, wo Alles unter polizeilicher Vormundschaft unternommen werden muß und alle Wege, auf welchen man vielleicht Erfolge erringen kann, höchst beschränkt oder ganz verschlossen sind, verlor ich etwas von meinem Humor und noch mehr von meiner Menschenliebe, ich will das nicht leugnen! — Ich zog mich gar sehr in mich selbst zurück, ward eine Art Einsiedler, und wäre Marie nicht gewesen, sicher hätte ich den Staub von den Füßen geschüttelt und wäre wieder in die Welt gezogen, unbekümmert wohin.

Es ist doch nur eine Comödie, dieses ganze Leben, dachte ich, warum nicht ein Schauspieler werden? Dieser Gedanke kam mir nicht so ganz zufällig. Ich hatte bereits kleine Festspiele für unseren Singverein theilweise allein, theilweise mit Joseph Pirazzi gemeinsam geschrieben, die wir mehrere Male mit gutem Erfolg aufführten, und mir als Autor sowohl wie als Schauspieler von anerkannten Critikern sehr aufmunternde Urtheile eintrugen. Dabei hatte ich eine große Neigung für diese Kunst und das volle Bewußtsein meiner Kraft und Mittel die höchste Stufe eines darstellenden Künstlers zu erreichen. Diese Neigung hatte besondere Nahrung gefunden durch meinen Antheil an gelegentlichen Aufführungen, welche mein Freund Pirazzi veranstaltete im Verein mit Kunstliebhabern, wobei auch Fräulein Weidner, die Tochter eines damals am Frankfurter Stadttheater thätigen, eminenten Künst-

lers, sich betheiligte. — Ich nahm häufig Theil an den Leseabenden, welche dieser in seinem Hause abhielt, und trat selbst einmal als Gast in dem dramatischen Verein „Frohsinn" in Hanau in der Rolle des Baron Abendstern in „Nach Sonnenuntergang" auf. —

Ich erwähne das Alles hier nur, um den damals in mir erwachten Gedanken, ein Schauspieler zu werden, auch zu motiviren. Ich unterschätzte den Schauspielerstand keineswegs, aber ich hatte bis dahin wenige gefunden, welche einer besonders hohen Schätzung werth waren. Weder Eitelkeit, noch Ruhm, noch Geld dürfen die Triebfedern eines Künstlers sein; nur die Weihe edler Inspiration drückt seinem Wirken den Stempel künstlerischer Vollendung auf, wie dem Dichter.

Ich fühlte Etwas solcher Natur in mir und wagte es, der Direction des Frankfurter Theaters den Vorschlag zu machen, als Hamlet zu debütiren.

Der Direktor hörte mit großen Augen, und, ich denke mit Schrecken, meinen Antrag an und wußte gar nicht wie bescheiden er ihn ablehnen sollte.

In dem großen Maße seiner Bescheidenheit erkannte ich die Größe meiner Thorheit, zu glauben, daß nach dem gewöhnlichen Geschäftsgang so etwas Unerhörtes stattfinden könne.

„Mein werther Herr," sagte er, „ich habe schon sehr lobenswerthes von Ihren Talenten gehört, aber solch' ein Wagniß können wir doch nicht vor dem Publikum verantworten. Wenn Sie sich als Schauspieler ausbilden wollen, bin ich mit Freude bereit, Ihnen Gelegenheit dazu zu bieten, da ich keinen Zweifel hege, daß Sie mit der Zeit große Erfolge erzielen werden."

„Ich weiß, daß dies die gewöhnliche Anschauung ist und daß diese Kunst ziemlich handwerksmäßig erlernt und betrieben wird. Aber ist es denn gar nicht möglich, einmal einem Aspiranten nach der Künstlerkrone, einen neuen Weg zu erlauben? Sollen gewöhn-

liche geschäftliche Rücksichten," so fuhr ich scherzend fort, „Deutschland eines seiner größten Künstler berauben und mich um meinen Ruhm, mein Schloß am Rhein, meine Renten und meinen Platz im Conversationslexikon bringen?"

Er schüttelte den Kopf und sagte herzlich lachend: „Das wünsche ich Ihnen Alles, aber das können Sie wohl theilweise vielleicht noch schneller in der Frankfurter Lotterie als im Stadttheater gewinnen. Lassen Sie sich warnen, denn der Weg zum Ruhme ist für einen Schauspieler ein sehr dornenvoller, und dabei ist es noch eine offene Frage, ob selbst ein bedeutender Erfolg einen Mann von Geist und höherem Streben befriedigen kann.

„Das Wirken eines Schauspielers beruht auf Täuschung. So wird er auch nur gefeiert, so lange er activ ist, denn er kann Nichts dauerndes schaffen, und wenn ihm auch tausende von Händen Beifall klatschen, was ist das mehr als ein Sinnenrausch für ihn sowohl, wie für das Publikum? —

„Die genialsten Schauspieler, deren es ja nur Wenige giebt, haben oft mit den größten Widerwärtigkeiten zu kämpfen, jedenfalls aber immer gegen Neid und Intriguen der Mittelmäßigkeit.

„Sie sind im Verhältniß zu mir noch ein junger Mann, und haben, wie ich weiß, eine hohe Idee vom Schauspielerstand, darum fühle ich mich angeregt, meine eigenen Ansichten, welche auf langjähriger Erfahrung beruhen, Ihnen offen und freundschaftlich zur Beherzigung mitzutheilen.

„Das geistige Leben einer Nation, soweit Belletristik und Theater es vermitteln, beruhen auch, gleich jedem Handelsverkehr, auf geschäftlicher Basis, und Sie mögen kaum ahnen. welch' großen Einfluß dieser Umstand auf das Theaterwesen hat. Genie ist eine große Gabe der Natur und kommt auch zur Geltung, aber es wird oft in Erfolg von praktischen Geschäftsseelen überflügelt: von den Schlawitzern in der Kunst, die in ihrem Schnappsack eine reiche Garderobe und eine Anzahl gut eingeübter Rollen herum-

schleppen, von ebenso praktisch geschulten Critikern aufgepufft werden, und volle Häuser ziehen, was für die Kunstfreunde, welche über die Theaterkasse zu verfügen haben, meist die Hauptsache ist.

„Ein Genie, welches noch nicht durch das Feuer einer Prüfung gegangen und auch noch nicht den Stempel oder das Patent an sich trägt, daß es durch die Hände vieler Wucherer gegangen und abgeschliffen ist, d. h. überall Etwas hängen ließ, kann nur durch einen seltenen Zufall oder durch Geduld und Ausdauer, was den Meisten nicht eigen ist, zur Geltung gelangen.“

„Diese Wege einzuschlagen, dazu bin ich doch schon zu alt und zu fertig in meiner Weltanschauung,“ war meine Erwiderung. „Aber trotzdem ich noch glaube, daß eine Enttäuschung des Publikums auch zu meinen Gunsten hätte ausfallen können, bin ich Ihnen dankbar für die Offenheit, mit welcher Sie mir entgegenkommen.“

Das war also Nichts! —

„Marie, ich kann nichts mehr für Dich thun,“ sagte ich ihr eines Tages. — „Du siehst, ich bin jetzt arm und ich gestehe offen, mir fehlt der Muth, ja fast der Wunsch, viel zu thun, um aus diesem Zustand herauszukommen.

„Mir liegt nichts am Leben!

„Was sollt' ich auch thun? — herumbetteln um irgend eine Stelle? — Sieh! ich bin hilflos wie ein Kind.

„Ich kann die mir innewohnende Kraft nicht verwenden nur um mein Dasein zu verlängern, es käme mir wie eine Erniedrigung meiner Selbst vor. Ich kann arbeiten, ja; aber wenn ich mir Arbeit suchen muß, um mein Brod zu verdienen, das kann ich einmal nicht, mir ist das Dasein nicht soviel werth, daß es mich zu diesem Schritte treibt. Ich hätte eher den Muth zu verhungern!“

Marie besann sich eine Weile — gerade lange genug um sich zu sagen, daß dieser Zustand der Muthlosigkeit nicht lange dauern dürfe, daß ich leicht in Melancholie verfallen könne, welche mich zerstören oder zur Selbstzerstörung reizen würde.

„Ich mache Dir einen Vorschlag," sagte sie dann. „Ich habe auch nicht umsonst arbeiten gelernt, ich kann arbeiten und kann Dir dadurch Zeit verschaffen, ebenfalls nach Muße zu arbeiten, denn so wirst Du ja nicht in Deinem Geiste heruntergekommen sein, daß Du gar nichts thun willst? — Arbeit ist des Lebens Würze, hast Du mir oft gesagt; freilich nicht gerade eine Maschine sein, die nur für das Brod arbeitet, das wollen wir nicht, aber so müssen wir beginnen und durch unseren Fleiß uns emporschwingen. Das können und das wollen wir, und dann können wir um so glücklicher auch genießen."

Nun wahrlich, das war eine gesunde Lection für mich, die mich geradezu aufweckte.

„Ich ziehe zu Dir," fuhr Marie fort, „wir haben unser Kind zu erziehen und für es zu sorgen! Jetzt gerade, nachdem Du in eine Lage gekommen bist, wo meine Forderung nicht mehr wie Selbstsucht erscheint, jetzt gerade verlange ich von Dir das Recht, für Dich und unser Kind zu arbeiten!" —

Ich dachte, einmal muß die Sache doch ein Ende nehmen! und vielleicht ist es noch besser, wir gehen zusammen unter. Ich wußte aber noch nicht recht, wohinaus Marien's Plan ging. Was konnte denn das ändern wenn sie zu mir zog, der ich ihr gerade jetzt gar nichts bieten konnte als ein zerstörtes Gemüth, ein gebrochenes Herz? — „Und was denkst Du denn zu beginnen?" frug ich sie. „Mit einem Geschäftsmanne wie ich bin, wirst Du Dich doch nicht associiren wollen, das wäre ja verlorene Mühe."

„Nun rede mir nicht so geringschätzig von Dir selbst. Du bist Geschäftsmann genug, so gut wie viele Andere, denen es gut geht. Du hast auch Freunde genug, die Dir beistehen; nur Muth! — Du treibst Dein Geschäft weiter fort, bis es wieder in Blüthe steht, wenn das auch langsam geht. — Mittlerweile treibe ich ein Stickereigeschäft. Ich nehme mir einige Mädchen und übernehme die Leitung der ganzen Sache, und während Du Deinen eignen

Geschäften nachgehst, kannst Du zugleich den Verkauf meiner Produkte mit besorgen."

Ich schüttelte den Kopf zu diesem Vorschlag, obgleich er mir vernünftig und ausführbar vorkam. — Ich wollte den Gedanken nicht ertragen, daß Marie für mich arbeiten sollte. Sie errieth das wohl und fuhr fort: „Du wirst mir dieses Recht nicht streitig machen, aber auch die Ausführung desselben nicht unbillig erschweren. — Wenn Du mich liebst, gehst Du in meinen Plan ein, wenn nicht" — fuhr sie erröthend und mit zitternder Stimme, eine Thräne im Auge, fort — „wenn nicht, dann wirst Du Dich mir entziehen; wirst die Post nehmen, nach Paris oder wohin sonst es Dir gefällt, und mich und Dein Kind, Dein und mein liebes gutes Kind meiner Sorge allein überlassen. Ich bin nicht so kleinmüthig, davor zurückzuschrecken; ich werde für uns sorgen, aber mein Geliebter, das würde das süße Band der Liebe, welches uns so innig verknüpfte, auf immer lösen. — Mein Herz würde verbluten an dieser Wunde. — Mein Glaube an — ja an Dich, denn Du warst bisher mein Gott — mein Glaube an die Kraft und Tugend der Menschen wäre hin! — Nur mein Kind, mein geliebtes göttliches Pfand Deiner Liebe und schönerer Tage, wäre das Band, welches mich noch an's Leben fesselte." — —

Sie schwieg, von ihren Gefühlen überwältigt, und ich schwieg eine Zeit lang, von der Innigkeit und Natürlichkeit ihres Wesens ergriffen. Dann erfaßte ich ihre Hand und sagte: „Marie, ich bleibe bei Dir und lasse mich von Dir führen durch das Labyrinth, wo ich den Weg verloren habe. Du bist viel stärker und besser als ich selbst bin. Dein ursprüngliches tiefes Gemüth hält Dich aufrecht und schützt Dich vor Abwegen. Du bist ein Engel voll Unschuld, und wenn ich Dir eine Leuchte war in besseren Zeiten, wie Du sagtest, so sei Du es mir in Zeiten der Noth, denn wo keine regelmäßige Einnahmequelle vorhanden ist, da ist Noth, wie sollten wir uns darüber täuschen?"

„Nein!" rief sie, mich leidenschaftlich umfassend, „wir haben noch keine Noth gelitten und werden auch keine leiden! — Jetzt nicht und nie! Ich bin reich! reicher als Du ahnen kannst. Was braucht der Mensch denn so außerordentlich viel zum wahren Glück? Brauchen wir viel mehr als den unerschöpflichen Schatz der inneren Zufriedenheit, den wir uns durch Tugend und Liebe bewahren? Laß uns streben, wahrhaft gut zu sein, das wird uns beglücken, auch wenn wir um das Nothwendige zu kämpfen haben."

Wie reich mich Marie auch mit ihrer Liebe und Hingebung machte, so fühlte ich dennoch das drückende der ganzen Lage, und konnte mich nicht so dem ungestümen Eindruck schöner Gefühle hingeben, wie sie es ohne Rückhalt that. —

Von dieser Stunde an blieb sie bei mir, denn sie hatte ihr Kind zum Besuche mitgebracht. — Es war ein prächtiger, kräftiger Knabe; er hatte, als er zur Welt kam, einen vollen dunklen Haarwuchs, eine etwas tiefe Hautfarbe, die man warm nennt; glänzende dunkle Augen, etwas weit auseinander stehend und nicht offen genug, um sie groß nennen zu können; einen schönen Mund, volle Wangen und Augenbrauen, welche über die langgeschlitzten, halbgeöffneten Augen fast zusammengingen und dem Gesicht einen ernsten Ausdruck verliehen. Er ward bald unsere einzige Freude, denn von nun an zog ich mich von allen Gesellschaften zurück. — Marie arbeitete fleißig, bald hatte sie vier Gehülfinnen, und auch ich fand einen anderen Associé, einen tüchtigen Lithographen, mit dem ich mein Geschäft auf einen sehr anständigen Fuß brachte. — Zu diesem Resultate trug auch ein ganz unerwarteter Umstand bei. — Der Mann, welchen wir wieder in mein erstes Geschäft genommen hatten und welcher sich immer meiner so gerechten und nothwendigen Forderung entzog, ein Inventarium aufzunehmen und mit mir abzurechnen, starb plötzlich, und nun mußte absolut geschehen, was ich so lange vergebens forderte, denn ohne eine Auseinandersetzung, welche alle Theile befriedigte, konnte ja weder

gerichtlich noch auf freundschaftlichem Wege eine Verfügung über das Geschäft getroffen werden. — Ein Freund der Familie des Verstorbenen nahm die Sache in die Hand. Mir selbst war die Geschichte so verhaßt, daß ich mich gar nicht darum bemühte; ja, ich wußte kaum, daß man sich damit beschäftigte, meine Ansprüche an's Geschäft einigermaßen klarzustellen, was überhaupt nicht mehr vollständig zu ermitteln war, nachdem Jahre darüber hingegangen.

Man schlug mir eine Summe vor als Entschädigung und ohne weitere Einwendungen zu machen, nahm ich an, was man offerirte, um die Wunden, welche bereits vernarbt waren, nicht auf's Neue aufzureißen. — Mein Gemüth hatte genug darunter gelitten, und daß meine Forderungen gerecht waren, beweist der Eifer, mit welchem man ein Abkommen mit mir zu Stande zu bringen suchte. —

Darüber hier weiter viel zu sagen, wäre Mißbrauch der Leser; denn das sind Kämpfe und Siege, wie sie in jedem Menschenleben vorkommen. — Doch war unser Zustand immer noch ein abnormer. Mir war er recht, denn ich hatte eine Art Haß gefaßt, gegen die Zustände, die uns bestimmten und beherrschten. — Ich schloß mich gleichsam freiwillig aus der Gesellschaft aus, und dennoch machte meine geschäftliche Stellung es mir zur Pflicht, mich ernstlich anzustrengen, meines Hanges zur Hypochondrie Meister zu werden. — Marie mit ihrem guten Herzen und frohen Gemüth; mit ihrer wirklichen Lebenslust, die ganz und gar ohne Nahrung blieb, war unglücklicher als ich mit meiner Gleichgültigkeit für diese Freuden des Lebens. — Ich hatte sie genug genossen, um sie für nichtig zu halten. Marie aber war zu der Hoffnung berechtigt, an meiner Seite, unter meinem Schutz ins Leben eingeführt zu werden. Für sie war das Leben und Treiben der Menschen noch eine Quelle schöner Sensationen; es war jetzt für sie, was es für mich vor zehn Jahren war, als ich mit von dem Winde der Phantasie geblähten Segeln, mich auf dem großen Ocean des Zufalles ein=

schiffte. — Und Marie hatte Charakter genug, trotz dieses natürlichen Hanges zu einem frohen Lebensgenuß, sich zufrieden zu zeigen mit dem Wenigen, was ihr davon zu Theil wurde. — Es lag eine Art Zurücksetzung in dem Leben, das sie zwar mit Hingebung, aber dennoch unfreiwillig führte, während ich — gesättigt — einen Anflug von Menschenhaß im Herzen, für Geselligkeit nicht das geringste Bedürfniß fühlte. —

Unser Kind war der Gegenstand unserer gemeinschaftlichen Sorgen und Freuden. — Marie hielt den Jungen wie einen Schmuck so rein, und je einfacher seine Kleidung war, desto stolzer war sie auf ihn. — Dabei aber verzärtelte sie ihn keineswegs, denn er hatte täglich, so lange er ein kleines Kind war, zwei regelmäßige und manchmal außergewöhnliche kalte Waschungen zu bestehen. Wie sie selbst auf ihren Fuß viel hielt, und auf eine einfache zierliche Kleidung, war sie auch bei ihrem Kinde darauf bedacht. Weite, solide, leinene Kittelchen, kurze Strümpfe, passende Schuhe, sonst alles bloß, Hals und Beine. — Festeres Fleisch und gelenkigere Glieder konnte schwerlich ein Kind haben, und ich muß hier meiner guten Marie das Lob spenden, daß es auch in späteren Zeiten immer eine wahre Lust war, zu sehen, wie sie ihre Kinder zu Bett brachte. — Zum Küssen rein von Kopf zu Füßen, in reiner Nachtwäsche, köstlich riechend im Sommer nach der Bleiche, im Winter nach Reseda, und wahrlich das muß die Ursache gewesen sein, warum wir mit unseren Kindern auch später so wenig Krankheitsfälle durchmachten, und selbst in den Kinderkrankheiten keiner ärztlichen Hülfe bedurften. Ihr Muth hielt gleichen Schritt mit ihrer unermüdlichen Sorge und Pflege, und oft, wenn ich Zuflucht zum Doktor nehmen wollte, sagte sie mir ruhig: „Ich glaube immer, eine liebevolle Pflege, wie sie der Natur entspricht, hilft mehr als alle Arznei; ich habe einen Abscheu vor diesen gemischten Tränken.“ —

Marie war eine jener Naturen, welche nicht allein nichts ver-

lieren, je näher man sie betrachtet und kennen lernt, sondern welche bedeutend gewinnen. Sie wuchs in meiner Achtung, je mehr ich ihr Thun zu beobachten Gelegenheit hatte. — Sie interessirte mich immer mehr in dem Maße als ich tiefer in ihr Gemüth blickte und meine Liebe zu ihr wuchs von dem Tage an, wo ich sie zu lieben begann. — Sie zwang mir Achtung und Liebe ab mit der Gewalt ihres so tiefen Gefühles und gesunden Verstandes, denen gemäß sie in allen Verhältnissen handelte. — Hätte sie mich gequält mit Thränen, hätte sie den Muth sinken, den Mund hängen lassen, wegen unbefriedigter Wünsche oder unangenehmer Verhältnisse halber, was hätte anderes daraus erfolgen können, als ein allmäliges Erkalten, ein Entfernen, anstatt ein Annähern? Die Natürlichkeit ihres Wesens; welche ihrem Thun den Stempel der Ursprünglichkeit und Wahrheit aufdrückte, that mehr, mein Herz zu gewinnen, als alle Kunst je hätte zu Stande bringen können. — In dem Maße ich ihren wahren Werth schätzen lernte, in dem Maße that es mir leid, daß ich ihr so große Opfer auferlegen sollte, wofür ich ihr auch gar keinen Ersatz bieten konnte. — Sie war eben keine jener excentrischen Frauen, welche sich nur in einer Ausnahmestellung gefallen, welche von ihren phantastischen Schwärmereien über die alltäglichen Lagen des Lebens erhoben, sich auf dieser Höhe zu erhalten wissen. Sie war durch mich dahin gestellt, wohin sie ursprünglich nicht strebte, wo sie sich aber dennoch ruhig und zufrieden bewegte, weil sie sich von meiner Hand sicher geführt glaubte. Ihr schwindelte nicht, weil ihr argloses Gemüth den Abgrund nicht ahnte, an dem ich sie hinführte. — Wir hatten ein herrliches Kind, das nun drei Jahre alt war; ein zweites erwarteten wir.

Das Verhältniß, in welchem wir lebten, war nach allgemein herrschenden Begriffen ein unmoralisches, das will ich zugeben. Aber ich glaube, ich kann dasselbe vor allen, selbst strengen Sittenrichtern rechtfertigen, welche nicht dem äußeren Scheine nach

urtheilen, sondern das Wesen wahrer Moral einer bloßen Maske vorziehen.

Was ist Moral? — Es ist das klare Bewußtsein von Recht und Unrecht, welches unsere Handlungen und unser Verhältniß zur Welt bestimmen muß; es ist die Basis auf welcher unsere Grundsätze für's Leben beruhen sollen, und je consequenter wir dieselben befolgen, desto mehr sind wir berechtigt, als moralisch gute Menschen angesehen und behandelt zu werden.

Moral hat also mit herrschenden Sitten und Gebräuchen nur eine sehr lose Verwandtschaft. Sind diese verkehrt, auf unrichtige oder ganz falsche Grundsätze basirt, und wir erkennen dieses Unrecht, so ist es sogar unmoralisch, sich denselben zu unterwerfen.

Das war mein Standpunkt, welcher meine Handlungen bestimmte, und Niemand kann behaupten, daß denselben irgend eine böswillige Absicht oder eine Geringschätzung meiner Geliebten zu Grunde lagen. Unsere Liebe war nicht das Resultat eines momentanen Eindruckes auf die Sinne, welcher so oft Veranlassung wird zu ehelichen Verbindungen, die, wenn der Sinnenrausch vorüber ist, für beide Theile ein Joch werden, welches die Ehe geradezu unmoralisch macht und das Lebensglück zerstört. Unsere Ehe war zwar keine legitime, aber sie war fest und treu. Marie liebte mich nicht weniger geistig als sinnlich; sie hatte sich mir ganz in die Arme geworfen und hatte Vertrauen. Das waren die einzigen Bande, die mich an sie fesselten, und ich hätte es für ein unverzeihliches Vergehen gegen die Grundsätze wahrer Moral gehalten, ihr irgend ein Gemüthsleiden zu verursachen, oder ihr irgend einen Beweis meiner redlichen Gesinnungen gegen sie zu versagen.

Unser Verhältniß war jetzt unsere Privatsache geworden, denn wir hatten hinlänglich gezeigt, daß weder ein nichts sagender Gebrauch noch der Zwang der Kirche uns beeinflußte.

Ein freiwilliges Opfer.

Eines Abends saßen wir am Bette unseres Kindes, welches eine der schweren Kinderkrankheiten hatte und nun auf dem Wege der Besserung, die größte Sorgfalt und Pflege erheischte. Es schlief und wir hatten Gelegenheit, uns mit halber Stimme recht gemüthlich zu unterhalten, indem die Hoffnung, das gute, geliebte Wesen bald wieder vollkommen hergestellt zu sehen, uns mit frohem Muth erfüllte.

„Wie unschuldig und wie glücklich ist dieses Wesen noch," sagte ich zu Marien, als unsere Augen mit innigster Liebe und Theilnahme auf dem bleichen Antlitz ruhten. — „Ob es wohl glücklicher werden kann, als es jetzt ist? — ich bezweifle es fast, obgleich ich zugebe, daß es Momente erleben wird, in welchen es Freude und Lust, wie auch Sorge und Trauer heftiger, tiefer empfindet. Was ist aber das ganze, gepriesene Glück eines Menschenlebens? besteht es nicht aus einer Menge thörichter Wünsche, die, wenn erfüllt, uns unbefriedigt lassen, oft unglücklicher machen?"

„Es ist gewiß so, wie Du sagst," erwiderte Marie, „aber dennoch müssen wir eben mit dem Loose, das den Menschen zufiel, zufrieden sein. Was können wir thun, um die Thoren alle klüger zu machen? — Sind wir nicht ebenfalls Thoren, wenn wir ewig die Arme ausstrecken und die thörichte Menschheit vor dem Abgrund warnen, dem sie entgegeneilt?"

„Richtig!" fiel ich ein, „dem sie entgegeneilt schon seit tausenden von Jahren. Sie zittert vor Dingen, die nie existirten, und wagt den Schritt nicht weiter, um sich von dieser thörichten Furcht zu befreien; sie schwelgt und taumelt im Ueberfluß oder verendet in Hunger und Elend. In ihrem wilden Laufe nach einem dunklen Ziele schwingt sie die Brandfackel und das blitzende Schwert. In

ihrer unersättlichen Begierde nach Genüssen, tritt sie auf den schönsten Blüthen des Daseins herum, begeht haarsträubende Verbrechen und keucht unter der Last erdrückender Sorgen."

„Es will mir doch nicht recht in den Sinn," sagte Marie, „daß dazu einige tausend Jahre nöthig waren und die arme Menschheit immer noch nicht an dem Abgrund angelangt ist, dem sie zueilt. — Es kam mir schon öfter der Gedanke, daß die menschliche Natur eben nicht fähig ist, nur das rein gute Prinzip darzustellen. — Ich meine die Menschheit kann nie ganz glücklich werden, aber auch nie ganz verderben, und es trat mir schon oft, wenn ich über unser eigenes Verhältniß nachdachte, der Gedanke vor die Seele, daß auch diejenigen, welche für die Wahrheit und Aufklärung kämpfen, in der Praxis dadurch gegen Andere ungerecht werden, daß sie in dieser Welt voll Widersprüchen zu autokratisch eigensinnig handeln, und ebenso wenig wie die Andern vom Geist der Liebe geleitet werden."

„Du meinst, man müsse ein Compromiß machen mit dem Uebel, um das Gute zu fördern."

„Das nicht! aber man muß den Umständen Rechnung tragen, um nicht ungerecht zu sein gegen sich selbst und gegen Andere."

Diese wenigen Bemerkungen ließen mich einen Blick in Marien's Seelenzustand thun, welcher mich überzeugte, daß ich ihr ein zu großes Opfer auferlegte, obgleich sie sehr absichtslos gemacht zu sein schienen, ohne deren Tragweite recht zu kennen. — Mir ward es aber klar, was ich zu thun hatte, um gerecht gegen sie zu sein. —

Nach einer kurzen Pause sagte ich: „Es fällt mir gerade jetzt ein ganz unbedeutendes Ereigniß aus der Zeit meines Aufenthaltes in Rom ein, das heute erst eine Bedeutung für mich gewinnt.

„Die Cholera war, wie Du weißt, in Neapel ausgebrochen und auch in Ancona. Rom war noch frei davon, aber Bestürzung und Furcht waren allgemein und man verfiel, um das Gespenst fern zu halten, auf, ich möchte sagen, die wirksamsten Mittel

es anzulocken. Unter Anderem wurde eine großartige Prozession veranstaltet, unter Vortragung des wunderthätigen Bildes der Mutter Gottes, welches der heilige Lucas gemalt haben soll. — Der heilige Vater Gregor XVI. und Clerisei an der Spitze eines unabsehbaren Zuges marschirten durch die Menge, welche dichtgedrängt die Seiten der Straßen füllte. Auch ich war dazwischen, um mir das Schauspiel anzusehen. — Der Zug zog an mich heran und wie auf Commandowort lag alles Volk um mich her auf den Knieen. Es blieb mir kein Augenblick Zeit zur Ueberlegung oder zum Rückzug. Ich zog den Hut und kniete nieder. — Und hätte ich das nicht thun sollen? — Ich stand vorher, als er eines Tages die Museen des Vaticans besuchte, so nahe bei dem Papst, wie ich jetzt bei Dir stehe, und ich habe weder gekniet vor ihm, noch ihm den Pantoffel geküßt; aber hier! nun, es ist wie Du sagst: man muß den Umständen Rechnung tragen, um nicht ungerecht zu sein gegen sich selbst und gegen Andere. Was war mir das schwarze Bild der Madonna; was war mir der Papst? aber hätte ich nicht gekniet, so wäre ich schwerlich mit ganzen Gliedern heimgekommen.“ —

Faust nennt sein Gretchen eine ahnungsvolle Seele, und so war auch Marie eine ahnungsvolle Seele. — Sie hatte mich oft schon durch die Ursprünglichkeit und Schärfe ihrer, rein vom Gefühl eingegebenen Urtheile über Personen, wie dies vielen Frauen ja eigen ist, überrascht, und jetzt auch sah ich in ihrem Blick eine Ahnung dessen, was in mir vorging. —

„Hier,“ fuhr ich fort, „an dem Bette unseres wieder genesenden Kindes, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich Dir eine Schuld abzutragen habe, daß ich gerecht sein muß gegen Dich. — Ich kann jetzt, ohne eine Heuchelei zu begehen, vor den Altar treten und Dich für mein liebes, treues, gutes Weib erklären. Du weißt, daß ich einer Civilehe nicht abgeneigt war, aber da eine solche hier noch nicht erlaubt wurde, soll es morgen vor dem Priester geschehen.

— Hab' ich vor dem Papst gekniet, kann ich auch vor dem Altar ‚ja' sagen." —

Und so kam's. — Der Pastor, ein früherer Schulkamerad, war nur zu geneigt, dem „Aergerniß" ein Ende zu machen, durch seine Einsegnung. Zwei Freunde, Christoph Weidmann, ein treuherziger, guter Mensch, und der als Dichter bekannte Joseph Pirazzi, waren die einzigen Zeugen des Aktes in der stillen, menschenleeren Kirche. — Eine Thräne in meinem Auge bezeugte, daß es nicht ohne innere Regung geschah. —

Es war ein freiwilliges Liebesopfer.

Dieser Umstand änderte nichts in unseren Verhältnissen; es war einfach ein Akt der Gerechtigkeit, wodurch ich Marie in den Augen der Welt und vor dem Gesetz in die ihr zukommenden Rechte einsetzte, die ich ihr ja auch, vom moralischen Standpunkte aus, nie bestritt oder je bestreiten wollte. —

Wir waren mit diesem Akte aus unserer oppositionellen Ausnahmestellung in die bürgerliche Gleichstellung mit der Gesellschaft getreten.

Mein Geschäft nahm seinen regelmäßigen und befriedigenden Verlauf. Ich machte kleine Reisen und während einer solchen wurde mir bei meiner Rückkehr die Ueberraschung zu Theil, daß ich in den Gemeinderath erwählt worden war; ein Beweis des Entgegenkommens und Vertrauens meiner Mitbürger, welcher mir aufrichtige Freude machte. — Diese Auszeichnung war zwar nicht so ganz ohne Ursache mir gewährt worden. Während meiner Thätigkeit im Sängerverein hatte ich mir zur Aufgabe gestellt, bei festlichen und allen anderen Gelegenheiten, wo mir oft die Rolle eines Redners zufiel, „den zündenden Funken" für Freiheit und Recht in den Herzen meiner Hörer zu wecken. —

Dem reaktionären Drange der Regierungen und dem Streben der Ultramontanen und Orthodoxen, das Volk am Gängelbande des Aberglaubens und der Verdummung festzuhalten, gegenüber,

regte sich der Drang nach Aufklärung, nach einem freieren und froheren Dasein.

Es lag gleichsam in der Luft ein erhebender und stärkender Geist, welcher die deutsche Nation zu einem tiefen, freien Aufathmen anregte. Ich darf wohl hier einer kleinen, ganz unbedeutenden Veranlassung, wie sie oft in meinem Leben vorkamen, erwähnen, welche in wenigen Worten jene Stimmung und den Antheil, welchen ich daran nahm, characterisirt. An einem Vereinsabend erfuhr unser Sängerverein, daß einer unserer Freunde, Dr. Lorenz Diefenbach, seinen Geburtstag feiere. Es wurde beschlossen, ihm ein Ständchen zu bringen. — Nach Absingung eines Liedes, während dessen der Gefeierte an's Fenster trat, hieß es: Jemand muß sprechen und ich wurde vorgeschoben. Es war nicht schwer, bei einer solchen Gelegenheit ein paar passende Worte zu finden, und ich schloß meine kurze Rede mit dem Zurufe:

Wir Sänger in den deutschen Landen lieben nicht die schöne Kunst, nur um das Leben zu erheitern, denn wir sollen und wir wollen ja die Lerchen sein, welche sich aus dem Dunstkreise des Aberglaubens und Afterglaubens aufschwingen in den reinen Aether wahrer Humanität und von da oben herab einen neuen Frühling im geistigen Leben der Nation verkündigen. — Unser Motto ist:

Was wir in dem Liede singen,
Werde auch im Leben wahr! —

Diesem meinem consequenten Auftreten und Handeln, diesem prinzipiellen Thun, hatte ich die Achtung und Liebe meiner Mitbürger zu verdanken; sie erkannten meine ehrlichen Absichten und meine Wahrheitsliebe, und gaben dieser guten Meinung durch ihre Wahl einen entsprechenden Ausdruck.

Das oben erwähnte Treiben der Geistlichkeit fand einen starken, beide Richtungen, nach vorwärts und rückwärts, aufregenden Ausdruck in der Ausstellung des „heiligen Rocks“, und der offene

Brief des Johannes Ronge hatte seine zündende Wirkung durch sein rechtzeitiges Erscheinen. — Wir erfaßten diese Aufregung mit Eifer, und im Verein mit Dr. Lorenz Diefenbach entwickelte ich große Thätigkeit; meinerseits nur aus politischen Gründen. Das Montagskränzchen in Frankfurt a. M. wurde ein Brennpunkt der Bewegung und als Ronge mit Dowiat nach Mitteldeutschland kam, fand er das Feld gut vorbereitet.

Darauf tiefer einzugehen, ist nicht meine Absicht; nur will ich noch einer Episode Erwähnung thun, welche zugleich dazu dient zu erklären, warum diese Bewegung zu keinen größeren Resultaten führen konnte, da ihre Leitung den Händen zu schwacher Geister anheimgefallen war.

Zudem darf man nicht außer Acht lassen, daß Zeiten und Menschen, seit der ersten Reformation sich bedeutend geändert hatten. Damals lag die Wucht der Bewegung und ihres Erfolges auf den Schultern eines Einzigen, welcher sich den Machtsprüchen des Papstes entgegen stellte und in diesem Kampfe zum Riesen heranwuchs, dessen Furchtlosigkeit und Kraft sich Anhänger und Nachfolger erwarb, welche eine Reinigung der Kirche an Haupt und Gliedern anstrebten. Heute aber wurde der Kampf dem unschuldigen Urheber alsbald abgenommen und zu einem Kampfe gegen positive Glaubenssätze gemacht. Aufgeklärte Katholiken so wenig wie die Protestanten hatten die Macht des Papstes zu fürchten, dessen Gewalt längst neutralisirt war. — Die dummen Wallfahrer nach Trier zum heiligen Rock durfte man ja nur verlachen, aber man nahm die Gelegenheit wahr, um gegen die Göttlichkeit Christi wie gegen jede Offenbarung zu protestiren und dennoch beging man den Fehler ein neues Glaubensbekenntniß aufstellen, also eine neue Kirche gründen zu wollen. — Ein solches Unternehmen kann und soll nicht mehr gelingen. Das einzige und große Ziel des Culturkampfes welcher begonnen ist und sicherlich alle Culturvölker in die Bewegung hineinziehen wird,

ist die Herstellung eines freien Menschenthums, auf allgemeine Menschenrechte und eine reine Sittenlehre basirt.

Deutschkatholizismus und Altkatholizismus sind nur unbedeutende Vorpostengefechte in diesem Kampfe.

Wie wenig die Träger des Deutschkatholizismus geeignet waren, Großes zu leisten, geht schon unter Anderem aus folgenden Thatsachen hervor, die ich nicht unterlassen kann, hier mitzutheilen. —

Dowiat war ein kecker Redner, aber auch ein kecker Bursche. — Er stellte sich in Frankfurt, erhitzt von Champagnersuiten und jugendlichem Schwindel, als der Repräsentant einer großen politischen Verbindung im Norden Deutschlands dar und spielte, in Briefen dahin, dieselbe falsche Rolle in Bezug auf Mittel- und Süd-Deutschland. —

So wurde von zuverlässigen Männern berichtet. —

Es drohte der ganzen Bewegung die empfindliche Gefahr, daß er als Libertin und Lügner entlarvt werde, und wohl in seinem Leichtsinn Männer, die ihm Vertrauen schenkten, in's Unglück bringen konnte. Das mußte verhütet werden.

Wir wußten, daß er sich damals in Weilbach, einem einzeln gelegenen Hotel und Bad, zwischen Höchst und Frankfurt aufhielt. Dr. Lommel forderte mich auf, ihn dahin zu begleiten und wir fanden ihn dorten in der Gesellschaft zweier Damen, sehr achtbaren, reichen und angesehenen Wittwen, deren Namen ich nicht nenne, da ihr guter Ruf, welcher durch nichts als diesen sonderbaren Zufall gefährdet war, diese Rücksicht durchaus verdient. Er hatte eine Art Cagliostro-Rolle bei diesen Damen zu spielen gesucht und zu unserem Erstaunen erfuhren wir, daß er mit der Einen, einer sehr schönen und wohlgebildeten Frau, Abends vorher Ringe gewechselt, also sich verlobt hatte. Wir erfuhren dies von den Damen, die wir beim Frühstück fanden, während Dawiat, ein Langschläfer, noch nicht erschienen war. — Wir erklärten den Damen offen unseren Zweck, und sahen Thränen in den Augen der Braut, als

sie erfuhr, daß wir entschlossen seien, aus Gründen, die sie als Patriotin nicht mißbilligen konnte, ihren Geliebten, den sie für einen Löwen des Tages hielt, heute noch nach Amerika zu expediren, wo er seine Thorheiten bereuen und sich wieder rehabilitiren könne. — Wir fanden unsern Mann noch im Bette und ich sehe ihn noch vor mir, sich aufrichten um zitternd unser Verdikt anzuhören. Ohne ein Wort der Widerrede willigte er ein. — Die Dame gab das nöthige Geld für die Expedition, während er einpackte, und eine Stunde später ging Dowiat in Begleitung Dr. Lommels nach Mainz ab, um mit Strecker den Reisecontract abzuschließen, während ich heimreiste. — Die gute Dame heirathete später einen Offizier und wird uns wohl manchmal einen stillen Dank gezollt haben dafür, daß wir sie so unschuldiger und unabsichtlicher Weise von einem Uebel erlöst hatten. —

So romantisch dies klingt, ist es dennoch buchstäblich wahr.

Europa müde.

So könnte ich noch gar Manches mittheilen, was den Geist und die Hoffnungen jener Zeit characterisirt. Wir sehnten uns nach besseren Zuständen und hofften darauf. Einige Namen klangen dem Volke wie anerkannte Namen von Führern in diesem Ringen. — Idstein, Struve, Hecker waren solche Namen und ich wollte mich darüber genau unterrichten.

Im Jahre 1847 zur Pfingstzeit, machte ich deshalb einen Ausflug nach Mannheim, mit Briefen an Struve versehen. — Ich fand bei ihm freundliche Aufnahme, und nach einer langen Unterredung und eingenommenem Mahle in Gesellschaft seiner schönen

Amalie, führte er mich zu Hecker. — Auch hier fand ich eine gute Aufnahme, doch erfuhr ich nichts, was ich nicht wußte, nichts was mir große Hoffnung hätte einflößen können. Ein Mann wie Hecker, welcher nicht lange vorher mit Idstein eine Reise nach Norddeutschland gemacht hatte, welcher politische Bedeutung beigelegt wurde, mußte doch wissen, ob, wenigstens unter den Führern, ein Verständniß zu Stande gekommen sei, wie gehandelt werden solle, wenn einmal Ereignisse eintreten, die, wie zu erwarten war, eine allgemeine Aufregung und Begeisterung hervorrufen und rasches, gemeinsames Handeln nöthig machen würden.

Auf eine Frage dieser Art erhielt ich den zuversichtlichen Bescheid, „daß das Alles dann sich ganz von selbst machen werde." — Nun, ich will Hecker darum nicht allzusehr tadeln, denn er war, gleich Struve, kein Organisator, sondern ein Enthusiast. — Das Jahr 1848 hat gezeigt, wie viel im rechten, ja im entscheidenden Augenblick versäumt war, durch diese allzu zuversichtliche Hoffnung auf die Entschlossenheit und Thatkraft der Massen gegenüber der organisirten Reaction. — Was mich betrifft, ich verlor alles Vertrauen auf eine baldige bessere Zeit für Deutschland. — Mich erfaßte die Epidemie der Europamüdigkeit; ich verkaufte mein Geschäft und bereitete mich zur Auswanderung vor.

Hier ereignete sich nun wieder einer jener Zwischenfälle, welche mein Leben zu einem so unsteten machten.

Eine meiner letzten Arbeiten war die Herausgabe einer Carricatur, welche die unerklärlichen, zweideutigen Verzögerungen der Eröffnung einer Local-Eisenbahn zwischen Offenbach und Frankfurt zum Gegenstand hatte. — Es war nichts darin, was ein Einschreiten der Regierung gegen mich rechtfertigte. Man wollte aber wohl, vor meiner Abreise, mich strafen für meine sonst sehr mißliebigen Bestrebungen und ergriff diese Veranlassung; doch geschah dies so glimpflich von Seiten der Justizbehörde, daß man, anstatt mich zu verhaften und in's Gefängniß zu bringen, mir

eine Vorladung sandte, zu einer gewissen Abendstunde im Bezirksgefängniß zu erscheinen. — Das war ein anerkennenswerther Wink, und, anstatt in's Bezirksgefängniß ging ich Abends, als ich von Frankfurt heimkam und erfuhr was geschehen, sogleich wieder dahin zurück, nahm die Eisenbahn und war des andern Morgens in Basel. —

Sonderbarer Weise hatte ich gerade an demselben Tage mit der Redaction des Frankfurter Journals die Verabredung getroffen, den eben ausgebrochenen Sonderbundskrieg als Correspondent dieses Blattes mitzumachen. — Von Basel ging ich direkt nach Bern, wo ich, im Gasthaus „Zum Bären“ ein paar hochinteressante Tage verlebte.

Es war erhebend, diese Volksmiliz, diese dunkelgrünen Scharfschützen mit ihren Stutzen, unter Trommelschlag und Hörnerklang herbei- und abziehen zu sehen, um den Jesuiten „den Chaiben Mores zu predigen.“

Zu meiner großen Freude sah ich unter den vielen Fremden im „Bären“ auch das freundlich glänzende Vollmondgesicht meines Freundes Dr. Lommel auftauchen, der als Correspondent der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung fungirte. — Wir triumphirten hinter der siegreichen Bundesarmee her und zogen mit ihr in Freiburg ein. — Natürlich war das Jesuiten-Collegium auf dem Berg ein Gegenstand unserer Beachtung. Es wurde uns erlaubt, unter Begleitung eines Bürgersoldaten das Gebäude zu betreten. Da war Alles Chaos. Im großen Saale der Bibliothek lagen Bücher und Manuscripte drei Fuß hoch durcheinander geworfen, und wir konnten oder durften vielmehr nichts thun, als ein wenig in den Manuscripten herumwühlen, doch eroberte ich mit Erlaubniß der Wache eine Jesuitenkappe, die ich als Trophäe dem Sängerverein nach Offenbach sandte, und Dr. Lommel einen Brief von einem hochgestellten protestantischen Geistlichen in Hannover, worin er jede Spur eines freien Willens abschwört und um fernere Ver-

haltungsbefehle bittet. In einer Nachschrift verlangt er einen Drahtgürtel und eine Geißel. — Sehr passende Marterwerkzeuge für einen Züchtling.

Ich nenne ihn Züchtling, denn als Jesuit das Amt eines protestantischen Geistlichen zu verrichten, nach den Ordres vom Jesuiten-General, ist jedenfalls ein Verbrechen, welches diese Benennung rechtfertigt.

Dr. Lommel nahm diesen Brief mit, um ihn einer späteren Auflage seines Jesuitenspiegels einzuverleiben.

Der Fall Luzerns, wohin ich mit der siegreichen Armee gezogen war, brach dem trügerischen Gerüst von Hoffnungen, welche die Jesuiten auf diesen Krieg gebaut hatten, die Hauptstütze und der Friede war bald wieder hergestellt, womit auch meine Mission als Correspondent endete.

Ich ging nach Basel und wartete daselbst, bis daheim die Vorbereitungen zu unserer Abreise nach Amerika beendet waren. Während dieser Zeit beschäftigte ich mich in der Bibliothek zu Basel mit Studien über die soziale Frage.

Es war eine schwere Aufgabe für meine gute Marie, alles wohl zu ordnen, aber sie wurde dabei von meinen vielen treuen Freunden unterstützt und so konnte sie mir bald mittheilen, daß vierzehn Koffer und Kisten, mit Leinenzeug, Betten, Büchern, Kleidern und dergleichen Nothwendigkeiten verpackt, nach Havre abgegangen seien als Frachtgut, und daß sie an einem bestimmten Tage mit unseren drei Kindern, Philip, Hermann und Johannes, und einem Dienstmädchen in Straßburg eintreffen werde. Ich eilte nach Straßburg, um sie zu erwarten. Sie kamen in Begleitung meines lieben, treuen Freundes Bingmann. — Leicht ist das Alles erzählt, aber es war schwer! — Um so schwerer, als es eigentlich unfreiwillig urd nur durch die Verhältnisse gezwungen, geschah.

Der letzte Abend in Straßburg sollte noch recht gemüthlich zugebracht werden, aber es wollte nicht gehen. Wir versuchten

das Piano im Gastzimmer; versuchten ein paar Volksweisen; eine frohe Stimmung wollte sich nicht einstellen, es harmonirte nicht mit unserem Denken. — Wir gingen zu Bett und ich will es meinen Lesern überlassen, sich ein Bild von den Sorgen oder auch von den schönen Träumen einer besseren Zukunft, wie sie uns im Schlafe beschäftigt haben mögen, selbst zu entwerfen.

Wer je auswanderte, wird die Eindrücke einer solchen Zeit nie vergessen, und wer diese Schule noch nicht durchgemacht hat, wird sich doch eine Vorstellung machen können von den wechselnden Empfindungen des Kummers und schöner Hoffnungen, welche die Seele eines Menschen durchziehen, der im Begriffe steht, sein Vaterland, — vielleicht auf immer, zu verlassen um ein neues aufzusuchen. — Wird er es finden?

Glücklicherweise kann man sich auf einer Reise mit Familie nicht allzutief in solche Gedanken versenken. Diese Wahrheit erfuhr ich schon des anderen Tages, während wir mit einer hochbepackten Diligence nach Paris fuhren. Es war nicht die Messagerie Royal noch die Messagerie Lafitte; es war eine Concurrenz dieser beiden Posteinrichtungen, welcher wir unser Leben anvertraut hatten. — Sie hatte auch ihren eigenen Weg, die sogenannte alte Römerstraße, bergauf, bergab, und es gab des Komischen so viel, daß ich mich, um nicht die Geduld meiner Leser zu sehr auf die Probe zu stellen, auf die Mittheilung eines einzigen Ereignisses beschränken muß. — Nachdem wir Tag und Nacht gefahren, hielten wir früh des anderen Morgens auf einer Anhöhe. Es war im Januar, leichte Schneeflocken fielen, ein frischer Wind wehte gerade vor Sonnenaufgang, doch war das Wetter nicht drohend. — Ich sah die wunderlichen Vorbereitungen, den Wagen mit Stricken zu hemmen; sah den gefährlichen Abhang und es befiel mich eine Ahnung von Gefahr, welche mir sofort den Gedanken eingab, Frau und Kinder aus dem Wagen steigen zu lassen, um einstweilen voraus den Berg hinab zu laufen, was uns

nach vierundzwanzigstündiger Fahrt wie eine Wohlthat vorkam. — Das Mädchen mit dem jüngsten Kinde sollte sitzen bleiben, meinte meine Frau, aber ich meinte, dem Mädchen und Kinde würde die frische Morgenluft eben so wohl thun wie uns. — Andere Mitreisende folgten unserem Beispiel und wir hatten uns bereits in Trab gesetzt, als die fünf gewaltigen Burgunder mit dem schweren Wagen an uns vorüber kamen. Da zerriß das lüderliche Hemmwerk und wir sahen mit Schrecken und zugleich mit innerem Behagen, das Gefährt in sausendem Gallop hinabtreiben. Unten war eine Wendung des Weges und eine kurze Brücke über einen breiten Graben. Vor der Brücke, an beiden Seiten, standen die dicken schräge gestellten Abweisesteine, und an einen dieser fuhr das Hinterrad mit solcher Gewalt an, daß der Wagen mit dem schweren Gepäck oben, das Gleichgewicht verlor und im Nu auf der Seite lag. — Der Kutscher war in den Graben geflogen, in welchem kein Wasser war; ein Passagier, welcher nicht ausgestiegen war, kam mit geringen Schäden davon und wir waren, im Bewußtsein, gerade einer großen Gefahr entgangen zu sein, bereit, Hand anzulegen um die mißliche Lage wenigstens so weit zu bessern, daß wir die nicht ferne nächste Station erreichen konnten. — Ein Reisender, welcher mit einem zweispännigen Wagen des Weges kam, nahm meine Frau und das Mädchen mit Johannes in seinem Wagen auf um sie an der nächsten Station, wo die Pferde und Wagen gewechselt werden sollten, abzusetzen. — Es vergingen wohl zwei Stunden, bevor wir wieder im Gange waren, und nach langem Warten lachten wir allesammt doppelt fröhlich, als wir abermals an einen Abhang zur Station kamen und diesmal das Hemmen dadurch bewerkstelligten, daß wir Passagiere, groß und klein, an einem langen Strick, der hinten am Wagen befestigt war, dessen Bewegung zu reguliren suchten.

Ich eile nun über all' diese komischen und unangenehmen Reiseabenteuer hinweg über Paris nach Havre und auf's Schiff „Argo“,

welches uns nach der „neuen Welt“ bringen sollte. — Damals waren noch keine Dampferlinien eingerichtet, die, wie's jetzt der Fall ist, eine Verbindung zwischen Amerika und Europa unterhalten, welche eine Reise zwischen beiden Welttheilen, im Vergleiche mit damals, zu einer Vergnügungsreise machen. — Darum ist es auch zwecklos, die Mühsale, Sturzbäder, Stürme, komische und traurige Seiten einer solchen Reise im Zwischendeck eines Segelschiffes hier zu beschreiben. — Zur Zeit meiner Reise würde das belehrend und unterhaltend gewesen sein, aber damit konnte ich mich nicht befassen, denn damals gab es ganz andere Anregungen.

Nach einer ungewöhnlich stürmischen Fahrt von zweiundvierzig Tagen, kamen wir in New York an. — Oft hatte ich gedacht, man sollte wohl für alle diese Leiden, denen man sich als Auswanderer aussetzt, in Amerika den gehofften Lohn, das geträumte Glück finden. „Ich möchte mich wahrlich nicht sobald wieder einer solchen schweren Prüfung unterziehen!“ erklärte ich, als wir unserem Ziele nahe waren.

Aber was ist der Mensch in seinen Vorsätzen? Bleibt er nicht ewig ein Spielball des Zufalls? Wird er nicht getragen und getrieben von den Ereignissen, die seinen Willen bestimmen? — Wir waren noch nicht an's Land getreten, als mich schon wieder Europa ganz erfüllte und in Anspruch nahm.

In Amerika.

Was? wo war ich denn diese ganze Zeit über? war ich außer der Welt? — Ja, ich schwebte zweiundvierzig Tage lang zwischen des Himmels Höhen und des Meeres Tiefen. Nicht außer der Welt, aber außer dem Bereich der Weltgeschichte, welche während meiner Fahrt auf den stürmischen Wellen des Oceans, einen ganz

anderen Sturm erlebte. — Louis Philipp ein Flüchtling! Frankreich eine Republik! Und Deutschland? Jetzt war die Zeit gekommen, wo die Führer des Volkes wissen mußten, was zu thun war, und kühn und rasch zu thun war. — Selbst die Deutschen in New York fand ich berauscht von großen Erwartungen.

Es war der 10. März als wir landeten, wir erfuhren deshalb über die Wirkung auf Deutschland nur geringe Andeutungen, denn damals konnte man noch nicht über die Blitze des Telegraphen verfügen. Daß diese gewaltige Erhebung in Paris auch einen gewaltigen Nachhall in ganz Europa haben werde, das wußte man aus Erfahrung von 1830. Doch der Sturm, welcher, nur wie durch einen Zufall, Louis Philipp auf den Thron wehte und die Segel des "Juste milieu" schwellte, drohte damals nur mit seinen Schrecken und erwies sich mehr als ein Theatersturm, dessen Kraft in den Armen des Prestidigitateur Lafayette austobte, als er auf dem Marsfelde die beste der Republiken in Gestalt eines Roi bourgeois umarmte. —

Ich glaubte deshalb auch jetzt noch nicht an allzugroße Ereignisse, und bereitete mich vor zur Reise nach Cincinnati, denn ich wollte dorten in der Nähe „ein Farmer" werden; — ein Gutsbesitzer! das ersehnte Ziel aller Bauern — aber auch aller europamüden Phantasten. — —

In New York hatte ich einer deutschen Volks-Versammlung beigewohnt; in Cincinnati war ich schon dreister und sprach zu einer solchen Versammlung, nachdem der Advokat Stallo die „Birne" des Charivari gehörig vom Baume geschüttelt hatte.

Inmitten dieser Romantik mußte ich mich dennoch auch nach etwas Positivem umsehen, nach einer Farm.

Was wir bis jetzt von Amerika gesehen hatten, war zwar neu für uns, aber nicht anziehend. — Alles war "Business." Alles war "Smartness." Wir mußten die Augen nach allen Seiten offen halten, um nicht überlistet zu werden. — Das Gewühl in

den Straßen in New York hatte die Rastlosigkeit einer nimmer rastenden Maschine. Der Schmutz der Straßen, die tausende zerbrochener Fensterscheiben in den Waarenhäusern, die vielen hastig eilenden, oft sehr schmutzigen Menschen, selbst die Krüppel, die hie und da erschienen, und sich „sehr praktisch“ eingerichtet hatten, um auf Händen und Füßen zu kriechen, und die aller Wahrscheinlichkeit nach sich reich bettelten; dann die „Gentlemen“ welche eilig, an der Bar stehend, Eins tranken und davon rannten; dann wieder die Hast, mit welcher sie, wenn die Gong zum Essen rief, ihre Stühle faßten und sich nicht niedersetzten, bis die „Ladies“ alle oben an der Tafel ihre Plätze eingenommen hatten, und dann alle möglichen Dinge auf ihren Teller häuften, und unter feierlicher Stille verschlangen, nicht um zu genießen, sondern um die Maschine zu erhalten, das Alles war so ungemüthlich und abstoßend, daß wir, meine gute Marie und ich, uns recht unheimlich fühlten unter diesen neuen Menschen.

In Cincinnati herrschte für uns das gleiche Treiben.

Durch einen Brief von einem Freunde in Deutschland war ich an dessen Bruder in Cincinnati empfohlen, und dieser, ein junger Mensch, brachte uns in einen kleinen Kreis von Deutschen, aber das waren ja alle Leute, welche das Glück, das sie erhofften, noch lange nicht erreicht hatten.

Die politische Aufregung war auch hier groß unter den Deutschen, um so mehr als durch die Umwälzungen in Europa auch für Amerika eine Geschäftscrisis drohte und zum Theil sich schon fühlbar machte. — Manche der älteren Einwanderer sehnten sich wieder hinaus; ja, man sprach von Errichtung eines Hülfs-Corps, im Falle Deutschland in einen ernsten Kampf im Inneren oder nach Außen verwickelt werde. — Es kam uns Alles ziel- und planlos, unbefriedigend und unbefriedigt vor. — Nichts war vorhanden was uns hätte fesseln oder ermuthigen können. Dennoch mußte Etwas geschehen. Dennoch mußte ein Plan gemacht werden,

das neue Leben zu beginnen, eine Zukunft zu gründen. — Das lautet Alles sehr groß und wichtig, aber wie fängt man das an? Hier standen wir vor einer Lebensaufgabe. Ich muß gestehen, ich stand davor wie vor einer Sphinx, die stumm mich ansah und keine Antwort gab. — Unter den Gästen des Hotels, wo wir wohnten, war auch alle paar Tage ein Deutscher, welcher am anderen Ufer des Ohio, einige Meilen von Cincinnati, in Kentucky, eine Farm hatte und seine Produkte nach Cincinnati zu Markt brachte. — Er erkundigte sich, natürlich aus Neugierde und Geschäftstrieb, nach unserem Vorhaben und bot mir ein Stück Land von zwanzig Acker, das theilweise schon „geklärt" sei, zum Kauf an. — Ein Haus stand darauf, wie er sagte, und er hatte es einer deutschen Familie verkauft, welche es schon zwei Jahre im Besitz habe, nun aber bereit sei, wieder zu verkaufen, um weiter in's Innere zu gehen. — Es wurde ein Besuch verabredet, und meine Frau und ich, wir machten uns eines Morgens früh auf den Weg mit dem Dampfboot, welches uns an einer bezeichneten Landung aussetzte. — Wir arbeiteten uns an dem ziemlich steilen Lehmufer hinauf und standen in einer Einöde. Nicht fern vom Ufer war der Wald, wo wir den uns beschriebenen Weg fanden und betraten. —

Es war Ende März, doch ein schöner Tag, der Wald noch blätterlos und öde, alles still um uns her; nur hier und da ertönte der Schrei eines Raubvogels über uns, das Gezisch eines Insekts, das Rascheln einer Eidechse im dürren Laub neben uns; und unheimlich wie unsere Umgebung, so zog auch eine unheimliche Oede in unser Herz ein. — Nichts was einen Menschen mit frischem Muth und Thatkraft erfüllt, bot unsere Umgebung, und machte selbst unsere Unterhaltung so einsilbig, als wandelten wir auf einem Friedhof. — Endlich gelangten wir an eine freiere Stelle, wo die Bäume ausgehauen, die Wurzeln und Stümpfe aber noch im frisch gepflügten Felde standen. — Wir hörten eine Säge gehen und fanden, als wir auf einem Hügel ankamen, unten

einen Mann und eine Frau damit beschäftigt, mühsam einen dicken Baumstamm zu zerschneiden. — Wir erkundigten uns sogleich in Deutsch, denn das ist nur deutscher Leute Arbeit, die wir sahen, nach der Wohnung des Mannes, den wir suchten, und hatten richtig den Platz gefunden, und die beiden Sägemaschinen waren die Leute, welche uns ihren Besitz abtreten wollten.

Was soll ich weiter sagen? — Marie sah mich fragend an, und dieser Blick und dieses lebende Bild vor meinen Augen, rotteten förmlich die Sehnsucht nach einer Farm in Amerika aus meinem Gedächtniß aus.

Wir fanden unsern Bekannten auf seiner Farm in der Nähe. Das war schon etwas einladender. Das Land war bebaut; die Wohnung war ein zweistöckiges Bretterhaus, aber keine „Hütte" wie das uns angebotene. — Wir fanden eine kleine Familie, freundliche Aufnahme; Speck und Eier und Pie; ein gutes Nachtquartier. Alles was die Leute bieten konnten, boten sie uns freundlich, aber wie schrecklich war für uns der Gedanke, unser Leben mit unseren lieben Kindern in dieser Einöde unter unaussprechlichen Mühen und Entbehrungen zubringen zu sollen. Es war glücklicherweise so abschreckend für uns, daß in uns kein Zweifel aufstieg, wie wir die uns vorliegende Frage zu entscheiden hatten.

Ich kann nicht sagen, daß unser Rückzug eine Niederlage war, denn schon erfüllte neue Hoffnung mein Herz.

„Weißt Du was?" sagte ich zu Marie auf dem Heimwege, „warum sollten wir hier uns vergraben, um den Urwald lichten zu helfen? Hab' ich doch in Deutschland auf geistigem Felde lichten helfen, so viel ich es vermochte, und es ist jetzt eine Zeit gekommen, wo die Saat aufgehen kann, die wir gesäet, laß uns dahin zurückkehren. — Die Zustände in Europa und die Nachrichten, welche uns täglich zugehen, nehmen mich so sehr in Anspruch, daß ich es auf die Dauer hier doch nicht aushalte. Ich habe diese Bewegung

vorbereiten helfen und nun sollte ich hier, auf diesem Dreckhaufen, fern von dem großen geistigen Kampfe, Befriedigung finden, indem ich die Erde aufwühle um nothdürftig nur für unsere materiellen Bedürfnisse, für den Magen zu sorgen? Nicht einmal ein Schein von Glück, der mich täuschen könnte, liegt in einer solchen Zukunft. — Wir haben unsere Mittel noch beisammen; wir wollen sie einsetzen um Theil zu nehmen an der Neugestaltung unseres geliebten, unseres herrlichen deutschen Vaterlandes. — Ich fühl' es wohl, ich kann kein neues Vaterland suchen, noch weniger finden."

Der freudige Blick Marien's überzeugte mich von ihrer vollen Uebereinstimmung, welche sie auch aussprach.

Mein Freund Julius Dejonge hatte auf gewöhnlichem Frachtwege unser Gepäck uns nachgesandt; wir mußten deshalb die Ankunft abwarten, um Alles wieder auf gleichem Wege zurück nach New York zu richten.

Das Mädchen, welches wir mitgebracht, hatten wir bei einer uns befreundeten Familie gut untergebracht, und nun, nach einem Aufenthalte von etwa sechs Wochen, die wir als Immigranten in den Vereinigten Staaten zugebracht hatten, waren wir wieder Emigranten, voll Sehnsucht nach dem alten Vaterland.

Von Cincinnati gingen wir mit einem der großen Ohio-Dampfer, die man mit Recht schwimmende Hotels nennen darf, nach Pittsburg. — Diese Wassertour war sehr gemüthlich. Man hat da kleine Zimmer, "State Rooms" genannt, welche alle im zweiten Stock des Dampfers, rings um den Salon, liegen. Nach Außen hin ist ebenfalls eine Thüre, welche auf die rings um das Schiff laufende Gallerie führt, wo man Tags über Stunden lang sitzen und an den wechselnden Uferbildern vorübergleiten kann. — Es war ein schöner Ruhepunkt für uns.

Von Pittsburg nach New York fuhren wir mit einem Canalboot. Diese Boote sind in Miniatur was die Riesenboote auf dem Ohio sind. — Die Gesellschaft ist oft zahlreich, und darum

um so enger zusammen. Tags über ist das Innere des Schiffes Salon und Speisezimmer, Nachts sind Polster übereinander an den Seiten aufgehängt, mit Vorhängen versehen, und der Raum durch eine Gardine in zwei Theile getrennt für Männer und für Frauen. — Das Schiff wird wie ein Marktschiff von Pferden gezogen, und die Ufer sind so nahe, daß man nach beiden Seiten auf's Land springen könnte. — Was wir längs der Ufer sahen, Blockhütten und mühevolle Anfänge einer Cultur, hat uns nur um so mehr bestärkt in unserem Vorhaben.

An einem der Piers am East River in New York lag das Segelschiff „Prinz Albert" zur Abfahrt nach London bereit, und am 10. Mai 1848 gingen wir wieder nach Europa unter Segel.

„Glück auf!" rief ich, „es ist wieder ein Abschied, aber diesmal ohne Schmerzen, mit leichtem Herzen."

Das Jahr 1848.

Vier Wochen darauf landeten wir in London, nahmen den Dampfer nach Rotterdam und dort das Rheinboot nach Mainz; von da konnten wir den letzten Zug der Eisenbahn nach Frankfurt benutzen, wo wir zu übernachten beschlossen. — Im Gasthaus angekommen, hörten wir, daß in Offenbach, in Folge eines Angriffs der Soldaten auf die Bürger große Aufregung herrsche, und ich beschloß, um meine Ungeduld zu befriedigen, allein hinauszugehen. Es war Mitternacht, als ich da ankam. An der Hauptwache wurde ich angerufen von der Schildwache, einem Bürger, und ich gab die gewöhnliche Antwort, trat aber zugleich auf den Posten zu. Da ich Niemand von meiner Rückkehr brieflich benachrichtigt hatte, wer hätte an mein Erscheinen denken, wer hätte mich

unter diesen Umständen erkennen sollen? — Ich mußte meinen Namen nennen, aber das war das Signal zu einer Demonstration des herzlichsten Empfanges in der Wachtstube. — Das reguläre Militär war in der Kaserne internirt, die Bürger hatten die Stadt im Besitz, und alle Wachtposten besetzt. — Ich wurde von einem Posten zum Andern geführt und überall mit gleichem Enthusiasmus begrüßt. — Es war gegen Morgen als ich wieder bei meiner Familie in Frankfurt ankam, und ein paar Stunden zu schlafen versuchte. Es war nur eine kurze Ruhe. Bald erschienen einige Freunde um uns abzuholen, denn man habe uns einen öffentlichen Empfang zugedacht und die ganze Stadt sei in einer freudigen Erregung.

Wirklich, als wir eine Stunde später an den Bahnhof nach Sachsenhausen kamen, war derselbe gedrängt voll von Menschen, und der Zug, als er sich in Bewegung setzte, war überfüllt. — Am Bahnhof in Offenbach hatten die Turner sich aufgestellt und begrüßten uns mit einer Salve, welche wohl mit einem tausendstimmigen Echo in unserem Zuge und der versammelten Menge erwiedert wurde. Unter diesem Jubel umarmte mich mein Vater, als ich aus dem Wagen stieg. — Thränen der Freude wurden vergossen, — und während ich dies niederschreibe, rinnt wieder eine Thräne über meine Wangen. — Das sind die schönen Augenblicke meines Lebenskampfes. Unter Musikbegleitung setzte sich ein großer Zug in Bewegung, nach dem Schloß, wo mein alter Freund Bode wohnte. Von der Gallerie des Schlosses herab beantwortete ich eine Ansprache von Dr. Kolb, dem Schwager Dr. L. Diefenbachs.

Von dieser Antwort ist mir nur noch Weniges im Gedächtniß, aber gerade das, was meine Stimmung und die Zustände wie sie mir vorkamen, charakterisirte.

Ich sagte: „Wunsch und Sehnsucht, an der Neugestaltung Deutschlands Theil zu nehmen, erfüllten mich mit banger Unruhe.

Eine Stimme in mir — die Stimme der Klugheit — mahnte mich, aus sicherer Ferne und mit ruhigem Gemüthe zuzusehen, welchen Verlauf die Dinge nehmen mögen; eine andere Stimme — die Stimme der Vaterlandsliebe — begeisterte mich zu einer Hast, als müßte ich befürchten, zu spät zu kommen. Mein Glaube an das deutsche Volk, an seine geistige Befähigung und sein hohes Streben stand so unerschütterlich fest, daß ich dachte, alle die kleinlichen Hemmnisse, alle die drückenden Fesseln und Lasten, welche die Entwicklung der materiellen und geistigen Größe der Nation bisher unmöglich machten, würden in einer allgemeinen Erhebung weggefegt vom Sturme als ausgelebte, verrottete, ja, längst verhaßte Ueberreste einer vergangenen Zeit. Das Heer feiger Fürstendiener, welche, um die Gunst böser Buben zu gewinnen, von falschem Ehrgeiz und niedrigem Knechtsinn getrieben, sich mißbrauchen ließen, das Volk zu verrathen, dachte ich längst verschwunden vom Schauplatz ihrer infamen Thätigkeit, dem Fluche ihrer eigenen Niedertracht anheimgegeben. Und wie ist es heute? — Ja, die Begeisterung war da, aber — ohne Ziel! Der Strom der Revolution ist in sein Bett zurückgetreten, und man giebt sich Mühe, neue Dämme zu bauen; doch ich will hier dieses Bild nicht weiter ausmalen; ich will lieber die Hoffnung hier aussprechen, daß wir auch auf diesem Wege Gutes erreichen mögen, dafür laßt uns wachen."

Von da an ward ich so quasi der Advokat der Revolution ohne Gehalt. — Ich ward Präsident des Vaterländischen Vereins für Starkenburg und Oberhessen, und jeden Sonntag hatten wir bald in der einen, bald in der anderen Provinz, eine Delegaten-Versammlung. Unterdessen war das Parlament sehr thätig, Redetourniere zu halten, zwar in der besten Meinung von ihrer Wichtigkeit, aber in Bezug auf Erfolg doch nur mehr zur Unterhaltung der Damen in der Gallerie. — Wir sind berechtigt, dem Parlament diesen Vorwurf zu machen, denn selbst die Linke, welche

ja hauptsächlich mit der Gallerie coquettirte und auch ihrer Sympathie genoß, hielt es nicht für nöthig, die einzige Basis ihrer Autorität und Stärke, das Volk, besonders zu beachten und zu einer Macht heranzubilden, auf welche sie sich stützen konnte. — Das mußte sich Alles „von selbst“ machen. — Das Parlament, welches eigentlich eine revolutionäre, constituirende Versammlung war, hatte nach und nach die Revolution in süßen Schlummer geschwatzt, und die revolutionirenden Constituenten gänzlich vergessen, und als die Constitution fertig war, wer begehrte ihrer? — Die Fürsten? ihnen hätte sie aufgezwungen werden müssen! und wer sollte das thun? — Das Volk? Das Volk, welches man ganz vernachlässigt, ja ignorirt hatte während der parlamentarischen Comödie? — Wie dumm war das Alles von den sogenannten Führern. — Die klägliche Farçe des Endes war der ganzen Sache würdig und ich mag nichts weiter darüber sagen. — Doch muß ich, um den Faden meiner Mittheilungen wieder aufzunehmen, noch einmal zurückgreifen.

Man weiß, daß die Vorschriften, welche das Parlament in Betreff Schleswig-Holsteins, als Richtschnur beim Friedensschluß an Preußen ergehen ließ, von dieser Macht gänzlich ignorirt, ja absichtlich gar nicht beachtet wurden. — Dieses Vergehen erhob einen Sturm der Indignation unter den Mitgliedern der Linken, und jetzt fiel es ihnen ein an das Volk zu appelliren. — Es war ein Sonntag. Ich war Morgens früh mit meiner Familie nach Hanau gefahren, um Verwandte und Freunde zu besuchen. Unterdessen war ein Aufruf zu einer großen Volksversammlung auf der Pfingstweide von Frankfurt ausgegangen, in tausenden von Exemplaren in der Umgegend vertheilt worden, was eine so große Aufregung hervorrief, daß man glauben konnte, wir ständen vor einem neuen Ausbruch der bisher schlummernden Revolution. — Hanau bereitete sich vor zu einem massenhaften Ausrücken; meine gute Frau wußte wohl, daß es mir schwer fallen würde zurück-

zubleiben, und kam meinem Wunsche entgegen, indem sie mich selbst anregte, mich dem großen Zuge anzuschließen. — Sie war in gutem Schutz und konnte zeitig mit den Kindern allein zurückfahren. —

Eine unzählige Menschenmasse bedeckte die Pfingstweide. Turnvereine, politische Vereine, Bürgermeister mit ihren Bauern aus der Umgegend, kurz, das Volk war ausgerückt auf den Ruf seiner Führer; unbewaffnet zwar, wie es gewünscht wurde, aber vom besten Geiste beseelt. — Und um was handelte es sich? — Um eine Petition! — eine Sturmpetition, wie man dergleichen zu nennen beliebte. —

Wozu haben all' solche Demonstrationen geführt? Ueberhaupt hat sich die Kraft der Nation, wegen Mangels einer geeigneten Organisation, in einzelnen Kämpfen und Bemühungen zersplittert und abgeschwächt. Was die natürlichen Folgen einer einzigen großen Errungenschaft, der Einheit Deutschlands, hätte werden müssen, das mühte man sich ab einzeln zu erkämpfen — und natürlich ohne Erfolg. — Es war Danaiden-Arbeit! — Die Petition war verlesen, einige Redner hatten dafür gesprochen und es sollte zur Abstimmung geschritten werden, was ja bei solchen Gelegenheiten nur eine Sache der Form war. Mittlerweile hatte ich mich bis zur Rednerbühne durchgearbeitet, und bat, gerade vor'm Schluß des Redeaktes um's Wort. — Ich hielt eine sehr kurze Rede, aber doch, glaube ich, die beste die da gehalten wurde.

„Petitionen," rief ich, „wie viele sind ihrer an das Parlament gerichtet worden, die nie einen besseren Erfolg hatten, als wären sie direkt in den Papierkorb gewandert? — Petitionen an ein Parlament, das sich noch kein Recht errungen, Gesetze zu diktiren, nein, das selbst noch um Anerkennung bitten muß, ist kein Akt eines Volkes, das sich selbst achtet, das berechtigt ist, seine Rechte und Freiheiten beachtet und geschützt zu sehen in den Händen seiner Regierung. — Die Einheit Deutschlands ist die große nationale

Frage. Man hat gesagt, das deutsche Volk sei in seiner Revolution großmüthig vor den Thronen stehen geblieben, nun dann lassen Sie uns die Revolution da wieder aufnehmen und diese Throne zertrümmern, welche ein ewiges Hemmniß bleiben, das große Ziel zu erreichen."

Ein tausendstimmiger Jubelruf, ein Wald von Stöcken, welche hoch in der Luft geschwungen wurden, folgten diesem Schluß meiner Rede.

Kein Mensch wußte recht, was nun folgen werde. — Es wurde ein Committee ernannt, welches fernere Schritte berathen sollte. Die Linke des Parlamentes, vielleicht aus einhundert und dreißig Mitgliedern bestehend, versammelte sich in ihrem Lokale „König von Preußen" zu einer Berathung. Es war unterdessen Abend geworden, und wir — das von der Volksversammlung ernannte Committee — hatten beschlossen, uns insgesammt dahin zu begeben um das Resultat dieser Caucussitzung zu erfahren. — Dr. Schütz von Mainz war unser Sprecher. — Da es sich hier nicht um Reden handelte, sondern um Beschlüsse, so ist es hinreichend, hier nur mitzutheilen, daß die Linke eine klägliche Unentschlossenheit an den Tag legte, und daß von allen Mitgliedern nur sechs für Austritt aus dem Parlament und Berufung an das Volk gestimmt hatten. — Wir zogen uns zurück zu einer sehr stürmischen Nachtsitzung, welche nicht minder eine gar klägliche Hilflosigkeit klar machte. — Die großmäuligen Demagogen, die beim Volke so viel gelten, so lange es sich nur um große Redensarten handelt, hatten Vorschläge, an deren Ausführung kein Mensch von gesundem Verstande und ernster Gesinnung denken konnte; das lag ja in ihrem Wesen. — Immer so weit voraus, daß man allein steht, und nur zu räsonniren Gelegenheit hat, nicht aber zum Handeln. — Das war eine Nacht! Man kann sagen: Wirrwar in allen Köpfen. Unterdessen wurden Barrikaden in den Straßen errichtet, auf wessen Anordnung, weiß ich nicht. — Jedenfalls haben sie der Reaktion bessere

Dienste geleistet, als der Revolution, und ich hatte damals und hege heute die Ueberzeugung, daß das Ministerium des Reichsverwesers Erzherzog Johann die Veranlassung dazu geben ließ, um einen triftigen Grund zu haben, die Besatzung von der Festung Mainz heranzuziehen. — Gegen Morgen war man zu dem Entschluß gekommen, Leute auszuschicken um die Umgegend zu den Waffen zu rufen, und auf diese Weise ganz Deutschland zum Aufstand zu bringen. — Was war von all' diesem planlosen Jammer zu hoffen? Die Bevölkerung Frankfurts selbst war ja überdieß eine höchst conservative, weil sie Ursache hatte mit ihrer Lage zufrieden zu sein. Waren die Frankfurter nicht stolz auf ihre Republik? — Hatten sie nicht Alles zu verlieren und von der anderen Seite keine Aussicht etwas zu gewinnen? — Wir sahen wohl ein, daß diese Geschichte eine für uns unglückliche Wendung nehmen müsse, wenn nicht ganz Deutschland von der revolutionären Stimmung wieder erfaßt und mit fortgerissen werde. Auf dem Roßmarkt war eine Masse Volks versammelt und ich versuchte in einer Rede begreiflich zu machen, wie plan- und hoffnunglos es sein werde, ohne Organisation, ohne Waffen und Munition, ohne Aussicht auf Hülfe von Außen, sich zu irgend welchen Demonstrationen hinreißen zu lassen. Germain Metternich, der Hambacher Held, folgte mir und sprach in gleichem Sinne, fand aber die gleiche stumme Aufnahme. Vielleicht hegten unsere Zuhörer überhaupt keine Sympathie mit uns. Die einzige Hoffnung beruhte auf der durchaus unsicheren Erwartung einer gleichzeitigen Erhebung in ganz Deutschland, wenn wir die Aufregung einige Zeit aufrecht halten konnten. — Aber das wußten die Feinde der Sache noch besser als wir und hatten schon ihre Maßregeln danach genommen. Während wir in der Umgegend Hülfe suchten, hatten sie schon ein Armee-Corps, wohlbewaffnet und reichlich mit Munition versehen, unterwegs. — Ich habe früher schon ausgesprochen und hier wiederhole ich den Ausspruch, wie wenig ich mit der

ganzen Leitung des früheren Liberalismus sowie der revolutionären Bewegung zufrieden war. — Hätte ich mich nicht geschämt, hätte ich nicht befürchtet, mir, dem Anscheine nach mit Recht, den Vorwurf der Feigheit zuzuziehen, während ich im Dienste der Freiheit zu jedem Opfer, selbst dem des Lebens, bereit war, ich hätte mich aus diesem Chaos zurückgezogen, aber nein! Das ließ mein Pflichtgefühl nicht zu, denn ich dachte, man kann die Verhältnisse nicht machen, wie man sie wünscht:

Gut oder schlecht
Nur treu und recht
Durch — — — !

Als ich wieder nach Frankfurt kam mit einem kleinen Häuflein, das ich bei Offenbach über die Brücke, längs dem Main, als dem strategisch sichersten Weg, hinführte, waren die Thore besetzt von Truppen. Ich konnte deshalb nicht wagen, meine Revolutions-Armee von fünfzehn ganzen Mannen, welche alle Waffen trugen, diesem Militärposten gerade in die Hände zu liefern. Ich bot mich an, ohne Waffe, nach dem Bockenheimer Thor zu gehen, dorten einzutreten, um zu rekognosziren, ob, wo und wie wir an dem bereits begonnenen Kampfe im Inneren der Stadt Theil nehmen könnten. — Die Zeil fand ich in ein Militärlager umgewandelt. Die ganze Straßenbreite war der ganzen Länge nach besetzt. — Gegenüber der Zeil war eine starke Barrikade; an der Fahrgasse eine, auf der Brücke eine und das Ganze war so planlos angelegt und so ohne alle Leitung, daß ich es mir zum Vorwurf hätte machen müssen, meine Leute hinter diese offenbaren Fallen für brave Männer zu führen. Ueberdies hatte der Kampf bereits begonnen. Die wenigen Kämpfer, die sich hinter den Barrikaden befanden, ließen keinen Schein von Hoffnung auf irgend einen anderen als unglücklichen Ausgang übrig.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß alle Thore stark besetzt und ein Zuzug von Hülfstruppen für die Barrikaden-Kämpfer eine

absolute Unmöglichkeit war, wenn es nicht in großen, bewaffneten Massen geschehen konnte; daß überhaupt, wie die Sache jetzt stand, ein solcher Zuzug ein ganz nutzloses, unverantwortliches Opfer sein würde, suchte ich einen Ausweg, um meine paar Leute vom Stand der Dinge zu unterrichten, erfuhr aber, daß ihre schutzlose Stellung auf der Landstraße mit jeder Minute unhaltbarer wurde und sie sich genöthigt sahen, sich einzeln zu zerstreuen. Es waren ihrer ja nur etwa fünfzehn, die in aller Eile sich gesammelt hatten.

Unterdessen war durch einige Parlaments-Mitglieder eine Waffenruhe zu Stande gekommen. Die wenigen Kämpfer hinter den Barrikaden wurden durch unwiderlegliche Thatsachen von der absoluten Nutzlosigkeit einer Fortsetzung des Kampfes überzeugt und zogen sich zurück.

Mir war es klar geworden, daß Nationalstolz und Freiheitsliebe im deutschen Volke noch nicht bis zu dem Grade erwacht und gereift waren, um eine Revolution für solche Güter populär zu machen. — Selbst die Frankfurter schöne Welt, die zarten Damen, welche mehr Zeit und Neigung haben eine große Idee von einer romantischen Seite aufzufassen, zeigten bei dieser Gelegenheit viel mehr Sympathie für die Kanonen und Kanoniere, welche man eiligst von Darmstadt herbeigerufen hatte und auf der Zeil paradiren ließ. Dieselben Damen, die so eifrig den liberalen Rednern des Parlaments Beifall zuklatschten, wie schwenkten die ihre Spitzentücher, als die Gesellschaftsretter, die Darmstädter Kanoniere, mit ihren Mordmaschinen über die Zeile rasselten! —

Wen darf man nun für solche ziellose Putsche anklagen? — Und was können Anklagen noch gut machen? Der Hauptgrund lag doch in den unseligen Verhältnissen der Zersplitterung Deutschlands, welche ein Verständniß und ein gleichzeitiges, gemeinsames Handeln unmöglich machte. Die Reaktion hatte ihren Zweck erreicht, und eine systematische Verfolgung der mißliebigen Elemente begann, wovon ich sogleich anderen Tages mich überzeugen konnte.

Es war eine lebhafte Parlamentssitzung zu erwarten und man drängte sich in die Paulskirche, wohin auch ich mich wendete und leicht Zutritt fand, da ich immer mit der Karte eines Berichterstatters versehen war. — Gegen Schluß der Sitzung trat ein Freund zu mir und sagte: „Du wirst gesucht. Deine Frau sendet mich und wir haben einen Fluchtplan verabredet. Du gehst sogleich mit mir nach einer Stelle wo ein Einspänner unserer wartet. Ich bringe Dich zu einem Verwandten, einem Bürgermeister an einem der Stationsorte zwischen hier und Darmstadt.— Auf meine einfache Bitte und Empfehlung hin, bist Du bei diesem Ehrenmanne in Sicherheit bis Morgen früh. — Dann nimmst Du den ersten Zug nach Kehl und bist morgen Abend in Straßburg."

Und so geschah's. — Der brave Bürgermeister begleitete mich selbst zur Station und in Kehl angekommen, säumte ich nicht einen Omnibus zu besteigen, welcher die Passagiere nach Straßburg führte. — Schon über der Brücke auf französischem Gebiet, sah ich einen Trupp Männer stehen, welche ausspähten nach Jemand der Kunde bringen konnte von Frankfurt. — Wir verstanden uns im Blick und sie folgten dem Wagen zum Zollamt. — Dort wurde verabredet, daß ich mein Quartier im „Schwarzen Bären" nehmen solle, und dort fand ich eine kleine Colonie von Flüchtlingen aus verschiedenen Theilen Deutschlands.

Es wäre sowohl unterhaltend wie belehrend, das Leben und Treiben dieser unglücklichen Vertriebenen hier zu beschreiben, doch liegt dies meiner Aufgabe zu ferne, und es genügt meinem Zweck, die Namen derjenigen zu nennen, welchen ich während meines Aufenthaltes näher trat. — Da war Alexander Simon, ein Mann voll Geist und Leben, ein Maler und Schriftsteller, welcher seine zahlreiche Familie in Stuttgart verlassen mußte; Gustav Rasch, der spätere unermüdliche Reisende und Reisebeschreiber; — an ihn hatte sich ganz besonders angeschlossen der später als Spion so unrühmlich bekannte Goetsche, welcher unter dem nom de plume

„Sir Walter Radcliff“ schriftstellerte. Faehtz, ein Wiener; Hoerfel, ein Ungar; Hans Jacob, ein Badenser, Candidat der Theologie, der wie ein verliebter Kater das sanfte Selmele, die Kellnerin im „Schwarzen Bären“, umschlich; später auch Albert Gloß, eine achtundvierziger Celebrität aus dem Landtag in Anhalt-Bernburg; ein sehr achtungswerther und tüchtiger Charaktermensch; Bopp, Ch: Esselen u. s. w.

Menschen, welche daheim ihrem täglichen Beruf nachgehen, mag das Leben solcher Flüchtlinge in einem etwas romantischeren Licht erscheinen als es wenigstens den älteren Männern unter uns in Straßburg erschien. — Unstet, aufgeregt, immer auf Ereignisse wartend, welche eine Aenderung ihrer hoffnungslosen Lage herbeiführen könnten; immer bereit zur Action, sind sie zugleich den ruhigen Bürgern in ihrer Umgebung ein Dorn im Auge und der Regierung des gastlichen Landes ein Gegenstand der Besorgniß und Ueberwachung. Die Leiter der damaligen französischen Republik, unwillkommene Händel mit den Grenz-Staaten befürchtend, waren sehr bereit, deutschen Regierungen einen Gefallen zu thun und die Masse von Flüchtlingen, welche sich längs der Grenze in Frankreich aufhielten, zu interniren. — Viele, welche, vielleicht ohne Mittel, zu unstät lebten, wurden sogar Nachts aufgegriffen und in's Innere gebracht. Diejenigen, welche in Hotels wohnten, wurden angehalten irgend einen Platz im Innern zu wählen, mit Ausnahme von Paris. — Es ist immer eine Art von Gefangenschaft. — Alexander Simon und Faehtz drangen in mich, eine Wanderung nach Marseille mit ihnen zu unternehmen. — Was sollte ich thun? — mit meiner Familie konnte ich, so wie so, doch nur brieflich in Verbindung stehen; in einem Platze im Innern mich allein niederzulassen und auf bessere Zeiten zu warten, daran nur zu denken verursachte mir ein Frösteln; ich hatte an meine Familie und an die Mittel zu denken, welche uns blieben und welche, wenn nichts besonderes sich ereignete, dazu dienen mußten,

uns eine Zufluchtsstätte und Erwerbsquelle zu suchen, wo wir wieder zusammen leben konnten. Ich entschloß mich zur Reise, und wir wurden so die Kostgänger der französischen Nation. — Wir erhielten unsere Pässe, welche uns vorschrieben, wo wir uns zu melden hatten, um unsere Subsidien zu empfangen. — Wir waren mit einem Worte "Tramps." Tramps mit Humor.

Ohne Erinnerung an die Theuren daheim, wäre diese Reise eine höchst romantische gewesen, aber sie mußten die Zerrissenheit unserer Zustände noch tiefer empfinden als wir, das wußten wir wohl, und so kam es, daß trotz den vielfachen Zerstreuungen, welche diese Reise bot, unsere Stimmungen in allen Tonarten wechselten. —

Drei Tramps auf Reisen.

Am 18. December 1848 verließen wir Straßburg mit der Eisenbahn nach Colmar.

Vor zwölf Jahren schon, während meiner Reise nach Italien, hatte ich mir gelobt, mich nie mehr so zweck- und planlos dem Zufall in die Arme zu werfen. — Schöner Vorsatz, den mein bisheriges Leben schon so oft wieder zu Nichte gemacht! Wer eben kämpfen will für Recht und Wahrheit, der muß von vornherein auf einen ruhigen Lebensgenuß verzichten. Wie schwer, wie bitter fühlte ich diese Wahrheit jetzt, wo mich die Gewalt der Verhältnisse gefaßt hat, wie mit eiserner Kralle und mir eine Zukunft zeigt — trüb, dunkel, öde. Eine Stimme in mir rief heim die Worte: Weib, theures Weib, und Ihr meine guten Kinder, wie macht die Erinnerung an Euch mich traurig, und doch — wie unglücklich wäre ich, wenn ich Euch je vergessen könnte. — —

Ich hatte in Straßburg Nichts zurückgelassen was mir den Abschied besonders schwer machte, dennoch zitterten die Saiten der Freundschaft, welche beim Scheiden berührt wurden, jetzt in wehmüthigen Klängen nach. — Lebt wohl, Ihr Freunde und Leidensgefährten, bleibt treu der guten Sache, bis uns eine bessere Zukunft wieder zusammenführt. So dachte ich, und dachte an tausend Dinge mehr während mein Auge an den abwechselnden Conturen der Vogesen hinglitt, bis der Schleier der Nacht die Erde deckte und das glühende Auge der Venus, wie in Sehnsucht der Liebe, aus den dunklen Höhen auf uns herabblickte. Erwärmen aber konnte mich dieser Blick nicht; ich hüllte mich ein so gut es ging gegen die durchdringende, kalte Nachtluft und hin sauste die Locomotive! — Froh war ich, als wir Colmar, unsere erste Nachtstation, erreicht hatten.

Von Colmar ging's nun zu Fuße nach Chalons sur Saone. — Ich fühle mich wohl versucht, diese Reise bis nach Marseille, mit all' ihren komischen Scenen, ernsten Eindrücken und reichen Erfahrungen ausführlicher zu beschreiben, doch muß ich hier meine Mittheilungen auf einfache Thatsachen beschränken. — Unsere Erscheinung war überall auffallend genug, um im Innern Frankreichs, wo man an Fußreisende nicht gewöhnt ist, die Aufmerksamkeit, der von Natur neugierigen Franzosen, auf uns zu ziehen. — Alexander Simon hat eine künstlerisch ausgeführte Bleistiftzeichnung unseres Aufzugs gemacht, welche ich heimsandte, und ein wohlbekannter Miniaturmaler, Haenisch, fand sich veranlaßt, das Bildchen auf Stein zu zeichnen, wovon wohl noch hie und da ein Abdruck vorhanden sein mag. — Am ersten Tage unserer Wanderung kamen wir bis nach Aspach le bas, wo wir übernachteten. In Colmar hatte man uns für wandernde Comödianten, in Aspach für herumziehende Bänkelsänger gehalten. Auf unserem Zuge kehrten wir bald hier, bald dort an der Landstraße ein, und da ich der französischen Sprache vollkommen mächtig war, hatten

wir keine Schwierigkeiten uns überall gute Aufnahme und das freundlichste Entgegenkommen zu sichern. Auf dem Lande lernten wir überall viele, meistens recht gutmüthige aber unwissende Menschen kennen. — Die Scholle auf der sie geboren worden, ist auch ihre Welt. — Sie sind nicht viel mehr als die Pflanzen, die sie umgeben. Sie kommen und vergehen, fast unberührt von den großen Ereignissen, welche die Menschheit treiben und welche nur an ihnen vorüberziehen wie Schattenbilder an der Wand; sie reden davon wie von Wunderdingen, die sie nichts angehen. Wüßten sie nur, wie glücklich sie sind, sie würden die kurze Spanne Zeit, welche ihnen zugemessen ist, in ihrer Gemüthsruhe wie Philosophen verleben. Aber sie haben einen Schatz, dessen Werth ihnen ganz fremd ist, und quälen sich mit kleinen Dingen wie Andere mit großen. —

In Baume erfuhren wir auf der Mairie, durch eine eben eingesandte telegraphische Depesche, daß Louis Napoleon zum Präsidenten der Republik erwählt war. Die Agenten Napoleons hatten dem Volke große Dinge verheißen, doch jetzt schon konnte man die Republik als vernichtet betrachten. Das Volk wollte sie auch nicht. Das Volk liebte die politischen Aufregungen nicht, und Geschäftskrisis und alles Unangenehme das ihm widerfuhr, wurde der Republik aufgebürdet. — Das Volk will Ruhe und Genuß: eine Republik fordert zu viel geistige Thätigkeit, denn in derselben müssen nothwendig die Majoritäten herrschen. Ist nun die große Masse des Volkes stumpfsinnig, roh, materiell, unwissend, was werden sie dann Anderes sein als der Spielball von Intriguanten? — —

Am 23. December erreichten wir Besançon. — Hier fanden wir „General Willich“ mit einhundert und fünfzig Mann, einem Ueberrest der deutschen Freischärler Heckers, welche mit Sehnsucht einer neuen Erhebung in Deutschland entgegensahen. — Sie führten in einem alten Gebäude ein Kasernenleben, hatten von der

französischen Regierung täglich einen halben Franken pro Mann als Subsidien und standen unter Willich's Disciplin. — Willich war ein kräftig und hochgebauter Mann mit röthlichem Haar und Vollbart, ein ächter Cherusker, der wie ein Christus unter seinen Jüngern lebte. Er hatte auch seinen Johannes, einen voll- und rothwangigen kleinen Schwaben mit dunklen Locken, auf dessen Schulter seine Hand lag als wir einen Spaziergang in die hügelige Umgebung der Festung unternahmen. — Ich kann nicht leugnen, daß mich der Anblick dieser Schaar mit den widersprechendsten Gedanken und Empfindungen erfüllte. Ihr Muth und ihre Hoffnung schienen mir groß und edel wenn ich sie mit dem gemeinen, philiströsen Sinn der großen Masse verglich, aber dennoch war es eine traurige Erscheinung für mich, diese jungen Kräfte Deutschlands auf die Großmuth einer ebenfalls wieder der Sklaverei verfallenden Nation verwiesen zu sehen. Es versetzte mich in tiefe Schwermuth, als ich sie Abends in dem großen, kalten, schwach erleuchteten Saale warme, patriotische Lieder singen hörte. Meine Gemüthsstimmung ward aber sehr ernst zurechtgewiesen durch den Verstand, der mir laut und unzweideutig sagte: Es ist das Alles nichts weiter als eine romantische Spielerei. — Ja, ja! mit der Romantik kommen wir nicht zum Ziele, und es wird in der That großer, im höchsten Grade aufregender Ereignisse bedürfen, um die Masse für einen Freiheitskampf zu begeistern. — Vielleicht ist es nothwendig, daß wir unsere nationale Existenz bedroht sehen, um einen nationalen Kampf, vorerst nur für die Einheit Deutschlands, möglich zu machen. Und selbst zu einem solchen Kampf gehört ein durchaus praktischer, kein romantischer Führer, denn wir haben den Despotismus von ganz Europa gegen uns, für dessen Bestehen die Zerstückelung Deutschlands eine Nothwendigkeit ist. —

Doch muß ich wieder zu meinen Reisegefährten zurückkehren.

Der 24. December war ein Sonntag, den wir noch mit unseren

Leidensgefährten in der Kaserne zubrachten und zu einem Ausflug in die Umgebung der Festung benutzten. — Es war Weihnachtsabend! — Ein Familienfest der ganzen Christenheit. Wie konnte es anders sein, als daß wir heim dachten an unsere theuren geliebten Wesen — — wer könnte sich nicht in unsere Lage und Stimmung versetzen, ohne meiner Worte zu bedürfen? — Am Weihnachtsfestmorgen machten wir einen Gang durch die Stadt und als wir auf den Marktplatz kamen, wo in kleinen Buden dampfender Kaffee ausgeschenkt wurde, ließ es sich unser enthusiastischer Freund Simon nicht nehmen, uns mit einer Tasse Kaffee zu regaliren, um den guten Humor zu nähren. — Ein feiner Regen fiel den ganzen Tag über, dennoch trieb es uns weiter und Nachmittags machten wir uns auf den Weg, begleitet von Willich und seiner kleinen Schaar bis vor das nächste Dorf, wo sie auf einer Anhöhe einen Kreis um uns bildeten und ein Lied zum Abschied sangen. Ich gestehe es gerne, als ich die Abschiedsworte sprach, rannen Thränen der Rührung über meine Wangen. — Wir schieden von diesen treuen, guten Menschen, obwohl selbst unglücklich, von dem Wunsche beseelt, daß ihnen bald ein glücklicheres Loos zu Theil werden möge. —

Es ist hier nicht am unrechten Platze zu erwähnen, daß Willich sein Leben auch als ein Romantiker beschloß. Er wurde später in einer westlichen Stadt der Union mehrere Termine hinter einander in eines der lucrativsten öffentlichen Aemter, welches ihm jährlich vielleicht $30,000 eintrug, erwählt; hielt seiner Geliebten, einer üppigen Jüdin, eine glänzende Equipage, und begleitete sie auf ihren Spazierfahrten, neben dem Schlage herreitend. Der Christus von Besançon als leibhaftiger Don Quixote! — und nachdem die Wähler dieses thörichten Gebahrens müde wurden, und einen Anderen in's Amt brachten, starb er als armer Mann, — und als eine der gefallenen deutschen Größen! — wie so mancher Andere.

Unser zunächst erwünschtes Ziel war Chalons, von wo wir hofften mit dem Dampfboot nach Lyon zu fahren, denn unsere Fußtouren begannen äußerst beschwerlich zu werden, da wir nicht allein von Ermüdung, sondern auch durch das nasse Wetter zu leiden hatten. Um unsern Weg abzukürzen, wendeten wir uns von der Landstraße ab auf Seitenwege, und kamen auf diese Weise oft in die Lage, mit einem sehr schlechten Nachtlager uns begnügen zu müssen, da wir wenig Wirthe fanden, welche für so unerwartete Gäste eingerichtet waren. Mit Schrecken denke ich heute zurück an unser Erwachen aus tiefem Schlafe und an die Nothwendigkeit, die durchnäßten Kleider und die zerrissene und nasse Fußbekleidung wieder anzulegen, um unsere Wanderung fortzusetzen. Doch verließ namentlich unseren genialen Begleiter Simon der gute Humor nie, denn er verstand es, unsere bisweilen sehr nackten Schlafgemächer, bei dem Halbdunkel eines mageren Talglichtes, mit seiner reichen Phantasie auszuschmücken. Am 30. Dezember um fünf Uhr Abends erreichten wir Chalons. Meine aufgerissenen und an den Sohlen durchlöcherten Stiefel hatten mich todtmüde gemacht, denn ich war den ganzen Tag über so gut wie auf bloßen Füßen marschirt. Zum Glück hatte ich noch ein ganzes Paar in meinem Ränzchen, und ich konnte die zerrissenen dem Gargottier in Chalons als Reliquie hinterlassen.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß wir zu einer Zeit in Chalons anlangten, wo eine gewaltige Concurrenz die Preise der Wasserreise so herunter gedrückt hatte, daß wir für einen halben Franken in der zweiten Cajüte des Dampfbootes nach Lyon fahren konnten, so wird man es begreiflich finden, wenn ich sage, es war eine herrliche Fahrt. — Wir konnten in Ruhe und einigermaßen gemüthlicher Stimmung, alles Schöne, das sich dem Auge darbot, betrachten.

Je mehr wir uns Lyon näherten, desto großartiger wurde die Scenerie. Der Reichthum dieses großen Centrums der franzö-

sischen Industrie, machte sich in Allem bemerkbar; die Hügel am Ufer waren mit prachtvollen Landhäusern geziert; Gärten- und andere Anlagen zeugten von Gewerbfleiß und Erfolg.

In Lyon fanden wir einen willkommenen Ruhepunkt und eine sehr freundliche Aufnahme in einem Verein deutscher Arbeiter, zu dessen Mitglieder viele tüchtige, brave Männer zählten. Den Neujahrs-Abend brachten wir im Hause eines derselben, Namens Bollinger zu, dessen Frau, eine Französin, uns mit liebenswürdiger Gastfreundschaft bewirthete.

Am 4. Januar, Morgens fünf Uhr, bestiegen wir das Dampfboot „Aigle", um nach Avignon zu fahren. Von Lyon ab nimmt die Landschaft schon einen südlichen Charakter an. Die Rhoneufer sind idyllisch schön, während die grotesken Formen der "Bas Alpes" einen ernsteren Hintergrund bilden. Wir passirten Givores, Vienne, Valence und hielten Abends um vier Uhr in Douzère, wo wir die Nacht zubrachten. Hier wird die Rhone reißend und oft der Schifffahrt gefährlich, wovon wir des andern Tages Beweise vor Augen hatten, indem wir zwischen Douzère und Le Bourg St. Andreol zwei Wracks gestrandeter Schiffe fanden. Bei Le Bourg St. Andreol, welches eine sehr malerische Lage hat, ist die Brücke St. Esprit bemerkenswerth, die, auf neunzehn Bogen ruhend, über die Rhone führt, und durch die Enge dieser Bogen der Schifffahrt schon große Verluste bereitet hat. Die Rhoneufer nehmen hier einen reizenden Charakter an und bieten überraschende Fernsichten bis zu den Alpen. Viele Burgen zeugen von dem alten Glanz der Seigneurie in der Provence und erinnern an die herrlichen Feste, welche hier gefeiert wurden; an Sängerkämpfe der Troubadours, welche jetzt freilich der freien Concurrenz einer mehr materiellen Industrie gewichen sind. Avignon hat eine herrliche Lage mit überraschendem Eingang. Ein großer Felsen, "Rocher du Dome" trägt die Kathedrale und den Palast des Papstes, welcher jetzt in eine Kaserne und Gefängniß

umgeschaffen ist. Wir bestiegen diesen Felsen und fanden uns durch eine herrliche Aussicht belohnt. Vor uns liegen in der Ferne die "Monts Ventoux" mit Schnee bedeckt, gegen Westen die "Bas Alpes". Im Departement du Gard, jenseits der Rhone, sind auf den Felsenufern einige kleine Städte bemerkbar, deren Bauart an Afrika erinnert. Die ganze Umsicht bot meinen entzückten Blicken ein herrliches Rundgemälde, wie ich nur selten eins gesehen. Auf dem Platze vor der Kathedrale steht die Bildsäule Jean Aretin's, eines Persers, welcher die Krapppflanze hier einheimisch machte.

Mitten all' dieser Herrlichkeit tönte der Höllenlärm der Trommeln und das Commandowort der Offiziere, welche die Rekruten zu ihrem Mordgeschäfte abrichteten, damit sie die Freiheit vernichten und die Bürger im Schach halten lernen.

Nach kurzer Rast setzten wir unsere Reise zu Fuß weiter fort, und kamen noch vor Abend an die Durance, über welche eine Brücke, Le pont du bon pas genannt, führt, die mindestens eine Viertelstunde lang ist. Wir übernachteten in einem einzel gelegenen Wirthshaus an der Straße nach Orgon. Ein herrlicher Morgen weckte uns am 6. Januar zur Weiterreise. Es wehte eine köstliche Frühlingsluft. Die Landschaft hatte durch die immergrünen Cypressen auch ein Frühlingsgewand, und selbst die Menschen nehmen, in ihrem Aussehen und Wesen, etwas von dem frischen, immer temperirten Klima an. Sie sind fröhlich, kräftig, und ihre schönen, ausgeprägten Gesichtszüge verrathen Entschiedenheit. Der Wein ist das allgemeine Getränk hier und kostet wenige Sous die Flasche.

Ich darf nicht unternehmen, in die Einzelheiten dieser Wanderung durch die Provence einzugehen. Es war eine der romantischsten Fußtouren, die ich gemacht. Wie reich ist die Welt, wie unerschöpflich an Freuden und Schönheiten! Sie wäre ein Himmel, wenn uns nicht bei jedem Schritt der Menschen Thorheit und Mißgeschick entgegen träte.

Zwischen Pont Royale und Lampese steigt man eine Höhe hinan, wo eine entzückende Aussicht nach allen Seiten hin das Auge gefangen hält. Auf den, die Ferne umgrenzenden Höhen, sind Pinienwälder, deren Grün weithin glänzt, und auf der Haide in der Nähe verbreitet die kleine, in Masse vorhandene Majoranstaude ihre würzigen Düfte.

Aber da kommt auf der Landstraße her eine Art Omnibus, ein langer, schmaler Wagen, welcher nur hinten eine, mit Eisengittern versehene Oeffnung hat; zwei Gensdarmen reiten zu beiden Seiten. Es sind Galeerensklaven, welche nach Toulon transportirt werden. — Sind es Verbrecher? — Man darf so fragen, denn vielleicht sind es nur von jenen unglücklichen Junikämpfern, in deren Busen große, edle Herzen schlagen, deren aufopfernder Muth nun an der Kette gezähmt werden soll und welche ihre Lieben daheim in Thränen und Noth zurücklassen mußten. Ist das die Antwort auf die Frage nach Volksglück und Volksrechten? Armes Volk! wann und wie willst du frei und glücklich werden? — Ich könnte diese Frage wohl beantworten, aber wer kann die Menschen alle groß und gut machen, wo sie selbst so viel dazu thun, sich zu verderben? Wer kann sie einfach und erhaben denken lehren, wo alle ihre schlechteren Leidenschaften so viel Nahrung finden?

So kamen wir unter den mannigfaltigsten Eindrücken endlich an das einstweilige Ziel unserer Wanderung, nach Marseille.

Marseille wurde 400 v. Chr. von Phocäern gegründet, jedoch ist wenig mehr vorhanden, was daran erinnert. Ein einfacher Brunnen auf dem Boulevard du Musée, mit einem Homeruskopf auf hoher Säule, trägt die Inschrift: „Die Nachkommen der Phocäer dem Homer."

Ich will nicht auf eine ausführliche Darlegung meiner Erlebnisse hier eingehen, kann mir aber nicht versagen, durch wenige Auszüge aus meinem Tagebuch den Leser einen Blick in meine Gemüths-

stimmung werfen zu lassen. Doch ehe ich weiter schreibe, lege ich die Feder nieder und überlege: Soll ich diese Herzensergüsse hier mittheilen? — Ich habe schon so viel durchstrichen, in den Ofen geworfen, zerrissen, kurz einem zügellosen Ausbruch meiner Zerstörungswuth geopfert — und vielleicht, ich glaube sicher, nicht das Schlechteste, daß ich jetzt gerade eine Art von Reue empfinde und mir Vorwürfe darüber mache, indem ich mir sage: Das Leben eines Menschen ist so vielseitig erregt und beeinflußt, daß auch das Geringste eine Bedeutung für die fernere Entwickelung seiner Erlebnisse haben kann. — Wie viele unbedeutende, ja oft ganz gewöhnliche, selbst einfältige Aeußerungen hochgestellter Personen hat man für alle kommenden Zeiten aufbewahrt! — Empfindungen, welche gewöhnlichen Sterblichen naturgemäß eigen sind, hat man bei „unsterblichen Großen“ als Auszeichnungen hervorgehoben und Du selbst, lieber Leser, bist gewiß sehr nachsichtig mit einem Freunde, wenn er persönlich vor Dir steht, und dem Drange seiner Gefühle Worte leiht; warum wolltest Du nicht dieselbe Nachsicht gegen mich üben, der ich im Begriff bin, Dir einen Blick in mein Inneres zu öffnen?

Vielleicht drängt sich Dir bei Durchlesung dieser Herzensergüsse die Frage auf: Wie kann ein Mensch, welcher sich weder zu einer Religion bekennt, noch auch an einen Lenker des Weltalls und der Menschengeschichte glaubt, solche Gedanken hegen, welche Nichts als Liebe und Selbstverleugnung athmen? Vielleicht weckt es sogar in Dir den Gedanken, daß ein Leben voll des Kampfes für Wahrheit und Recht mit seinen Tiefen und Höhen weit größere Befriedigung gewährt, als ein Leben, welches man im alten Schlendrian der Gewohnheit verträumt. — Genug, ich will es wagen, ein paar Auszüge aus meinem, zwar sehr nachlässig geführten Tagebuch hier mitzutheilen:

14. Januar 1849. Auf den Felsen am Meere. Welch' eine Aussicht vor meinen trunkenen Blicken! Da ist das tiefblaue,

bewegte Meer; da liegen die grauen Inseln hingeworfen, wie von einer Urkraft abgefallene Brocken; da schwankt ein Schiff mit seinen weißblinkenden Segeln und kämpft mit Wind und Wellen, und erinnert lebhaft an den Menschen im Kampf mit dem Schicksal, den Menschen, welcher die Natur beherrschen lernte und sich selbst nicht beherrschen kann. Was ist ein Mensch, der sich zum Herrscher der Welt heraufgerungen und doch ein Sklave seiner Thorheit geblieben ist? — Was sind die Menschen, die nichts kennen lernten von der Lust und Kraft eines freien Geistes; deren einziges Lebensziel ist: sich auf dem begrenzten, schmutzigen Felde ihres Eigennutzes abzuquälen; ihren Sinn aber für die Größe und Herrlichkeit der Natur ertödten; ihr Herz wahrer, inniger Menschenliebe verschließen. Wühlt immerzu und helft der Menschheit goldene Ketten schmieden, Ihr müßt dennoch sterben! sterben ohne recht gelebt zu haben.

17. Januar. Heute vor einem Jahre reiste ich mit meinen Lieben von Straßburg nach Amerika ab, voll Sehnsucht nach Freiheit, voll von einem Drange, eine freie Heimath für meine Kinder, einen ungestörten Wirkungskreis für mich zu finden und bin nun weiter vom Ziele als je.

Welch' ein bewegtes Jahr war das! welche Hoffnungen mußte ich als Illusionen schwinden sehen! —

Wohin werd' ich ziehen mit Euch? — Wird es mir gelingen, diesem wilden Treiben der Thoren zu entfliehen, in eine stille, stille Heimath, wo die Menschen sich noch lieben, sich gegenseitig schätzen, ein heiteres, freies Dasein verleben im Dienste der Humanität? Das Bild einer freien, glücklichen Menschheit schwebt immer vor meinem Geiste und ich versenke mich so gerne in diese heilige Gedankenwelt, aber immer weckt mich die nüchterne, nackte Wirklichkeit gar unsanft aus meinen Träumereien. Da geht eine Mutter an mir vorüber mit gramgebleichten Wangen und trägt ihr höchstes Gut im Arme, — ein

Kind, das der Hungertod schon angehaucht und die Menschen gehen kalt vorüber, ohne Mitleid, ohne Hülfe. — Ein Blick der Straße entlang könnte leicht jedem Menschenfreund die Hoffnung benehmen, daß Rettung möglich sei aus dieser Unnatur; aus diesem zugleich entsetzlichen und glänzenden Elend.

Für diese Menschheit giebt es kein gemeinsames hohes Ziel mehr, darum hat man es in den Himmel verlegt. Ja, in den Liebesarmen der Mutter Erde werden wir Alle wieder gleich, Alle ihre Kinder. Hier aber auf dieser schönen Erde, so lange die liebe Sonne uns bescheint und ihre glühenden Strahlen eine reiche Fülle duftiger Blüthen und süßer Früchte ihrem Schooße entlockt; so lange uns eine Kraft und Leben spendende Atmosphäre zu Lust und Freude befähigt, scheint diese wunderlich durcheinander gewürfelte Menschheit nur da zu sein um sich gegenseitig zu verderben, — sich ein Grab zu wühlen.

Muß es so sein? — Ist das Bild, welches vor meinen Blicken vorüberrauscht, ein Bild humaner Gesittung? Reich und Arm; Gut und Schlecht; Hoch und Niedrig; Alles drängt sich durcheinander; Keines fragt nach dem Andern. Inmitten der glänzenden Carossen die Schmutzkarren; inmitten der feinen Herren und Damen die Bettler in Lumpen! — Diese traurigen Gegensätze treten hier so recht in die Augen, denn die Bettelei übersteigt jede Einbildung, und die Mittel, zu welchen diese armen Menschen ihre Zuflucht nehmen, um das Mitleid rege zu machen, sind oft so drastisch, daß sie ein noch etwas weiches Gemüth in eine bedenkliche Aufregung versetzen können. — Wenn man zitternde Greise mit weißem Haar die Marseillaise, oder Kinder von sechs Jahren, mit ihren schrillen Stimmchen, leichtfertige Lieder singen hört; wenn man mit elendem Flitter und schlotterigen Tricots ausstaffirte Tänzer ihre Sprünge machen sieht; Orgeln leiern, Clarinetten blasen hört; wenn Krüppel ihre Ekel erregenden Gebrechen zur Schau tragen; Mütter ihre halbverhungerten

Kinder im Schooße haben und Charlatans ihre Witze reißen, wird da nicht das Leben eine Tragi-Comödie, welche uns die Schamröthe auf die Wangen treiben sollte? — —

23. Januar. Gute Mutter, Dir gehört ein guter Theil dieses Tages. Achtunddreißig Jahre sind es heute, daß Du mir das Leben gabst. — Du ruhst nun in ewigem Frieden und hast ausgerungen. — — Ich sehe Dich noch im weißen Gewande, Rosen, blühende, glühende Rosen in der kalten todten Hand. O, Du treue, gute Mutter, wie sanft und friedlich lagst Du da, wie süß schienst Du zu schlafen! Wie heiß, aus den Tiefen meines Herzens, flossen Dir meine Zähren; ja, es war die erste unheilbare Wunde, welche mir das Leben schlug, denn Nichts ist im Stande die Mutterliebe zu ersetzen. Ich weihe Dir auch heute diese Thränen, nimm sie als ein heiliges Opfer meiner Liebe hin.

Und Dir, Du treues, starkes Weib, den zweiten Gruß, und Euch, meine lieben Kinder. — Heute soll Liebe mein Herz erfüllen, nicht Groll über schmachvolle Zustände, welche die Menschheit in eine Zwangsjacke stecken und der Willkür feindlicher Gewalten preisgeben. — Wer sich dagegen auflehnt; wer sich den Fesseln der Gewohnheit nicht fügen will; wen das unsichtbare Sklavenjoch drückt, daß er es abschütteln, sich in stolzem Selbstbewußtsein aufrichten möchte, um als freies, denkendes Wesen zu leben und zu streben; wer nicht nach einem schattenhaften, sondern nach einem wahrhaften Lebensgenuß strebt, der ist ein Rebelle gegen ein durch Gewalt und Betrug zur Herrschaft gelangtes Gnadenthum. — Sein Leben ist nicht Genuß, es ist Kampf gegen Gewalt und Betrug, und die unversiegbare Quelle, welche Kraft und Muth dazu verleiht, ist doch nichts anderes, als eine unauslöschliche Menschenliebe! —

Ich glaube nicht, daß ich Feinde hatte, dennoch müssen es irrig denkende Freunde sein, welche, in ihrem Unmuth, mich jetzt leiden zu sehen, mir vorwerfen: ich hätte mein Glück mit Füßen getreten. — Nun, es giebt ein Glück, nach welchem ein Ehrenmann in diesen

Zeiten nicht streben soll, da es unsere bessere Ueberzeugung als Opfer fordert, und das war das Glück, welches ich mit Füßen trat. — Wahrlich! ein Volk muß tief gesunken sein, welches darum tadelt, daß man es nicht belügen wollte. Aber nur ein kleiner Theil des Volkes denkt so; nur die morschen Stützen der ausgelebten alten Welt, nur die sklavischen Diener und Nachbeter der Tyrannen und Pfaffen sind die Dreckschwellen, auf denen noch das zerfallende Gebäude der Lüge ruht. — Wenn das die Träger der Zukunft wären, dann müßte man „Wehe!“ rufen über diese Zukunft, denn nur eine eiserne, strenge Tugend, nur reine, klare Wahrheit kann diese Menschheit verjüngen, beglücken und groß machen; Eigennutz und Lüge können nur zerstören.

Dies ist meine Antwort an meine irregeleiteten Freunde.

Aber Euch, meine Lieben, und meinen unzähligen treuen Gesinnungsgenossen, rufe ich zu: Heil uns! es ist Abend geworden und Nacht, es wird auch wieder Tag werden; diese Hoffnung lebt in mir. Ueberdenke ich heute mein Leben, so muß ich sagen: ich bin ein schwer geprüfter Mann. Nicht allzuschwer zwar, denn noch trafen mich keine Schläge, die einen Mann zu Boden drücken. Noch fühl' ich Mark im Arm und Muth im Herzen, manchem Sturm zu trotzen. — Säßen doch alle kleinmüthigen Menschen hier bei mir, vielleicht würde das erhabene Bild vor mir auch in ihnen den Gedanken erwecken: wie klein der Mensch ist in seiner eingebildeten Größe und den tausend selbstgeschaffenen Sorgen.

Weinet nicht um mich, Ihr Freunde, — wie Ihr gethan, — weinet nicht darüber, daß ich zerrissen wie eine jener Eisenmannschen Gestalten umherwandre, und meine verlorene Heimath betrauere.

Ich sitze hier auf einem Felsblock, dicht am Meere. Die Brandung wogt heran und unmächtig bricht dieses mächtige Element sich an dem Felsgestein, während ein schäumender Gischt mir in Demuth die Füße netzt. Das ist das Bild eines festen,

starken Willens im Kampfe mit seinen Widersachern. — Die Wogen des Hasses, der Verleumdung und anderer stark gewordenen Schwachheiten brechen sich an einem unerschütterlichen Widerstand!

Male ich hier meine eigene Zukunft? —

Vielleicht nicht! vielleicht geh' ich unter, verkannt, mißachtet und selbst dann wird der Stolz eines freien Menschen mein Trost und steter Begleiter bleiben.

4. Februar. Welch' ein herrlicher Tag! Sonnenglanz und Frühlingsluft. — Ich durchstreife die Gebirge am Meere; Friede, Stille herrscht um mich her. An den Abhängen suchen Ziegenheerden das frische, aber spärlich zwischen dem Gestein hervorsprießende Gras. — Ueberall wohin das Auge blickt, sieht man kleine Landsitze der einfachsten Art, auf kleine Fleckchen gebaut, die man dem Felsen abgewinnen konnte; Erde hat man hinaufgeschafft, um auch ein Gärtchen zu haben. Werden diese friedlichen Wohnungen auch friedliche Menschen bergen? — Olivenbäume, Cypressen und blühende Mandelbäume, wo sie nur Wurzel fassen konnten. — Das blaue Meer liegt friedlich wie ein Binnensee vor mir; würziger Majoranduft erfüllt die Luft. Ist das nicht Alles für glückliche Menschen vorhanden? Wo sind sie? Kirche und Politik haben sie der lieblichen Natur entfremdet, und ihnen Friede und Freiheit geraubt. — Düster blickt Notre Dame de la Garde vom Hügel herab, denn die Zeit ihres Glanzes ist auch vorüber. Sie wacht nicht mehr über unserer Freiheit und unser Leben, und die ihr noch dienen, wollen herrschen oder sind mit kindlicher Einfalt reich gesegnet. Notre Dame de la Garde ist krank geworden selbst, und kann die kranke Welt nicht heilen. — —

Krank die Welt? ja.

In Deutschland trägt man die Kaiserwürde feil, und die, welche einen Barbarossa aus dem Schlafe wecken wollen, werden erst gewahr werden, daß sie selbst nur Träumer waren, wenn ein blutiges Morgenroth ihr thörichtes Werk beleuchtet. —

Soll ich ihnen darum grollen? — Bin ich nicht selbst ein Träumer?

Hier sitz' ich wieder am Meere und hier ist's, was ich wachend träumte:

Sieh, vor meinen Blicken offen
Liegt die große, weite Welt,
Welt voll Sehnen, Welt voll Hoffen,
Wie der Jugend sie gefällt.
Aber in die blauen Wogen
Senket sich des Mannes Blick,
Als ob in des Meeres Tiefen
Ruhe das geträumte Glück.

Ach, es währt nur eine Weile
Ungetrübt der Jugend Lust,
Denn des Schmerzes herbe Pfeile
Treffen auch die kühnste Brust.
Hohes Glück der ersten Liebe,
Ungestümer Thatendrang,
Schwinden hin wie Maienrosen,
Wie der Barden Heldensang.

Aber wie der Sonne Strahlen
Segenbringend Mittags glühn,
Und auch Segen, wenn sie Abends
Lange, tiefe Schatten ziehn:
So ist auch des freien Mannes
Freies Werk kein leerer Wahn,
Geht er selbst im Kampfe unter
Geht doch Menschheit ihre Bahn.

15. Februar. Das herrlichste Frühlingswetter ruft alle Lebensgeister wach, und doch wandle ich wie ein todter Gast durch das rege Treiben. Am Hafen sehe ich Schiffe ein- und auslaufen, ein- und ausladen, thätige Menschen überall, und eine innere Stimme stellt mir die Frage: was willst du hier?

Ich muß auf Etwas sinnen, was mir und meiner Familie eine Heimstätte und eine Zukunft verheißt. Aber wie? und wo?

Die großmüthige Republik hatte uns, als politische Flüchtlinge, Subsidien-Gelder bewilligt, aber dadurch waren wir auch mehr oder weniger einer Controlle der Regierung unterworfen. Ich beschloß, darauf zu verzichten, mir einen Paß nach Amerika ausstellen zu lassen, einstweilen nach Paris zu gehen, bis alle Vorbereitungen zu einer zweiten Reise nach der neuen Welt getroffen sein würden, und so that ich. —

Am 20. Februar nahm ich Abschied von meinen beiden Leidensgefährten Simon und Faehtz, bestieg die Eisenbahn nach Valence und dort nahm ich das Dampfboot nach Lyon, wo ich gerade rechtzeitig ankam um den Jahrestag der Revolution mitzufeiern. Es war aber kein Dank- und Freudenfest, denn die Feier beschränkte sich lediglich auf eine Seelenmesse. — Arme Seelen, die aus dem Fegefeuer erlöst werden müssen! —

Was hat aber der heuchlerische Clerus mit der Freiheit zu schaffen? Die Pfaffen sind überall die Bundesgenossen der Gewalt, die Förderer des Rückschritts; sie sind Diejenigen, welche das Volk von einem freien, sittlichen Aufschwung fern halten, indem sie es zu blindem Glauben und Augendienerei anhalten. Wenn auch, während einer Zeit der Begeisterung, das Volk seine unerträglichen Fesseln abschüttelt und sich frei wähnt, werden diese falschen Propheten es immer wieder in die Schlinge locken. Wir sind, Dank der Bemühungen Derjenigen, welche die Geschicke der Menschen zu lenken sich anmaßten, viel reifer für Sklaverei, als für die Herrschaft der Freiheit. Das Volk ist in moralischem und physischem Elend so versunken, daß es nicht groß genug von sich selbst denkt; es glaubt an keine Tugend, weil Heuchelei und Eigennutz die Triebfedern seiner eigenen Handlungen sind. — Wie sollen wir aus diesem Zustand der Verkommenheit uns retten? Wie können wir nur unsere

Hoffnungen auf glücklichere Zeiten lebendig erhalten, wenn wir die todte Masse nicht mit einem neuen Geiste zu beleben im Stande sind? —

Eins ist mir klar: Frankreich wird nicht lange mehr eine Republik heißen, daß es keine ist, darüber hege ich keinen Zweifel.— Frankreichs Geschichte der letzten Decennien des achtzehnten und der ersten des neunzehnten Jahrhunderts ist eine höchst lehrreiche für alle Nationen, wennschon die Franzosen selbst nichts, oder doch nur sehr wenig, daraus zu lernen verstanden. — Es ist erstaunlich, daß ein Volk, welches der Freiheit schon so große Opfer brachte, ja, mit grauenerregender Consequenz sie zu erringen sich bestrebte — dennoch nie im Stande war, sie in ihrem Staatsleben in Anwendung zu bringen und fest zu begründen. — Aber wenn man die Sachlage näher betrachtet, so kommt man zu dem Schluß, daß die gänzliche Vernachlässigung der Erziehung der Masse, die Verdummung derselben durch die Pfaffen, die Wurzel alles Uebels ist, und diese Sünde wird und muß sich rächen. Gewalt geht vor Recht, so lange die heutige Weltanschauung noch dauert, deren Ziel und Bestreben eine gänzliche Verknechtung der Menschheit ist, aber es werden in Folge dessen Leiden und andere Ereignisse über diese unterdrückte Menschheit hereinbrechen, welche Allen eine Umgestaltung der Dinge als absolute Nothwendigkeit wünschenswerth machen.

Ohne weiteren Aufenthalt kam ich nach Paris. Es ist begreiflich, daß ich hier, trotz der Wachsamkeit der Polizei, eine Masse deutscher Flüchtlinge und auch dort ansässiger Deutschen fand, welche die Hoffnung hegten, daß ein neuer Aufstand in Deutschland sich vorbereite, wenn auch nur für die Einführung der vom versprengten Parlament entworfenen Constitution. Es war eine bescheidene aber um so mehr gerechtfertigte Hoffnung, als das Volk seine „Großmuth“ will ich es nennen, verhöhnt, seine Rechte auf's Neue mit Füßen getreten sah, und in dieser frechen

Verletzung seines Ehrgefühls eine unwiderstehliche Aufforderung finden mußte zur Selbsthülfe zu greifen, und durch eine energische, allgemeine Erhebung, seinen Willen gegen eine schon wankende, doch anmaßende Gewaltherrschaft, kund zu thun und durchzusetzen. — War auch die Constitution nicht allgemein befriedigend, so war sie doch das Resultat einer National-Versammlung und eine Basis, auf welcher die Nation ihre inneren Angelegenheiten ausbauen konnte. Die Weigerung des Gottesgnadenthums, diese Thatsache als eine Errungenschaft der Revolution anzuerkennen, war ein Faustschlag in's Antlitz der Nation, welcher jedes Männerherz empören und zur Bestrafung aufrufen mußte.

Diese gerechte Erwartung schien auch in Erfüllung zu gehen, indem Baden und Rheinbaiern sich erhoben, — und es muß anerkannt werden, daß, in Baden besonders, die Bewegung einen ganz volksthümlichen Charakter hatte, da Bürger und Militär, mit geringen Ausnahmen, den lebhaftesten Antheil daran nahmen. Hätte dieses erhebende Beispiel Mittel- und Norddeutschland zu gleichem Schritte veranlaßt, wäre man nur mit Entschlossenheit in großen Volksversammlungen herausgetreten, wie schnell hätten die Herren von Gottes Gnaden ihre Nachtsäcke gepackt! Aber nein! Furcht, Unentschlossenheit und Feigheit des Philisterthums siegte auch in diesem großen und günstigen Augenblick der Entscheidung wieder, und man sah ruhig zu und mußte die Schmach über sich ergehen lassen, wie Preußen seine Bürger mobil machte gegen deutsche Bürger, um den Geist der Einheit und Freiheit des Vaterlandes, welcher sich überall regte, niederzukämpfen.

Das Werk der Volksvertreter, welches seit einem Jahre, unter den Augen des Bundes und der verrätherischen Fürsten, entstanden war, blieb ja, Dank der geckenhaften, thatlosen Wortgefechte in der Paulskirche, ein todtgeborenes Kind; ein Redeturnier, während dessen man den thatkräftigen Geist der Revolution gemüthlich einschlummern ließ.

Wenn ich jetzt meinem Impuls folgen wollte, würde ich hier den Deutschen eine Strafpredigt halten, und dazu meine Feder in die herbste Bitterkeit meiner gährenden Galle tauchen. Haben Recht und Ehrgefühl nicht so viel Einfluß über die Bedienten-Seelen, daß sie sich endlich einmal selbst befreien? — Können sie ewig dazu mißbraucht werden, sich gegenseitig selbst zu knechten? Den Dienst der Befreiung werden ihnen vielleicht einmal die Kosacken leisten, oder sonst ein Volk, auf welches die Bärenhäuter jetzt noch mit Stolz herabsehen; ein Stolz, welcher sich aber auf Nichts gründet, als auf die charakterlose Selbstzufriedenheit, mit welcher man sich maßregeln läßt, als sei es freie Wahl.

Dennoch sehnen sich Alle nach besseren, vernünftigeren Zuständen, ohne den Muth zu zeigen, ihre lumpige Existenz d'ran zu setzen, das Gewünschte zu erlangen.

In Baden war die Revolution grimmiger Ernst, und daß dies in Rheinbaiern nicht minder der Fall war, geht aus einem Schreiben hervor, welches man von Kaiserslautern an das, in Paris bestehende, Polen-Committee richtete, worin man um Sendung von ein paar Dutzend Offizieren bat.

Baden hatte Miroslawski engagirt, um den Oberbefehl über die revolutionäre Armee zu übernehmen, und nun noch ein paar Dutzend polnischer Offiziere, um die deutsche Revolution auszukämpfen! — Was soll man dazu sagen? Verräth dies nicht eine Rath- und Hilflosigkeit, die man bitter beklagen muß?

Eine Revolution, welche nicht das ganze Volk auf die Beine bringt, und die Hindernisse, welche sich ihr entgegen stellen, wie im Sturme wegfegt, hat wenig Aussicht auf Erfolg, denn im offenen Felde, mit ungeübten Rekruten, gegen ein wohldisciplinirtes Heer zu kämpfen, ist ein Wagniß, welches immer mißlingt, wenn der Gegner sich nicht nach allen Seiten hin, von einer für einen Kampf auf Leben und Tod begeisterten Masse, bedroht sieht. — —

Die Polen mißtrauten der constitutionellen Bewegung, wußten nicht recht, was sie aus dieser fast unbegreiflichen Forderung machen sollten und wendeten sich an die deutschen Flüchtlinge um Aufklärung und Rath. — In einer Zusammenkunft wurde beschlossen, einen Polen und einen Deutschen nach Kaiserslautern abzusenden, um mit dem revolutionären Ausschuß daselbst die so dringende Angelegenheit auf eine zweckmäßige Weise zu ordnen.

So kam's, daß ich mit Dr. Zurkowski nach Kaiserslautern reiste.

Mittlerweile müssen die Leute, welche an der Spitze der Bewegung standen, selbst zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß ein offener Kampf mit preußischen Truppen eine Unmöglichkeit sei, denn am ersten Tage meiner Ankunft hatte ich dafür einen klaren Beweis, als Zeuge einer Ansprache, welche Bürger Hepp, ein braver, freisinniger alter Mann, vor etwa zwölf recht kräftigen, jungen Männern vom Lande, hielt, die herbeigeeilt waren, ihre Dienste anzubieten. Er empfing sie auf dem Rathhaus und ermahnte sie recht väterlich, wieder heimzukehren, da sie daheim, unter ihren Freunden, viel besser wirken könnten. Es war eben nur eine Aufregung im Volke vorhanden zu Gunsten der Constitution, aber keine Revolution.

Wir konnten, im Sinne unseres Auftrags, nichts weiter thun, als getreu berichten, wie die Sache stand, und dann wendete ich mich nach Baden.

Hier hatte die Lage schon eine mehr revolutionäre Gestaltung angenommen. Der Großherzog hatte sich entfernt. Das kleine Heer, welches ja die Revolution begonnen hatte, war auf dem Kriegsfuß, einstweilen unter General Franz Sigel; nur die Cavallerie zeigte sich zum großen Theil rebellisch gegen die Rebellen; die stolzen „Reiter zu Pferd" hatten ein Vorurtheil gegen das Fußvolk. Das nennt man Corpsgeist.

Baden hatte allen Ernstes eine entschiedene Demonstration zu

Gunsten der Constitution gemacht, und das war, wie die Sachen standen, ein politisch zweckmäßiger, alle Anerkennung verdienender Schritt; es war ein großes Beispiel, der Nachahmung werth. Warum hätten wir nicht Hoffnung hegen sollen, daß Würtemberg, Hessen, Nassau, ja Rheinpreußen sich der so ernst begonnenen Bewegung anschließen würden? Eine Besprechung dieser Frage hatte die Folge, daß man mich mit einer Mission betraute, diese Bewegung in's Leben zu rufen, und was geschehen sollte, mußte rasch in's Werk gesetzt werden, oder es war zu spät. —

Ich war, wie ich bereits mittheilte, Präsident des Vaterländischen Vereins der Provinzen Starkenburg und Oberhessen; dort konnte ich zunächst auf Erfolg hoffen, und dahin wendete ich meine Schritte, obgleich steckbrieflich verfolgt. — In Mannheim ward ich dem Capitain des Dampfboots empfohlen, im Falle das Boot nicht mehr ungehindert laufen könne, und ich, für meine Person, vertraute darauf, daß man, in Zeiten wie sie waren, weniger auf einzelne Individuen achte. — In der That kam, eine große Strecke von Mainz noch entfernt, ein preußisches Wachtschiff uns entgegen und zwang, durch einen Signalschuß, unser Boot anzuhalten. Eine Patrouille, von einem Lieutenant geführt, kam an Bord des Schiffes, ging durch alle Räume, besah die Passagiere und verließ es wieder. —

Es war natürliche Neugierde, welche die Passagiere meistens auf's Verdeck lockte, nachdem der Signalschuß uns Halt gebot, und dem mir zugeflüsterten Rath des Capitains folgend, hielt ich mich mit diesem Häuflein Neugieriger, so war ich dieser, mir drohenden Gefahr entgangen und landete glücklich in Mainz.

Nach reiflicher Ueberlegung beschloß ich, die Postkutsche, welche, trotz der Eisenbahn, damals noch zwischen Mainz und Frankfurt fuhr und Abends spät abging, zu benutzen, und ging deshalb direkt nach dem Post- und Gasthaus „Zu den drei Kronen", ließ mir einen Schoppen Wein reichen und bestellte ein Abendessen. —

Was ich aß, weiß ich nicht mehr, aber daß mir der Genuß sehr verbittert wurde, werde ich nie vergessen, denn es traten unterdessen ein paar junge Offiziere von dem eben mobil gemachten preußischen Armee-Corps in das stille Gastzimmer und gaben, während sie ein paar Flaschen leerten, in rohester Weise ihre Freude zu erkennen, daß ihnen Gelegenheit geboten sei „die Hunde von Rebellen" niederkartätschen zu können.

Schönes, deutsches Vaterland! Edle deutsche Jugend! wie arm, wie bettelarm, trotz alles Reichthums an Schönheit und Geist. — Ein blühender Garten und ein Volk von Knechten! — Oder ist so ein Heldenjunker kein Knecht? etwa nur der deutsche Bürger? — Ist das der Geist, welcher uns treibt, das Ziel, nach welchem wir ringen? das der Stolz der deutschen Nation? — Nimm dich in Acht! der deutsche Adel, das allerneueste Jesuitenthum, will das Christenthum wieder verjüngen, nach welchem gewöhnliche Menschenkinder, wie die Esel, das Kreuz auf dem Rücken haben; sie aber, die Auserwählten, deren Gottesdienst Selbstvergötterung ist, sie tragen das Kreuz auf der Brust! Sie haben einen sozialistischen Aufruf erlassen, der **nicht** verboten ist, worin sie Dir das Kreuz der Lasten vindiziren und den Schnappsack, sich aber das Kreuz der Ehre, und das ist auch recht! denn es ist „christlich" und bleibt auch recht, so lange Du d'ran glaubst! — Läßt Du sie aber sich selbst vergöttern, und erklärst das für Ketzerei, dann können wir auch die alte Geschichte sich wiederholen sehen, die Geschichte der Verfolgung mit Feuer und Schwert.

Doch wenn diese Zeit kommt, wirst Du gewiß großmüthig sein in Deinem Siege, wie es einem freien Volke geziemt. Aber wir sind noch ferne vom Siege, denn es herrscht ja noch die alte Dummheit: Hie die Herren, hie die Knechte!

Laßt nur ja nicht die Vernunft zur Herrschaft gelangen, den Erbfeind der Dummheit, denn das würde ja unserem Leben seine

komische Seite nehmen, und es gäbe am Ende Nichts mehr zu verspotten oder zu verfolgen.

In Frankfurt angekommen, schrieb ich ein paar Zeilen an meinen Freund Dillenberger, der auch alsbald zu mir kam und mir alle Zweifel über meine augenblickliche persönliche Sicherheit benahm. Gegen Abend ging ich mit ihm nach Offenbach. Dillenberger war ein freisinniger, aber sehr ruhiger Mann, und ein treuer, geprüfter Freund. Er überzeugte mich, daß für meinen Plan keine Hoffnung auf Erfolg mehr vorhanden war, um so weniger, als man jeden Tag die Ankunft eines Truppencorps aus Mecklenburg erwarte; jeder offene Schritt meinerseits werde meine Freiheit kosten; ja, er beschwor mich, meinen Aufenthalt in Offenbach nur auf ein paar Tage zu beschränken, da zu erwarten sei, daß die Reaktionäre nur immer kecker ihre Thätigkeit entfalten würden. Die Richtigkeit dieser Anschauung ward mir bald durch eigene Erfahrung klar und als die Mecklenburger einrückten, stand das ganze öffentliche Leben und jede freie Regung des Volkes so unter dem Druck und Bann des Kriegsrechts und der Verfolgungssucht, daß einfache Klugheit mir gebot, mich nach Baden zurückzubegeben.

Die Zustände in Würtemberg, welche gleichsam als eine direkte Aufforderung an das Volk hätten betrachtet werden sollen, sich der Bewegung in Baden anzuschließen, blieben dorten ohne Wirkung und verursachten nur scheue Zurückhaltung in anderen deutschen Landestheilen. Die Zersprengung des Rumpfparlaments in Stuttgart war im Grunde der Todesstoß, dessen es kaum bedurfte, um der constitutionellen Bewegung ein Ende zu machen. Baden war jetzt der Mittelpunkt, ja, es war der einzige Punkt, gegen welchen Preußen seine Macht concentrirte, um jedem revolutionären Gelüste auf lange Zeit ein Ende zu machen, und daß dies mit Strenge und Erfolg geschehen werde, darüber konnte nicht der geringste Zweifel mehr herrschen. —

In Carlsruhe angekommen, suchte ich meinen Freund Max Dortu auf, welcher das Amt eines Stabsauditeurs bekleidete. — Bei Nennung dieses Namens tritt das Bild dieses hochherzigen jungen Mannes wieder recht lebendig vor meine Seele, welcher als ein Opfer des preußischen Kriegsrechts den Kugeln seiner Landsleute erlag, die das Unglück hatten, sein Todesurtheil vollstrecken zu müssen. — Und für welches Verbrechen? — Dafür, daß sein Herz voll Begeisterung für die Einheit und Freiheit Deutschlands schlug. Ihn, wie seinen gleichgesinnten Oheim, hatten die politischen Ereignisse aus Preußen vertrieben, und Beide schlossen sich der Bewegung in Süddeutschland an. So kam er in seine gegenwärtige Stellung, noch ein Bild blühender, hoffnungsvoller Jugend; das Auge voll Feuer. Sein ganzes Wesen verrieth einen reinen, hochstrebenden Sinn, voll Zuversicht in eine große Zukunft für unser herrliches Vaterland; doch sah er, gleich mir, das Ende der badischen Revolution im Sturmschritt heraneilen, und rieth mir, mich nach Frankreich zu begeben.

„Du hast vier hoffnungsvolle Söhne, Alle noch in einem Alter, daß sie des Vaters nicht entbehren können," sagte er in ruhiger Ueberlegung. „Deine Aufgabe in nächster Zukunft wird es sein, sie zu Männern heranzubilden, welche ihre Pflicht kennen. Was mich betrifft, ich steh' allein und bleibe, was da kommen mag, auf meinem Posten. Am liebsten aber wäre ich jetzt bei der Armee im Felde!"

Das waren die letzten Worte, welche ich aus seinem treuen Munde vernahm. — Die Preußen schleppten ihn, als Gefangener, als Verräther gegen seinen „Landesvater", nach Rastatt, ein Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode und wie ich hörte, ging er seinem Ende mit kaltem Muthe entgegen. Hätte ich ihm ein steinernes Denkmal zu setzen, würden seine letzten Worte, die er seinen Mördern zurief, darauf als Grabschrift eingegraben stehen:

„Schießt, Ihr Hunde!"

Da ich nicht Geschichte, sondern nur meine eigenen Erlebnisse mittheile, kann ich über die Kämpfe in Baden nichts weiter sagen, deren Verlauf und Ende ja allgemein bekannt sind.

Ich bin wieder in Straßburg.

Die Hoffnung auf bessere Zeiten in Deutschland und auf Herstellung eines Rechtszustandes, welcher den Bürger nicht der Willkür einer Polizei- und Militärherrschaft preisgiebt, war für mich verschwunden. — So lange die Revolution noch zu keinem Schluß gekommen war; so lange das Parlament noch tagte und das Schicksal der Constitution noch unentschieden blieb, konnten Ereignisse eintreten, welche unsere Hoffnungen wenigstens so weit erfüllten, daß wir einen Grund errungen hatten, auf welchem wir mit Sicherheit weiter bauen konnten. Nun aber war für mich die Zeit gekommen, an meine und meiner Familie Zukunft zu denken, und wo Anders als in der Fremde konnte ich einen Wirkungskreis suchen? — Meine Lebenserfahrungen und das Resultat meines reiflichen Nachdenkens, ließen mir nur die Wahl zwischen England und Amerika, und zwar bot Amerika bei Weitem die besseren Aussichten. Mein Entschluß lautete also: wieder nach Amerika.

Hier muß ich eine Pause machen und Blick und Herz meiner treuen Marie, der guten Mutter meiner Kinder zuwenden.

Sie verdient es, daß ich ihrer ganz besonders gedenke, denn was sie entbehrte und was sie litt, das that sie mit dem vollen Bewußtsein, daß es ein Opfer war für's Vaterland.

Sie brachte dieses Opfer in einer entschlossenen, ruhigen Weise; mit einer heroischen Hingebung und Hintansetzung all' der kleinen Eitelkeiten und Selbstliebe, welche den Frauen so eigen und

natürlich sind, daß wir sie ihnen gerne verzeihen. — Die Frau, in ihrem häuslichen Kreise, fühlt mehr als der Mann das Drückende einer Lage, in welche wir gerathen waren. Sie ist auf die engen Grenzen ihres Hauswesens angewiesen, und doppelt angewiesen, wenn sie allein steht. Doch nie hörte ich eine Klage, über Das was ich that, aus ihrem Munde, aber ich war darum nicht gleichgiltig gegen ihre Großmuth. — Wohl konnte ich mir sagen, daß sie manche Stunde ein kummerschweres Herz haben mußte; daß sicher manche stille Thräne ihre Wangen netzte; wohl wußte ich, daß sie das Alles nicht etwa mit stumpfer Gleichgiltigkeit ertrug, dazu war sie zu lebensfroh und innig, aber sie trug es mit einem Heldenmuth, der ihr meine Liebe und Achtung auf immer sicherte. Wir wußten, was wir opferten, beide, denn es war weder Leichtsinn noch Eitelkeit, was mich trieb. Mein persönliches Interesse, meinen Ehrgeiz, mich selbst hätte ich geopfert, wenn ich dadurch unseren großen patriotischen Zweck hätte fördern können: Die deutsche Nation aus ihrer Erniedrigung zu der Größe und Bedeutendheit heranwachsen zu sehen, welche ihr gebührt. Marie theilte diese Gesinnung, und ihre stille Resignation und großmüthige Schonung rührten und stärkten mein Herz zugleich.

Schon einmal hatte diese starke Seele die Vorbereitungen zu einem unfreiwilligen Verlassen der Heimath, ohne meine persönliche Hülfe treffen müssen und jetzt, zum zweitenmale, mußte ich ihr dieses Opfer auferlegen, aber ich konnte es zuversichtlich thun, denn ich wußte, daß ihr auch diesmal treue Freunde ihren Beistand nicht versagen würden.

IV.

Also wieder nach Amerika!

Wie leicht ist dieser Entschluß hier auf's Papier gebracht! Mit welch' leichtem Herzen, mein lieber Leser, wirst Du den Ausspruch hinnehmen, aber ich werde keinen Versuch machen, den inneren Kampf zu schildern, den es mich kostete, diesen Entschluß zu fassen. — Ich hatte von Amerika bereits wenigstens so viel gesehen, daß ich nicht mit allzuschönen Illusionen dafür schwärmen konnte. Ich war auch nicht gleichgiltig gegen mein Vaterland; ein Fehler, welchen man den Deutschen nicht mit Unrecht vorwirft, denn wie leichtsinnig entschließen sich alljährlich Tausende, das Bild ihrer Träume von Glück in der Wirklichkeit über allen Bergen zu suchen, während die Mittel und Wege dazu gleichsam vor ihren Füßen liegen, man müßte sie nur erfassen und benutzen! — Aber dürfen wir es denn thun? — Was mich betrifft, so war es diesmal nicht Wanderlust; es war auch nicht Europamüdigkeit, diese moderne Gemüthskrankheit, welche in directem Widerspruch mit Heimweh steht, aber eben so unerkannt und unerklärt aufzutreten scheint. — Wer einmal die Idee gefaßt hat: „nach Amerika!" dem wird Europa schwarz und immer schwärzer

erscheinen, trotz allen Sonnenscheines. — Unabhängigkeit und Freiheit, Begriffe, welche uns gleich Sternen am westlichen Horizonte entgegen blinken und winken, sind wohl die Haupttriebfedern, welche diese Völkerwanderung nach dem Westen im Zuge erhalten.

Aber was ist denn Amerika für den Einwanderer? — Wer giebt den Leuten in Europa darüber Auskunft? — Wer ist es im Stande zu thun? — Niemand! — Was wir darüber erfahren, ist einseitig. Amerika bleibt dem Europäer ein Räthsel, das er ebenso wenig lösen kann, wie das Räthsel von dem Fortleben in einer „besseren Welt". Nur eines wissen wir aus dieser neuen Welt mit Gewißheit: daß wir fortleben; — fortleben mit der Errinnerung an die gute, alte Zeit; an die Freunde, an die Lieben daheim; — ob es aber ein Himmel oder eine Hölle für uns sein werde? das ist das Räthsel und wer es lösen will, der muß sich gefaßt machen, durch ein Fegefeuer von Prüfungen zu gehen.

Ein wenig hatte ich bereits von alle Dem gesehen während meines ersten kurzen Aufenthaltes, und ich hatte in der That nicht die geringste Sehnsucht nach den Erfahrungen im Fegefeuer, aber dennoch, ich hatte ja kein Vaterland mehr, es schien nichts Besseres übrig: nach Amerika also!

Damals war eine Reise über den Ocean noch keine so leichte Sache wie jetzt, wo der Verkehr mit Dampfbooten hergestellt ist, welche für Passagiere eingerichtet sind, und, wenigstens für Reisende in der ersten Cajüte, von den Annehmlichkeiten, ja, ich möchte sagen, von dem Luxus eines Hotels erster Classe wenig vermissen lassen. Wir reisten nicht wie Touristen, wir reisten wie Auswanderer, im Zwischendeck eines Segelschiffs.

Ueber die Leiden und Freuden einer solchen Ueberfahrt ist schon so viel geschrieben worden, daß ich eine Wiederholung füglich hier unterlassen kann, da mein Zweck mehr darauf gerichtet ist, amerikanisches Leben, amerikanische Zustände zu schildern.

Amerika den Europäern zum Verständniß zu bringen, scheint mir eine wichtige Angelegenheit und schwere Aufgabe. Schwer, wegen der Vielseitigkeit des Gegenstandes, und wichtig, weil wir wissen und sehen, wie Tausende von Familien, dem großen Zuge unserer Zeit folgend, von Mißmuth und Wanderlust, Sehnsucht nach Neuem und von romantischen Träumereien angeregt, das was sie haben und kennen, aufgeben, um sich der modernen Völkerwanderung nach dem Westen anzuschließen, und zwar ohne zu wissen oder nur zu ahnen, was sie eigentlich von diesem Schritt zu erwarten, verständiger Weise berechtigt sind.

So lange man träumt von einem Lande, wo jeder Mensch thun kann was er will; wo Jeder dahin gehen kann, wo man Gold aus der Erde gräbt und aus den Flüssen schöpft — was Alles wahr ist und doch wie ein Mährchen klingt — so lange man davon träumt, ohne zugleich die Mühen, Qualen und Schrecken, welche den Weg zur Hebung dieser verwünschten Schätze ungeheuerlich erschweren, oft gänzlich versperren, deutlich zu sehen, so lange werden die Meisten aus ihrem traumhaften Zustande schwer getäuscht erwachen. Eine erschöpfende Beleuchtung dieser Zustände jedoch würde die Aufgabe eines besonderen Werkes sein müssen, während es schon meinem Zweck entspricht, mein subjectives Urtheil über selbstgelebtes und selbsterlebtes hier mitzutheilen.

Begebenheiten, welche sich oft wiederholen; Handlungen, welche dem herrschenden Begriff der öffentlichen Moral entsprechen; Ansichten über Religion und Politik, welche auf ziemlich allgemeine Geltung Anspruch machen können; Gespräche mit Männern, welche das Volk als Führer betrachtet; Leitungsart und Geist der Presse, das Alles sind Objecte, welche einem gesunden Urtheile als Unterlage dienen, und Schlüsse vom Allgemeinen auf's Besondere rechtfertigen. Gemischte, kurze Mittheilungen dieser Art werden meinem Zweck genügen, einige Aufklärung über amerikanische Zustände zu verbreiten, und Licht und Schatten auf meinen eignen Kampf um's Dasein hier werfen.

Die Erlebnisse eines Menschen oder auch einer Familie sind zwar nicht ausreichend, um eine Nation zu charakterisiren; doch mag Das, was ich hier mittheile, nicht ohne Nutzen sein, da ich mich in Bezug auf Thatsachen, die ich anführe, streng an die Wahrheit halte.

Mein Zweck ist also nicht, mein Privat- und Familienleben zu erzählen, und praktische, sentimentale oder moralische Betrachtungen daran zu knüpfen, sondern meinen Lebensgang, so weit er mit dem öffentlichen Leben und Lebensverhältnissen zusammenhängt, also von allgemeinem Interesse sein kann, zu schildern.

Im Land der Freiheit.

Da ich keine Beschreibung der Seereise geben will, so setzen wir gleichsam mit einem Sprung über den verhängnißvollen großen Graben, und befinden uns im Lande der Freiheit, und zwar in der Metropole desselben, in New York.

Welch' einem Sturm von neuen Eindrücken ist der Ankömmling hier ausgesetzt, schon ehe er den ersehnten Boden der Republik mit seinem Fuße betritt! Jemehr er gewohnt war, sich diese neue Welt als ein noch wildes, noch im ersten Stadium der Cultur begriffenes Land zu betrachten, desto überraschender wirkt die Großartigkeit der neuen Erscheinungen in Natur und Verkehr auf ihn, welche ihm, fast mährchenhaft, die Verwirklichung seiner Träume von Reichthum und Herrlichkeit vorzaubern, während er längs der Küste sich dem Hafen nähert.

Doch diesem glücklichen Gemüthszustand entreißen ihn, bald nach der Landung, die unerbittlichen Forderungen des Alltagslebens. Es stellt sich vorerst die Begierde und das Bedürfniß ein, sich mit seinem neuen Aufenthalt näher bekannt zu machen.

Gleich nach meiner Ankunft hatte ich einen Jugendfreund aufgesucht, der seit einigen Jahren hier lebte, und da wir früher in unseren Gesinnungen so ziemlich übereinstimmten, — er mich auch wieder mit der alten Herzlichkeit empfing, nahm ich ihn in Anspruch, mir mit seinen Erfahrungen zu Hülfe zu kommen, um mich ein wenig in das hiesige Leben einzuführen. Er hatte mir versprochen, mich des andern Morgens abzuholen und mit mir einen Gang durch die Stadt zu machen.

Während ich ihn nun erwartete, suchte ich meine Gedanken zu sammeln und mich für alle die neuen Eindrücke, die ich aufzunehmen habe, ein wenig vorzubereiten.

Ich will mir deutlich zu machen suchen, was ich von dem Leben unter einem freien Volke erwarten darf, um dann zu sehen, was ich davon hier finde, im Vergleich mit dem Leben in der alten Welt. —

Ich sagte: die Freiheit sei der Magnet, welcher so viele nach Freiheit „schmachtende" Deutsche nach Amerika zieht. — Das war nicht bei mir der Fall.

Ich liebe die Freiheit und war bereit, dafür zu kämpfen, aber danach schmachten kann und mag ich nicht. — Will die Masse nicht frei sein, dachte ich, so will ich doch mindestens versuchen, mich selbst zu befreien von Vorurtheil, Aberglauben und anerzogenem Knechtssinn. Alle Die sind in großem Irrthum, welche glauben, daß sie freie Menschen sind, sobald sie den Fuß an's Land dieser Republik setzen; sie müssen bald erfahren, daß die Freiheit nicht wie ein Treffer in der Lotterie gewonnen wird, sondern nur in ernstem Streben errungen werden kann, und daß, wo dieses Streben fehlt, auch keine Freiheit existirt.

Giebt es überhaupt freie Menschen? Hier in Amerika ist diese Frage gerechtfertigt, denn hier giebt es keinen äußeren Zwang, keine Regierung, welche die Menschen mit Gewalt davon abhält, frei zu sein, sobald sie sich die Fähigkeit dazu angeeignet haben.

Wer ist frei? — Individuell frei ist der Mensch eigentlich nur in der Wildniß, und da kann er sich nur frei fühlen, wenn er keine anderen Bedürfnisse kennt, als er in der Wildniß zu befriedigen im Stande ist. Kein Mensch der heutigen Cultur würde sich aber in der Wildniß frei nennen, oder sich nach einer solchen Freiheit sehnen, er sei denn so lebensüberdrüssig geworden, daß er ein Dasein voller Entbehrungen in der Einsamkeit eines Urwaldes, dem Leben unter Menschen vorziehe. Aber selbst da findet er seine Meister! Der Wille in der Natur ist auch ein Autokrat. — Muß ein Mensch nicht Schutz suchen gegen Sturm und Regen? stören ihn nicht Conzerte wilder Thiere in seiner Nachtruhe? fühlt er nicht Hunger und Durst, und macht sich nicht endlich doch wieder die Sehnsucht nach Umgang mit gesitteten Menschen geltend?

Ist aber nun, was die logische Consequenz zu sein scheint, ein Mensch im höchsten Culturzustande frei? Gewißt nicht! er ist ein Sklave der Einflüsse und Anforderungen der Civilisation. — Dennoch macht nur die Cultur uns frei — aber nur die Cultur des Geistes. Aber wie Wenige erreichen auf dem Wege, den unser Culturkampf genommen, die hohe Stufe, welche wirklich frei macht! Der Freie muß seine sinnliche wie seine moralische Natur, welche beide gleichberechtigt sind, in eine solche Harmonie gebracht haben, daß keine die andere unterjoche; er muß seine Neigungen und seinen Willen so cultiviren, daß er Nichts will, was die Freiheit Anderer beschränkt; ja, er muß die Freiheit Anderer bewachen und beschützen wie seine eigene. — Freiheit besteht also nur da, und kann nur bestehen, wo das ganze Volk die höchste Stufe geistiger Ausbildung erreicht hat, oder wenigstens danach ringt, sie zu erreichen. —

Hier unterbrach mich mein Freund, dem ich meinen eben gehaltenen Monolog, kurzgefaßt, mittheilte.

„Ja, mein lieber Schwärmer,“ sagte er, „vergesse nur nicht, die

Diogenes-Laterne zur Hand zu nehmen, um Menschen zu suchen, freie Menschen. Es sind ihrer nur Wenige, wenn es überhaupt welche giebt, und sie sind erst recht die Sklaven der Verhältnisse. Sie werden verlacht oder mißbraucht, oder bedauert, und leiden nur für Andere, während Niemand ihnen den Genuß wahrer Freiheit gönnt.

„Große Städte sind allerdings Mittelpunkte der höchsten Cultur. Sind aber darum die in einer großen Stadt lebenden Menschen, selbst hier im freiesten Lande, frei? — Keiner kann das bejahen, denn Alles beschränkt und beeinträchtigt die Freiheit des einzelnen Menschen, das wirst Du bald selbst erfahren. Wir haben ja den heutigen Tag dazu bestimmt, uns einmal den großen Mittelpunkt des amerikanischen Lebens, die Stadt New York, ein wenig anzusehen. Wenn das nicht aus bloßer Neugierde, sondern mit der Absicht geschieht, sich aus dem, was man sieht und beobachtet, ein Urtheil zu bilden, so kann man daraus mindestens so viel schließen, als man aus dem Studium eines Kopfes auf den Charakter eines Mannes schließt. Straßen und Straßenleben sind ja die Physiognomie einer Stadt und ihrer Bewohner. — Doch will ich Dein Urtheil durchaus nicht im Voraus beeinflussen, sondern Das, was Du siehst, unmittelbar auf Dein Gemüth und Deinen Verstand wirken lassen."

Wir gingen und kamen durch einige Straßen zur Wall Street.

Auf dem ganzen Wege begleitete uns ein Geroll und Getöse von hin und her eilenden Omnibus, beladener und leerer Karren und Wagen, Privatkutschen mit Livree-Dienern und ein Gewoge von hin und her eilenden Männern, Frauen, Officejungen, Telegraphenboten, Alles in hastiger Bewegung.

„Hier siehst Du keine Müssiggänger," sagte mein Freund, „aber dennoch, wenn wir den Scharfblick eines Mephistopheles hätten, würden wir auch Taschendiebe darunter entdecken, oder auch welche von der Zunft die darüber grübeln, wie sie einen Wechsel oder einen Bankcheck mit gefälschter Unterschrift discontiren können."

Wir standen jetzt am Broadway, der Trinity-Kirche gegenüber. Da waren die Reihen der Fuhrwerke ganz zum Stillstand gekommen und bildeten einen förmlichen Knäuel, bis einige Kohlenkarren in eine Seitenstraße eingefahren waren und das Gewoge wieder begann, immer so daß die Nasen der Pferde an den vor ihnen fahrenden Fuhrwerken fast anstießen und keinem Menschen Raum ließen, zwischen durch zu schlüpfen, was nur von Zeit zu Zeit gelingt, nachdem man eine Zeitlang seine Chance abgelauert hat.

„Verdammter Zustand," dachte ich, während wir, zwischen Wagen und Pferden nur so durchschlüpfend, in Gefahr schwebten, auf dem, mit speckglattem Schmutz bedeckten Pflaster, auszugleiten und überfahren zu werden, was auch oft geschieht.

„Die Pferde scheinen hier mehr Recht zu haben als die Menschen," bemerkte ich meinem Freunde, als wir auf der anderen Seite in Sicherheit waren.

„Warum nicht?" erwiderte mein Freund, „haben sie doch stärkere Muskeln. — Es giebt auch stillere und feinere Straßen in der oberen Stadt, aber dort können nur reiche Leute leben, da die Miethen enorm hoch sind. — Wir gehen jetzt den Broadway entlang nach dem oberen Stadttheil, wo Du weniger von dem Großhandel der Seestadt, aber um so mehr von großstädtischem Luxus sehen wirst."

Es war fast unangenehm, Arm in Arm zu gehen, denn das Menschengedränge, auf und ab, nahm kein Ende, und Mancher der hinter mir herkam und vorbeieilte, streifte mich hart mit dem Ellbogen, ohne sich nur mit einer Miene zu entschuldigen. —

New York liegt auf einer schmalen, langgestreckten Halbinsel, geht meilenweit in die Länge, und ist vom Nord- und Ost-Fluß und dem Hudson begränzt, welche den Hafen bilden. Da sie der Ebbe und Fluth unterworfen sind und eine Tiefe haben, welche große Seeschiffe zuläßt, so ist der Verkehr mit ein- und ausladenden Schiffen bis weit in den oberen Theil der Stadt ein überaus

lebhafter, besonders noch in Verbindung mit den Tausenden von Fuhrwerken aller Art, welche den Verkehr in der inneren Stadt vermitteln. — Die Menschen, Männer wie Frauen, welche sich dazwischen bewegen, sind unzählig, wie auf einer Messe, meistens anständig gekleidet, aber doch sieht man auch viel Elend dazwischen.

Je weiter wir gingen, desto mehr entfalteten sich Luxus und Eleganz in Läden, Equipagen und geputzten Frauen. Viele der letzteren in Anzügen, welche man in den größten Städten Europa's, selbst nicht in Paris, auf der Straße für passend halten würde, da sie durch zu großen Prunk einem guten Geschmack nicht entsprechen.

Wir kamen auf unserer Wanderung auch an einige große Plätze, welche man hier „Park“ oder Square nennt. Sie liegen offen zwischen Straßen, sind mit Bäumen bepflanzt, mit Rasen und Blumengruppen geziert und von breiten Asphalt-Wegen durchschnitten. Auf den zahlreich angebrachten Bänken sah ich eine sehr gemischte Gesellschaft ruhig sitzen. Fast alle Bänke waren besetzt, aber man bemerkte wohl, daß Keiner sich um seinen Nachbar bekümmerte, Niemand sah man sich unterhalten. Mein Freund erklärte mir, daß das meistens Arbeiter sind, welche keine Beschäftigung haben und wohl hier ihren Gedanken Audienz geben, oder gedankenlos ihre Zeit vertreiben.

„O! mein Lieber, der Menschen, welche hier in New York, im Stillen, ohne Theilnahme, leiden und entbehren, sind unzählige. Du mußt erst einmal in die Straßen kommen, wo diese Classe von Menschen leben; in die Tenement-Häuser, wo sie wohnen; den Schmutz und Unrath der Straßen und Häuser, die Lumperei und Völlerei, welche da herrschen, in Augenschein nehmen, und Du wirst schaudern.“

„Ich muß Dir gestehen,“ erwiderte ich, „daß Das, was ich bis jetzt gesehen, mich eher ängstlich macht, als es mich erfreut und erhebt. Es mag Viele geben, auf die das Alles anders wirkt;

die in diesem ungeheuren Chaos ein Feld für ihren Unternehmungsgeist finden; die einen Drang fühlen, mitzuwühlen, aber ich glaube, ich habe meine schönste Zeit gelebt und hier blüht mir kein Glück.“ —

„Nur nicht ängstlich! lieber keck und anmaßend; denn das ist einmal eine ausgemachte Sache: Der Amerikaner beurtheilt den Menschen nach dem Grade seines kecken Selbstvertrauens, nicht nach seiner Bescheidenheit; er wird auch darum sehr häufig betrogen.“

Mein Freund mochte denken, um meiner Angst keine weitere Nahrung zu bieten, sei es gerathen, in ein ihm in der Nähe bekanntes Lokal einzukehren, wo es ein gutes Glas Bier gab, und zugleich eine lebhafte Unterhaltung zu erwarten war, da viele Politiker dort verkehrten und eine städtische Wahl bevorstand. — Wir kamen gerade zur rechten Zeit, denn es ging lärmend zu; die Gemüther waren erhitzt. Besonders lebhaft ging es in einer Gruppe zu, welche vor dem Schenktisch Posto gefaßt hatte. — Ich hörte Bemerkungen, welche zu Thätlichkeiten reizen oder zu Prozessen Veranlassung geben mußten. Diese letztere Idee rief ein Lächeln über die Gesichtszüge meines Begleiters hervor, und die Versicherung, daß die Politiker hier im Ehrenpunkte nicht so zartfühlend seien.

„Du mußt einmal die Parteiblätter lesen, wie sie gegenseitig ihre Candidaten in dem Koth herumziehen, und doch wird der Eine oder der Andere in's Amt gewählt, denn Du seist Republikaner oder Demokrat, Du mußt für den Mann stimmen, den Deine Partei aufstellt, ob er brav und ehrlich oder schlecht sei! Selbst die große Masse unabhängiger Bürger müssen für den Einen oder den Andern stimmen, wenn ihre Stimme nicht absolut verloren gehen soll. Die politischen Loafer sind hier Meister der Situation, da Männer, welche ihre Selbstachtung höher stellen, als öffentliche Stellungen, sich alle fern halten von dem schmutzigen Wege, den

ein Jeder durchzuwaten hat, bevor er nur hoffen kann, einmal als Candidat für ein Amt aufgestellt zu werden. Alle, ohne Ausnahme, Hohe oder Niedrige, sind dem beißendsten Spott, der zügellosesten Kritik ungeschliffener, ehrgeiziger Parteidiener preisgegeben."

Dies war kaum gesprochen, als es Püffe absetzte am Schänktisch, wo ein großer, starker, feingekleideter Mann, mit glänzendem Cylinder auf dem Dickkopf, einem schmächtigen, eben so anständig aussehendem Manne, ein blaues Auge schlug. —

„Da hast Du einen schlagenden Beweis für meine Behauptung. — Das sind zwei Gegencandidaten in der Ward, welche beide Alderman werden wollen," bemerkte mein Freund. —

„Wie unerquicklich," sagte ich, „laß uns weiter gehen."

Es war schon gegen Abend, als wir unseren Rückweg antraten. Wir kamen durch eine jener stilleren Seitenstraßen, wo prächtige Wohnhäuser standen, wo die Reichen der Stadt wohnen, und wo man das ewige Geroll und Getöse und Geklingel und Geschrei nur wie in der Ferne wogendes Meer vernimmt. — Alle Häuser hatten hohe Freitreppen zum Portal und vor den Fenstern des Erdgeschosses, so weit die Treppe in die Straße auf das Trottoir reichte, einen kleinen Vorhof, welcher abwechselnd mit Gras, Blumengruppen, oder auch einer großen steinernen Blumenvase, verziert war. — Vor einem derselben stand ein schmutziger Italiener, welcher seinen Leierkasten drehte, und neben ihm stand eine eben so schmutzige wie häßliche Frau, mit einem Kind auf dem Arme, welches so elend aussah, daß es Mitleid erregte.

„Sind diese musikalischen Automaten auch hier zu Hause?" frug ich.

„O, ja! und in großer Zahl. Sie haben ihre Licenz und fassen Posto vor Deinem Hause, ob Du sie liebst und hören willst, oder nicht; ob Deine Frau an nervösem Kopfschmerz leidet, oder mit dem Tode ringt, danach hat der hier souverain gewordene

Savoyarde nicht zu fragen. Ich habe mich einmal über diesen Unfug vor Amerikanern ausgesprochen, und Du hättest sehen sollen, mit welchem mitleidigen Lächeln sie mir vorhielten, wie wenig wir Europäer von wahrer Freiheit ein Verständniß haben. — Das Haus, vor welchem der Leiermann steht, ist ein feines Boardinghaus, wo viele junge Eheleute wohnen. Darunter mögen nun welche sein, die den Kerl zum Kuckuk wünschen, andere die ihn reichlich belohnen; besonders junge Frauen, die sich, so lange ihre Männer in den Geschäften abwesend sind, schrecklich langweilen in ihren Schaukelstühlen. —

„Aber das ist ja ein elendes, zweckloses Dasein!" —

„So urtheilst Du, aber nicht so die Schönen Amerika's. Die wollen nichts von Haushaltung wissen, außer im großen Styl, und dann verstehen sie nichts davon, da sie es nicht lernen. Sie wollen ihre Bequemlichkeit nicht dem Comfort ihres Mannes in einer geregelten lieben, Häuslichkeit opfern. — Sie boarden! — Sie wollen auch keine Kinder!" —

„Aber warum heirathen sie denn?" frug ich.

Unter herzlichem Lachen rief mein Freund aus: „Nein! diese naive Frage eines deutschen Grünhorns kann ich oder will ich hier nicht beantworten." —

Wir waren auch bereits in die Bowery Straße gekommen, wo uns wieder ein ganz anderes Leben umwogte. Wie im Broadway, so hier, ein Laden am andern. Ueberall wurden die Gaslichter auf Straßen und in den Läden angezündet; eine ununterbrochene Prozession von Arbeitern und Arbeiterinnen wogten auf beiden Seiten der Straße hin und her, welche aus den Geschäften heimeilten. — Vor ausgehängten Bildern, Riesen und fette Frauen darstellend, sammelten sich Haufen, vielleicht überlegend, ob sie sich diese Wunder nicht in Natura ansehen sollten. Hinter den Bildern schmetterten Trompeten, als Einladung in dieses weltberühmte Museum.

Gerade als wir vorübergingen, ward ein Taschendieb von einem Polizeimann abgefaßt, aber er wehrte sich und wollte entfliehen, als der Wächter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit seinen Knüppel auf den Kopf des Diebes niederführte, so daß dieser seinen Widerstand aufgab, und mit blutbedecktem Antlitz zur Polizei-Station gebracht wurde. — Diese rohe Scene hatte mich so aufgeregt, daß mein Freund nothwendig fand, mich zu warnen. „Wenn Du Lust hast, eine Nacht in den Tombs zuzubringen, darfst Du Dich nur ein wenig mausig machen und Du wirst, als ein Gehülfe des Taschendiebs, auch sein Schlafkamerad. Ja, morgen früh kannst Du auch noch mit ihm zu einer Strafe verurtheilt werden, denn unsere Polizeirichter haben so viel zu thun, daß sie dergleichen Kleinigkeiten nur nach einer Schablone zu behandeln gewohnt sind.“

Wir kamen nun über Chatham Square nach Chatham Straße. „Hier mag Dir's wohl vorkommen, als hinge der Himmel voller Baßgeigen,“ sagte mein Begleiter. „Diese Kellerwirthe treiben ein lebhaftes Geschäft. Der Eine hat ein Orchester von Hörnern, Pauken, Posaunen und Trommeln engagirt, die blasen und pauken d'rauf los bis in die tiefe Nacht. Die Gäste jauchzen, die Waiter Girls kredenzen den Sect; die Nachbarn fluchen, Alles genießt der Freiheit in vollem Maße. Der Wirth, welcher gute Geschäfte macht, erregt den Neid seines Nachbars, und dieser engagirt nun Sängerinnen, kauft ein Piano, und nun geht das Hämmern und Jodeln los; ein Dritter, gegenüber, hat Trompeten-Conzert wie der Erste, und das Alles klingt und heult und trommelt durcheinander, daß es offenbar eine Höllenqual ist, nur in der Nähe zu wohnen. — Und doch ist es nur Musik, unschuldige Musik! — und die Leute benutzen nur die Freiheit — „ihre Freiheit“. — Es wäre ja ungerecht, sie zu beschränken! — Wo noch eine übergroße Masse von Menschen einen so falschen Begriff von der Freiheit hat, werden Tausend Verbrechen gegen Freiheit

und Sittlichkeit begangen, welche die Polizei nicht verhüten kann, ja nicht verhüten darf.

Es ist Nacht und wir gehen hier in einer belebten Straße im hellleuchtenden Mondschein. Hier gehen zwei Dirnen vor uns, anscheinend etwas betrunken. Sieh, mit welch' schamloser Frechheit sie sich vor dem jungen Manne gebehrden, welcher ihnen gerade entgegen kommt. Höre, wie sie ihn bei den süßesten Namen nennen, welche die Sprache kennt, und auf diese Weise selbst die Sprache verunreinigen. — Er hat das Recht, vorüber zu gehen, oder ihrer aufgedrungenen Einladung zu folgen, es ist wahr, aber haben diese Dirnen ein Recht, uns einen Abscheu vor dem Weibe einzuflößen? — Kommt da nicht ein Vater mit seiner Tochter, einer sittenreinen, bescheidenen Jungfrau, vorüber, gerade als ein trunkener Wüstling den Dirnen einen wüsten Scherz nicht eben zuflüstert und diese hell auflachen? — Solche, zwar abschreckende, Beispiele sind dennoch ein schlechtes und gefährliches Erziehungsmittel, und siehst du nicht, wie derselbe betrunkene Wüstling selbst das Mädchen am Arm des Vaters nicht schont! Wie er ihr in das gewiß hocherröthende Antlitz schaut, mit unkeuschem, frechen Blick, und Worte sagt, welche den Vater mit gerechter Entrüstung erfüllen. Aber freilich, anstatt den Verbrecher an guter Sitte zu strafen, wie ihm gebührte, eilt er aus seinem Bereich, denn es ist höchst gefährlich, solch' einen brutalen Souverain zur Rede zu stellen, man hat Revolver oder Messer zu befürchten. Es ist kein Beweis von Feigheit, wenn man in solchen Fällen der Stimme der Klugheit folgt, und der absoluten Rohheit in dieser Freiheit aus dem Wege geht. —

Wir waren unterdessen in der Nähe meines Absteigequartiers angekommen. Wir standen eine Weile vor dem Hause, wie das ja den Deutschen vielfach eigen ist, daß sie, wenn sie auch lange beisammen waren, immer noch, beim Abschied, einen Rath, einen Trost, eine Hoffnung gleichsam als versöhnenden, befriedigenden Abschluß auszusprechen haben.

„Was wir heute gesehen und erlebt," sagte mein Freund, „ist nur Straßenleben. Es unterscheidet sich vom Leben in der alten Welt vielleicht nur durch eine ungestümere, undisziplinirte Energie. Wie in der Freiheit das Gute ungehinderter sich entfalten und gedeihen kann, so auch das Schlimme und Du wirst, so gut wie ich, in Deiner Lebenspraxis die Erfahrung gemacht haben, daß das Uebel ebensowohl wie das Gute ein Erbtheil der menschlichen Natur ist, und wo immer Menschen sind, werden beide Seiten unserer Natur vertreten sein. Also guten Muth und gute Nacht!"

Was nun?

Wir waren nun ein paar Tage hier; meine Mittel waren auf ein Minimum reduzirt, und die Frage: Was nun? ward eine Lebensfrage.

Es giebt so viele Redensarten, welche die Menschen als Wahrheiten hinnehmen, ohne sich die Sache näher zu betrachten. So hört man, als einen Hauptzug des amerikanischen Lebens, den Umstand hervorheben: daß Jeder hier treiben kann, was er will.

Nun ich stand hier, losgelöst von allem Zwang, mit meiner Frau und vier Kindern und wenigen Dollars in der Tasche, und frug mich: Was nun? —

Ich sage: ich frug *mich*, denn selbst Freunde sind zurückhaltend mit ihrem Rathe, wenn es sich um Entscheidung einer Lebensfrage handelt, eingedenk des amerikanischen Grundsatzes: "help yourself."

In den Mittheilungen aus meiner Jugendzeit habe ich ja schon meine entschiedene Abneigung gegen Alles was Handel und Schacher heißt, ausgesprochen. Ueberdies war eine Crisis im

Handel eingetreten durch die politischen Unruhen in Europa, so daß weder meine Erfahrung in der doppelten Buchführung, noch meine Fähigkeit in deutscher und französischer Correspondenz, für mein Fortkommen eine günstige Aussicht eröffnete; dabei noch meine nur geringen Vorkenntnisse in der englischen Sprache, was mich ebenfalls nicht für jede Stellung befähigte, — was sollte ich thun? —

Eine andere, der oben erwähnten verwandte Redensart lautet: „wer nur arbeiten will, findet in Amerika sein Fortkommen."

Arbeiten wollen und Arbeit finden, sind doch im Grunde verschiedene Begriffe, oder liegt die Arbeit nur zum Aufheben auf der Straße? In gewissem Sinne ist auch selbst das wahr, denn man kann ja Lumpen, altes Eisen, Knochen und Kohlen suchen, welche Andere wegwerfen. Nun, wem diese Arbeit zusagt, der mag's versuchen. Noch nicht einmal Straßenkehrer oder Hafenarbeiter kann man werden ohne einer gewissen Clique anzugehören die das zu monopolisiren sucht! —

„Du mußt arbeiten," hieß es, und arbeiten wollte ich für meine gute, nicht gerade kleine Familie. Der Gedanke hatte nichts Abschreckendes für mich; ich wollte arbeiten, aber was? — Sollte ich einen Bündel auf den Rücken nehmen mit allerlei Waaren, und im Lande hausiren gehen? Manche, die heute Millionäre sind, haben so angefangen, und ich wage nicht, hier mit Verachtung davon zu sprechen, aber das war so entschieden gegen meine innerste Natur, daß ich, hätte ich keine andere Wahl gehabt, den Tod einem solchen Leben vorgezogen haben würde. Ich hatte kein Handwerk gelernt; eine Farm war ganz außer Frage, weil mir jetzt dazu die Mittel fehlten; ein Fabrikarbeiter, ein Tagelöhner, dazu war ich weder geneigt, noch auch geeignet. Hat überhaupt das nackte Leben für jeden Menschen den gleichen Werth? Für mich hatte ein solches Leben keinen Reiz. Dennoch mußte Etwas geschehen! —

Das Einzige, worin ich einige Kenntniß und Erfahrung besaß, war Steindruckerei, und darin konnte ich auch vielleicht auf eine bessere Zukunft hoffen.

Ich war theoretisch und praktisch für den Druck unserer Kunstblätter eingeübt in meinem eignen Geschäft, und für Handhabung der Presse hatte ich immer einen kräftigen Gehülfen. Das hatte mich aber noch keineswegs geschickt gemacht, hier in New York als Arbeiter für einen Wochenlohn, von Morgens bis Abends an einer Presse zu stehen und alle möglichen „Jobs" in großer Masse zu drucken. Doch unternahm ich's, und strengte mich an, Das zu leisten, was erwartet wurde. —

Ein Umstand aber wurde mir bald unerträglich, daß ich mich, so bald keine Arbeit mehr für mich vorhanden war, in anderen Geschäften darum umsehen mußte. — Ein Jahr hielt ich aus, bis mir in Boston eine dauernde Beschäftigung auf zwei Jahre offerirt wurde. Das bestimmte mich zu einem Umzug nach Boston. —

Also wieder ein Umzug! —

Die Möbel, welche ich mir angeschafft hatte, waren nicht kostbar, aber was sollte ich damit anfangen? Sollte ich sie um ein Viertheil des Werthes in einer Auction verschleudern? soll ich sie mitnehmen? oder — ein nicht ausgesprochener, aber heimlich gehegter Gedanke, — soll ich sie auf einen Haufen setzen und verbrennen? —

Hole der Teufel allen Besitz, wenn man keine Heimath besitzt! — —

Wir beschlossen, sie per Schooner zu verladen nach Boston, während wir per Dampfer und Eisenbahn eines Abends dahin abgingen und des andern Morgens dorten ankamen, wo wir, einstweilen auf acht Tage, in einem Gasthause Quartier nahmen, und Zeit hatten, bis zur Ankunft der Möbel und Hausgeräthe, eine Wohnung zu miethen.

Ich überlasse es dem Leser, sich in all' diese unangenehmen Ver-

hältnisse hinein zu denken, und um was geschieht es? um eine sorgenvolle Selbsterhaltung! Wer mehr fordert und mehr erwartet vom Leben in Amerika, der muß schon so situirt sein, daß nicht pecuniäre Bedrängnisse zwingend und bestimmend in seine Verhältnisse eingreifen. Ein Einwanderer, welcher unbemittelt hierher kommt, um seine Existenz zu verbessern, muß jung sein, allein stehen und den Entschluß gefaßt haben, sich durch kein Mißgeschick beugen, durch keine Noth entmuthigen zu lassen, und vor keiner Arbeit zurückzuschrecken, um vorerst das nackte Leben zu fristen. Daß eine solche Aufgabe mit einer Familie ungleich schwerer ist, wird Niemand leugnen, und so wird man auch wohl begreifen, mit welch' schwerem Herzen jeder Mann, welcher früher schon eine gewisse Unabhängigkeit genossen hat, sich hier neuerdings in's Joch spannt. Viele, und nicht die Schlechtesten, sehen sich schwer getäuscht in ihren Hoffnungen, verlieren den Muth, oder gehen, bei allem Muth und aller Ausdauer, dennoch zu Grunde.

Die gesuchte und erhoffte Freiheit existirt für einen Menschen, welcher mit der Noth kämpft, nur in der Theorie; ja, wenn wir oft hören, daß das Wagniß der Auswanderung der Kinder wegen unternommen wird, so mag man meiner Versicherung Beachtung nicht versagen, daß gerade die hier herrschende Freiheit selbst dem Reichen, wie viel mehr noch dem Unbemittelten in seinen Familien-Verhältnissen eine gefährliche Klippe ist.

Durch die Auswanderung entziehen wir uns zwar selbst, sowie die Familie, einer allzu strengen, ja, drückenden Controlle des Staates, denn nicht nur der moralische, sondern mehr noch der polizeiliche Zwang, welcher in Europa auf dem öffentlichen Leben lastet, hält dorten die Familie zusammen. Hier aber, in der absoluten Freiheit, gestaltet sich das Familienleben anders und nur Wenigen ist es vergönnt, sich eines ungetrübten Genusses desselben zu erfreuen. — Doch dieses Thema näher zu erörtern, ist hier nicht die geeignete Stelle.

Es war ein Glück für mich, daß ich nicht Lust und Muth verlor, mich, während der freien Zeit die mir blieb, mit ernsteren Lebensfragen zu befassen. Bald hatte ich einen kleinen Kreis gleichgesinnter, geistig strebender Menschen gefunden; ward als Ehrenmitglied im Sängerverein aufgenommen; hatte mir, durch einige Vorträge über die soziale Frage, eine gleiche Aufnahme im Turnverein erworben, und die unter meinen Freunden schon längst gehegte Absicht, eine freie Gemeinde zu gründen, wurde nun zur Ausführung gebracht, was meine volle Thätigkeit in Anspruch nahm, da ich, als Vorsitzender, den Versammlungen beiwohnen mußte und mich auch oft zu sonntägigen Vorträgen veranlaßt sah.

Für die Deutschen in Amerika war eine Zeit der Anregung gekommen. Die Reisen Kossuths und Kinkels förderten eine regere Theilnahme an den politischen Bestrebungen des alten Vaterlandes. Mit Hülfe einiger wohlhabenden Freunde war es ermöglicht, ein deutsches Wochenblatt, „Die Neu England Zeitung", in's Leben zu rufen; ja, es war uns sogar gelungen, einen Verein zu gründen, welcher sich über die ganze Union erstreckte und dauernde, gute Erfolge verhieß.

Der deutsche Revolutions-Verein.

Es ist nicht zwecklos und nicht ohne Interesse, hier etwas Näheres über diesen Verein mitzutheilen. Wir können mindestens daraus lernen, wie leicht eine gute Sache durch thörichte Delegaten verpfuscht wird, und zugleich die alte Erfahrung bestätigt finden, daß wir Deutschen, tiefe Denker, viel mehr phantasiereiche Romantiker, als praktische Politiker, besitzen. Kinkel's Auftreten hier hatte, unter Anderem, auch Geldsammlungen veranlaßt,

welche ihm zur Verwendung übergeben wurden. — In Philadelphia wurde zu diesem Zweck ein Committee ernannt, und ein Capital war gesammelt, aber man konnte sich nicht entschließen, dasselbe, ohne irgend welche Garantie für dessen zweckmäßige Verwendung, aus der Hand zu geben. Da tauchte unter uns in Boston der Gedanke auf, einen deutschen Revolutions-Verein zu gründen; regelmäßige, wenn auch noch so kleine, monatliche Beiträge zu sammeln, und die Verwaltung des Vereins, der sich über die ganze Union erstrecken sollte, einem Vorort zu übertragen, welcher alle zwei Jahre, auf einem Congreß von Delegaten, durch Wahl bestimmt werden würde. Die Wirksamkeit des Vereins war vor der Hand auf den Druck und die Verbreitung dem Zweck entsprechender Broschüren, auf Gründung eines Vereinsorgans, auf Correspondenz unter den bestehenden Zweigvereinen, beschränkt, und sollte sich, bei fernerer glücklicher Entfaltung, die Aufgabe stellen, die Majorität der über die Union verbreiteten Deutschen, zu einer, über die großen politischen und religiösen Fragen aufgeklärten, gleichgesinnten, freidenkenden Masse heranzubilden, welche im Stande sei, durch Einheit des Zweckes und Einheit des Handelns, einen entscheidenden Einfluß drüben wie hier auszuüben.

Die Philadelphier gingen mit Freuden auf diesen Plan ein und erließen einen Aufruf zu einem Congreß, welcher von vielen Theilen der Union beschickt wurde. Tiefer in die Einzelheiten einzugehen, würde mich zu weit führen, darum sei hier nur erwähnt, daß Professor Seidensticker eine ausführliche, wohldurchdachte Constitution vorlegte, welche nach zweitägiger Berathung, als dem Zweck entsprechend, angenommen wurde.

Der Congreß war ein national-deutscher, und wir hatten auch Einladungen an die deutschen Flüchtlinge in London erlassen, welche Fickler und Goegg als Delegaten sandten.

Der Revolutions-Verein war gegründet und Philadelphia als

erster Vorort bestimmt. Die in Philadelphia bereitliegenden Gelder wurden dem Zweck dieses Vereins gewidmet, und Armand Goegg wurde vom Vorort veranlaßt, eine Reise durch die Vereinigten Staaten zu machen, um Zweig-Vereine in's Leben zu rufen. Die Idee war so zeitgemäß, die den Betheiligten auferlegten Opfer waren so gering, daß die ersten Erfolge zu den schönsten Hoffnungen berechtigten.

Nach zwei Jahren des Bestehens und glücklichen Fortgangs, wurde der zweite Congreß nach Wheeling berufen.

Ich war nicht persönlich in Wheeling, und kann über die daselbst gepflogenen Verhandlungen nichts mittheilen; aber dieser Congreß überraschte die Vereinsmitglieder und die erstaunte Welt mit einer englischen Brochüre, worin die Vereinigten Staaten aufgefordert wurden, Deutschland zu annectiren!

Boston war als zweiter Vorort bestimmt! —

Ich für meinen Theil, habe sogleich erklärt, daß ich mich schämen würde, für eine solche Idee Propaganda zu machen, und zog mich zurück. War das nicht ein wahrer Teufelshumor? Konnte man Etwas wirksameres ersinnen, den Verein zu vernichten? Und was ist aus ihm geworden? — er hat sich selbst todtgeschwiegen. Mit einer solchen Forderung, welche an Verrücktheit grenzt, vor das amerikanische Publikum zu treten, war ein so großes Armuthszeugniß, daß kein Mensch, nicht einmal die Presse, auch nur Notiz davon nahm, und der Sieg eines Narren im zweiten Congreß des deutsch-amerikanischen Revolutions-Vereins war auch zugleich die vernichtende Niederlage des so wohl begonnenen Unternehmens.

Die freie Gemeinde.

Unsere freie Gemeinde aber machte einen guten Fortgang, so daß wir einen Sprecher engagiren konnten für die regelmäßigen Zusammenkünfte. Wir wählten dazu Professor Füster, ein katholischer Priester, welcher bekanntlich, während der Wiener Studenten-Krawalle, eine Rolle gespielt hatte, und als Flüchtling aus Kirche und Staat, hier einen neuen Wirkungskreis suchte. Der Mann hing aber noch mit allen Gedanken und Gefühlen an seiner alten Weltanschauung, so viel Mühe er sich auch gab, sich los zu ringen. — Dieser innere Kampf, welchen er mit sich selbst zu kämpfen hatte, machte ihn nicht geschickt, belehrende und anziehende Vorträge zu halten für Zuhörer, welche in religiösen Ansichten seinen Standpunkt längst überschritten hatten. — Noch mehr verloren seine Reden jede Wirkung auf den Zuhörer dadurch, daß er sie ziemlich monoton ablas. Wir sahen uns genöthigt, uns nach einem anderen Sprecher umzuthun, und es meldeten sich verschiedene gute Kräfte; darunter Lüdeking, ein tüchtiger Mann, Grahl, ein Schmeichler und Intriguant; Bernhard Domschke, ein nicht glänzender, aber guter Redner, und, wie er von Freunden empfohlen war, auch ein guter Schulmann.

Dieser letztere Umstand entschied die Wahl für Domschke, da wir entschlossen waren, mit der Gemeinde eine tägliche Schule für unsere Kinder zu verbinden.

Aber warum eine Schule? Werden nicht die "Public Schools" in den Vereinigten Staaten gepriesen? Wenn von Erziehung die Rede ist, deuten die Amerikaner, namentlich die Tagesblätter, nicht mit Stolz auf ihre Schulhäuser, wo alle Kinder, ohne Ausnahme, aufgenommen werden, und freien Unterricht, sogar freie Bücher, erhalten? — Es ist wahr, ja, und es ist sehr viel, aber die Lehrmethode entspricht einmal

unseren Ansichten eben so wenig, wie die eingeführte Disziplin. Die jungen Mädchen, welche als Lehrerinnen angestellt sind für sehr zahlreiche Classen beiderlei Geschlechts, stehen zwar unter, und haben den Beistand eines Mannes, als Prinzipal der Schule, aber Alles läuft so sehr auf ein mechanisches Abrichten hinaus, daß der Geist sehr wenig Nahrung und Anregung findet. Die besseren Philologen sehen wohl die Mängel unseres öffentlichen Schulwesens, und es ist darüber schon viel gesagt worden, aber die Meinungen gehen noch so weit auseinander, daß an Einführung einer Reform noch lange nicht gedacht werden kann.

Außer den angeführten Gründen, beseelte uns noch der Wunsch, unsere Muttersprache hoch in Ehren zu halten und dazu gehörte, neben dem Englischen, auch Unterricht in der deutschen Sprache für unsere Kinder. Man sieht, wir scheuten kein Opfer und keine Anstrengung, dem Grundsatz freier Gemeinden gemäß, wahrhaft humane Zwecke zu erreichen.

Diese Bestrebungen, wie ich sie hier mittheile, sind keineswegs nur unserem kleinen Kreise in Boston eigenthümlich gewesen, sie bilden vielmehr eine beachtenswerthe Seite des Lebens der Deutschen in diesem Lande. Ueberall, wo das deutsche Element zahlreich vertreten ist, findet sich auch eine Anzahl, welche nach gleichen Zielen ringen, nach politischer und geistiger Freiheit. — Es handelt sich nur darum, alle diese zerstreuten Elemente zu einem gemeinsamen Handeln zu veranlassen. Dieser Gedanke hat mich immer erfüllt. Thätige Politiker aber, welche in das Getriebe der Parteien eingreifen, und naheliegende Erfolge erzielen wollen, können sich mit dergleichen ferner liegenden Zwecken nicht befassen, und finden sie unpraktisch. Ich kann mir nicht versagen, einen sprechenden Beweis hierfür zu liefern, indem ich einen Artikel hier einschalte, obgleich derselbe das Produkt einer viel späteren Zeit ist, als von welcher ich eben in

diesen Mittheilungen spreche. — Oswald Ottendorfer, der Eigenthümer der New Yorker Staatszeitung, fand ihn zu lang und, besonders wegen der Einleitung, mehr geeignet für ein monatliches Magazin, als für eine tägliche Zeitung, und darin muß ich ihm recht geben. Adolph Douay, der Redakteur der Volkszeitung, dem ich ihn zu lesen gab, nicht etwa zur Aufnahme in's Blatt, denn dafür war er noch weniger geeignet, sondern um zu hören, was er von dem Plane denkt, hielt die Geltendmachung und Ausführung eines solchen für so unmöglich, daß er mich für den einzigen Menschen erklärte, der daran glaubt. — Und dennoch glaube ich daran!

Mit Ausnahme der Einleitung, welche nur die frühere Einwanderung der Deutschen betraf, mag er hier ohne weiteren Commentar seine Stelle finden.

Die Politik der Deutschen in den Vereinigten Staaten.

„Die Deutschen in Amerika" — unter dieser Bezeichnung denkt man sich mit Recht eine Macht, denn die Millionen Deutschen, welche in den Vereinigten Staaten zwar zerstreut leben, repräsentiren dennoch einen Begriff — sie repräsentiren die deutsche Nation auf diesem Continent.

Niemand wird behaupten wollen, daß die heutige Bevölkerung der Vereinigten Staaten eine homogene Masse darstelle, welche den Namen einer Nation mit Recht beanspruchen könne. Wir sind vorerst nur noch eine, aus verschiedenen Nationalitäten zusammengewürfelte Masse, verschieden in Sprache, Literatur und Cultur, und nur in einer Beziehung, glücklicherweise in der wichtigsten, können wir uns als eine Nation betrachten — in der Politik.

Die Engländer, Irländer, Deutschen, Franzosen, Spanier, Italiener und Repräsentanten anderer Nationen haben den Boden hier in Besitz genommen und kämpfen nun den uralten Culturkampf der Amalgamirung und Herstellung eines freien Menschenthums fort, wovon ja schon unsere Mitbürger angelsächsischer Rasse ein Beispiel liefern, nur geschieht dies hier in mehrfacher Kreuzung und erhöhter Bedeutung.

Zur Zeit jener Kämpfe der Angeln und Sachsen war das Recht des Stärkeren noch in Blüthe, und wo die Intelligenz nicht ausreichte, da nahm man die Faust zu Hülfe, um den rechten Eindruck zu machen. Die rohe Gewalt, obgleich manchmal von guter Wirkung, istaber nur ein schlechter "Expounder" für Recht, und es ist einer der wenigen wirklichen Fortschritte, welche die Menschheit im Geiste wahrer Humanität gemacht hat, daß man, den Muskeln gegenüber, auch der Intelligenz gewisse Rechte erkämpfte und sicherte, so daß es jetzt immer seltener wird, an die rohe Gewalt zu appelliren.

Es ist also an die Intelligenz der Deutschen, an die ich mich wende, denn nur mit den Waffen der Intelligenz können und müssen wir unseren Einfluß auf die Gestaltung und Entwickelung dieser kosmopolitischen Nation zur Geltung bringen.

Der Preis ist wohl der Mühe werth, denn aus diesem edlen Kampfe soll ein neues Volk sich entwickeln, größer als das deutsche und englische, freier und mächtiger als beide, wenn wir den festen Willen haben und unsere ganze Energie darauf verwenden, nach einem wahrhaft humanen, also nach dem höchsten Ziele zu ringen, welches für uns Menschen erreichbar ist.

Wenn wir zurückblicken auf die Geschichte dieses Erdtheils bis zur Zeit der Entdeckung desselben durch die Europäer, so können wir nicht leugnen, daß ihr Erscheinen hier während der ersten zwei Jahrhunderte ein trostloses Bild europäischer Verwilderung uns vor Augen stellt.

War dies das Resultat einer fünfzehnhundertjährigen Aera des Christenthums?

Wir sehen Könige Länderstrecken verschenken, von deren Existenz kurz vorher sie sich nicht einmal etwas träumen ließen. Selbst der Papst in Rom maßte sich das Recht an, über einen Welttheil zu verfügen, welcher von der Existenz eines solchen Popanz nie eine Ahnung haben konnte.

Die Abenteurer, welche man aussandte, um von dem fremden Lande Besitz zu nehmen, wetteiferten im Durst nach Macht und Geld mit den Usurpatoren und Repräsentanten Christi, und ließen überall, wo sie hinkamen, blutige Spuren von Gewaltthaten, Mord und Verheerung zurück.

Erst mit dem Beginn des dritten Jahrhunderts begannen die Engländer, mit mehr praktischer Welterfahrung ausgerüstet, Niederlassungen zu gründen, welche humaneren Zwecken dienen sollten und darum auch trotz Gefahren und Hindernissen, dauernde Erfolge hatten. Sie waren die Gründer der ersten Colonien, welche sich zu Staaten entwickelten. Dieses Verdienst wollen wir ihnen nicht allein nicht streitig machen, sondern wollen es offen und lobend anerkennen.

Das berechtigt sie aber nicht, sich als die Auserwählten und Eigenthümer des gelobten Landes zu betrachten. Sie waren die Pfadfinder und haben der Welt den Weg gezeigt zur Freiheit. Die geringen Anfänge der Einwanderung jener Zeit sind nun zu einem Strome angeschwollen, welcher mit einer Völkerwanderung zu vergleichen ist, deren culturhistorische Bedeutung nicht überschätzt werden kann. Unter diesen Umständen erscheint die Behauptung, Amerika gehöre den Amerikanern, nicht hinreichend begründet und rechtfertigt die Frage: Wo und wer sind denn die Amerikaner? Wenn es überhaupt Amerikaner gibt, so sind es die Indianer, die Ureinwohner. Alle Anderen sind Eingewanderte und treten mit der Uebernahme allgemeiner bürgerlicher Pflichten

unbedingt in die gleichen Rechte an den Grund und Boden, welcher als Nationaleigenthum betrachtet werden muß, ein.

Ein weit höheres Verdienst als durch die Besitznahme des Bodens haben sich aber diese, für Freiheit und Menschenrechte begeisterten Engländer erworben durch ihre Unabhängigkeitserklärung, womit sie, von männlichem Muth und stolzem Bewußtsein ihrer Menschenwürde erfüllt, den ungerechten Anmaßungen einer faulen Aristokratie entgegentraten.

Es war ein großartiges Geschenk, welches sie der ganzen Menschheit machten und als Beispiel zur Nachahmung aufstellten, indem sie zugleich alle nach Freiheit Dürstenden einluden, an ihren Segnungen hier Theil zu nehmen.

Und alle Nationen der Erde haben darauf geantwortet mit ihrer Sympathie, und haben ihr Contingent gestellt in dem großen Kampfe, welcher jetzt noch fortdauert für die Befreiung der Menschheit von dem unwürdigen Joche des Unterthanenthums.

Unsere Mitbürger angelsächsischer Abkunft werden ihrerseits nicht leugnen, daß diese Hülfe nöthig und willkommen war. Die Vereinigten Staaten sind nicht so mächtig, so reich und blühend geworden, Land und Volk haben sich nicht in so kurzer Zeit und in so beispielloser Großartigkeit entwickelt, ohne schwere Kämpfe, ohne große Opfer, ohne geistige und physische Anstrengungen, an denen wir Alle und wir Deutschen gewiß nicht geringsten Antheil hatten.

Unsere Ansprüche auf Einfluß gründen sich wahrlich nicht auf den Bürgerschein, welchen wir auf der City Hall holen. Das sind nur Formen, denen sich jede civilisirte Gesellschaft unterzieht; aber innerhalb dieser Formen regt sich und entwickelt sich ein geistiges Leben, das keine Grenzen kennt. Unsere Ansprüche auf Einfluß gründen sich auf das, was wir hier und anderwärts erlebt und erlitten; sie gründen sich auf Erfahrungen, deren jeder Deutsche einen reichen Schatz hier gesammelt haben muß.

Göthe sagt:

„Wer nie sein Brod in Thränen aß,
Wer nie durch kummervolle Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Nun, es giebt wohl eine Geschichte der deutschen Einwanderung hier, eine Statistik, welche uns unterrichtet über ihre Anzahl und ihre Vertheilung in den Staaten; aber eine Geschichte ihrer Kämpfe und Leiden, ihrer Arbeiten und Entbehrungen, ihrer Bekanntschaft mit den „himmlischen Mächten", kann nur sehr unvollkommen oder gar nicht geschrieben werden. Was die große Mehrzahl der älteren Deutschen davon kennt, das läßt sich nur ahnen, und die jüngere Generation, welche in dem unsteten, wechselvollen Treiben hier das Wort „Vaterland" nur in einer sehr oberflächlichen Bedeutung kennen lernte, kann nicht einmal eine Ahnung von dem Opfer haben, welches sich ihre Vorfahren auferlegten, als sie sich aufmachten, eine neue Heimath zu suchen. Unkenntniß der Sprache, mangelnde Gelegenheit, das, was sie gelernt hatten, nützlich zu verwenden, ungenügende Hilfsmittel brachten Noth und Elend über sie. Ich muß es der Phantasie meiner Leser überlassen, dieses Bild mit seinen wunderlichen Phasen auszumalen; ich will nur meine Ansicht damit begründen, daß bis zum Jahre 1848 der Einfluß der deutschen Einwanderung auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens ein beschränkter war, und auch nur ein beschränkter sein konnte.

Die Stürme der Jahre 1848 und 1849 in Deutschland und die Reaction, welche denselben folgte, warfen eine andere Klasse von Einwanderern an diese Gestade, und zwar in solcher Anzahl, daß von dieser Zeit an in der Geschichte der deutschen Einwanderung eine neue Epoche datirt.

Sie waren nicht hierher gekommen als Flüchtlinge, sie waren nicht freiwillig ausgewandert, sondern nur der Rache ihrer Gegner entgangen, und waren noch nicht willens, ihr Vaterland den verderblichen Einflüssen einer verhaßten Reaction preis-

zugeben. Sie kamen nicht hierher mit der Idee, die tausendjährigen geistigen Errungenschaften der alten Welt aufzugeben und sich der Cultur des Urwaldes zu widmen. Sie waren selbst Politiker, hatten für die Freiheit Deutschlands gekämpft, und ihr Erscheinen hier wirkte gleich einem wohlthätigen Sauerstoff, der unter ihren zahlreichen Landsleuten eine Gährung hervorbrachte, die heute noch fortwirkt.

Was waren die Folgen?

Ein engeres Anschließen gleichdenkender Elemente; ein Streben nach Einheit unter den Deutschen; ein unabhängiges Auftreten derselben.

Die Erscheinung und das Auftreten Kossuth's, die kurze Wirksamkeit Kinkel's, die Gründung eines deutschen Revolutions-Vereins, — das Alles waren Ereignisse, welche in der bis dahin mehr passiven Masse der Deutschen eine regere Theilnahme für politische Thätigkeit wachriefen.

Das waren zwar nur vorübergehende, ephemere Erscheinungen, von denen man keine unmittelbaren, großen Erfolge erwarten konnte. Das Volk — und besonders das deutsche Volk — wird nur langsam und durch große Ereignisse belehrt und in neue Bahnen gelenkt.

Aber auch solche Ereignisse sind uns zu Hilfe gekommen und haben uns der Erfüllung unserer culturhistorischen Aufgabe um einen großen Schritt näher gerückt — ich meine die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870.

Ich bin kein Freund des Krieges zwischen Nationen, welche Verbündete sein und wetteifern sollten nur in segensreichen Werken des Friedens; aber wenn Recht und Ehre es erheischen, zu den Waffen zu greifen, wie dies im letzten deutsch-französischen Kriege der Fall war, da wird kein Deutscher leben, welcher nicht in die bewundernde Anerkennung des aufopferndsten Patriotismus einstimmt, welcher die deutsche Nation zu diesem Kampfe begeisterte.

Es war ein Sieg der Waffen und zugleich ein Sieg der Intelligenz, welcher der staunenden Welt zeigte, was wir sein können, wenn vereint und gut geführt.

Wenn die allerjüngsten Ereignisse auch klar machen, daß die Früchte dieses Kampfes nicht Das sind, was wir zu erwarten berechtigt waren, so wissen wir doch, daß die deutsche Nation Kraft und Muth, Willen und Ausdauer besitzt, auch ihre inneren Angelegenheiten zu ihrer eigenen Befriedigung zu ordnen. —

Nur Geduld! Wir sind noch in der Schule und haben gute Lehrer, welche sich bemühen, uns klar sehen zu lassen, in welch' blindem Vertrauensdusel wir noch theilweise befangen sind.

Wir hier in Amerika erleben diese Kämpfe draußen gleichsam mit, und da wir in einem freien Lande unter einer freien Verfassung ein sehr weites Feld haben, unseren Ansichten die gebührende Geltung zu verschaffen, so müssen wir uns um so lebhafter angeregt fühlen, als gute Republikaner unseren Bürgerpflichten nachzukommen, um uns im politischen Leben eine Stellung zu erringen, welche unseren Brüdern in Deutschland als Beispiel dienen kann, unserer Nation zur Ehre gereicht, und den Erwartungen entspricht, welche die gebildete Welt von uns zu hegen berechtigt ist.

Freilich, wenn wir das nicht einsehen, wenn wir nicht von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß wir für die Erhaltung und das Wohlergehen der Republik ein gutes Werk zu thun haben, dann wird Nichts daraus! Ich bin keiner von Denen, welche an eine Mission der Nationen glauben, eine Mission, die sie nach dem Willen einer Vorsehung erfüllen *müssen*, auch wenn sie nicht wollen.

Wir müssen *wollen*.

Welche Stellung hätte nun eine solche deutsche Partei in der Politik hier einzunehmen? Es handelt sich bei Beantwortung dieser Frage nicht um die Entscheidung einer bevorstehenden Wahl,

nicht um einen naheliegenden Erfolg; es handelt sich auch nicht um einen vorübergehenden, sondern um einen tiefer wurzelnden und dauernden Erfolg.

Die Politik, welche wir — als Deutsche — unbekümmert um bestehende Parteien unterstützen sollen und wollen, muß nationale und humane Zwecke befördern.

Es ist eine schöne und große Aufgabe, welche den intelligenten Theil der deutschen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten zu lebhafter Theilnahme anregen muß; denn wer selbst denkt und nicht Andere für sich denken läßt, unterwirft sich nur mit Widerstreben der Nothwendigkeit, sich als Maschine gebrauchen zu lassen in dieser politischen Fabrik, in welcher weder Geist noch Seele, sondern nur Eigennutz als Triebfeder eines gedankenlosen Räderwerks thätig ist. Wir sehen wohl ein, daß eine wahre und dauernde Reform nur dadurch erreicht werden kann, daß wir dem gedankenlosen Parteidienst entgegentreten, die Politik der niedern Sphäre und den starren engen Schranken, in welchen sie sich bisher bewegte, entreißen und sie so weit erheben über die jetzt herrschende Partei-Tyrannei, daß sie das Ergebniß eines reifen, gesunden Urtheils sein kann.

Wir wollen Jeden zu befähigen suchen und Jeden für berechtigt erklären, nach seiner besten Ueberzeugung zu stimmen. Wir müssen das Volk daran gewöhnen, beide Seiten einer Frage zu besprechen und zu erwägen.

Wenn wir uns dieses Ziel zu erreichen als Aufgabe stellen, so entsteht die Frage, wie eine solche Partei in's Leben treten und ihre Wirksamkeit beginnen kann? — Wir werden nicht in den Fehler verfallen, mit einer Platform aufzutreten und so die alten Thorheiten in neuer Auflage herausgeben. Wir müssen gleichsam wie concentrirte Heilmittel zu wirken suchen, nicht durch die Masse, sondern als Extract.

Die Partei, wie ich sie hier im Auge habe, muß vorerst nur als

eine kritische auftreten, als ein Censor, als ein Bund — aber kein geheimer — ein offener Bund tüchtiger Männer, welcher die krankhaften Erscheinungen in unserm politischen Leben mit der Kritik der gesunden Vernunft, scharfer Logik und unbestechlicher Wahrheitsliebe beleuchtet und die Heilmittel andeutet.

Vielleicht kann eine solche Partei vorerst nur von Wenigen — nur in New York — in's Leben gerufen werden und von da in ganz natürlicher, zwangloser Weise sich über die ganze Union verzweigen. Doch muß ein bestimmter, streng dem Zweck entsprechender Plan zu Grunde liegen, so daß ein gemeinsames Ziel gemeinsam erstrebt werden kann.

Der Bund, dem es ja nicht um directe, naheliegende Erfolge zu thun ist, muß besonders während der Vorbereitungen zu großen und kleinen Wahlen Das, was Noth thut, in Flugblättern in ernster, der Sache würdiger Weise dem Volke zum Nachdenken vorlegen, und ich bin fest überzeugt, daß sich die guten Folgen eines solchen Vorgehens bald fühlbar machen werden.

Wie lange und mit welcher Ausdauer hat die "**Freesoil**"- und Antisklaverei-Partei dieses Verfahren beobachtet und das Volk vorbereitet, bis die Mißgriffe ihrer Gegner selbst, ihnen zu einem entscheidenden Siege verhalfen.

Im rechten Erkennen der Uebel liegt ja zugleich ein mächtiger Hebel und das wirksamste Mittel zur Abhülfe. Freidenker, Freie Gemeinden und die Turnvereine sind ja schon entschiedene Bundesgenossen einer solchen Partei der Reform und des Fortschritts, und sie Alle würden dieselbe bald als Repräsentant und Wortführer den politischen Parteien gegenüber anerkennen.

Nachschrift.

Dieser Artikel fand Aufnahme im „Freidenker", dem Nachfolger des „Pionier". Ungleich den ungestümen Vorposten-Gefechten seines Vorgängers, führt dieses Blatt den Kampf der Freiheit,

gegen Gewalt und Aberglauben, mit mehr Takt und überzeugender Kritik fort, und verschafft auch Meinungen Gehör, welche nicht ganz mit den Ansichten der Redaktion übereinstimmen, sofern sie nur den Tendenzen des Fortschritts dienen. Ein solches Blatt. unter einer so umsichtigen Leitung, sollte von allen strebenden Deutschen dadurch unterstützt werden, daß sie es, zu ihrer eigenen Belehrung und Unterhaltung, wöchentlich empfangen und lesen Für gesunde politische Ansichten, Gespräche und Vorträge ist es eine anregende Lectüre und ein guter Wegweiser. —

Die Bemerkung der Redaktion, daß meine beabsichtigten Ziele wohl nicht realisirbar sind, kann ich mit Gründen nicht widerlegen, denn die Erwartung eines Erfolgs auf dem angedeuteten Wege, beruht lediglich auf meiner Hoffnung, die ich davon hege. Aber was verlieren wir bei einem Versuche? Wenn wir das Gebahren beider jetzt bestehenden Parteien betrachten, so finden wir ihr ganzes Streben weder auf humane noch auf nationale Ziele gerichtet. Das öffentliche Wohl war bis jetzt nicht viel mehr als ein Aushängeschild, und die Politik, welche das Volk fast ausschließlich den Gewerbe-Politikern überließ, war mehr ein Trödlergeschäft, welches anstatt erhebend und veredelnd, vielmehr entsittlichend, eine freie Nation herabwürdigend wirkte, da man sie allzusehr persönlichen Zwecken dienstbar machte.

Doch das ist kein Wunder, und darf uns nicht entmuthigen.

Es war ein Glück für Amerika und für die Menschheit, daß zur Zeit der Gründung der Vereinigten Staaten die einflußreichsten Männer auch zugleich die Freidenker waren, denn i h r e m Einfluß, und nicht den Gesinnungen und Forderungen der Masse, verdanken wir die Republik. — Und wenn die Demokraten heute ihren Jefferson preisen, so müssen sie, wenn sie bescheiden sind, bekennen, daß seine damaligen Anhänger, wie seine jetzigen Verehrer, sich sehr wenig bestrebten, seine demokratischen Tugenden im politischen Leben in Anwendung zu bringen.

Nicht allein Washington, sondern selbst Jefferson wäre es noch ein leichtes gewesen, eine Monarchie zu gründen, so wenig war die öffentliche Meinung vorbereitet, die Segnungen einer Republik zu würdigen. Und das ist auch die Ursache, daß man Partheien in's Leben rufen konnte, welche man wie eine Maschine zusammenhalten und in Bewegung setzen kann.

Dieser maschinenmäßige Partheidienst hält das ganze öffentliche Leben im Bann, und dieser Bann muß gebrochen werden.

Keine der beiden ex officio bestehenden Partheien ist principiell mehr demokratisch oder republikanisch als die andere, denn ihr ganzes Princip scheint darin zu bestehen, sich gegenseitig zu opponiren.

Ist es nicht wunderlich zu denken, daß in Fragen von nationalem Interesse, dieselben Menschen auch immer dieselben Gedanken und Ueberzeugungen hegen und deshalb dieselben Wege gehen, wie die Schafe ihrem Leithammel nachspringen, selbst da, wo kein Graben ist? —

Die Herren aber, welche bisher „in Politik machten", hassen den Gedanken, daß die Partheien sich frei gestalten müssen, da sich ein unabhängiges, selbstdenkendes Volk nicht nasführen läßt.

So lange die Politik der Nation aber wie eine Aktien-Gesellschaft, oder eine Lotterie behandelt wird, wo Jeder eine Nummer haben muß, um zu beweisen, daß er an dem Geschäft betheiligt ist, so lange wird sie auch eine Lotterie bleiben und die „Macher" bleiben die Leithämmel der Heerde.

Die Befürchtung, daß eine ganz freie Partheibildung eine allzugroße Zersplitterung erzeuge, hat nur einen Schein von Berechtigung durch den Mißbrauch, welchen die beiden offiziellen Partheien in unsere Wahlen und in die Handhabung unserer Justiz eingeführt haben.

Einem politisch reifen Volke muß es Bedürfniß sein, beide Seiten, oder vielmehr alle Seiten einer Frage zu betrachten und nach bester

Ueberzeugung darüber abzustimmen; das wird der Politik neues Leben und der Masse ein höheres Interesse dafür einflößen und wir dürfen getrost der Macht der Wahrheit und dem guten Geist der großen Masse weit mehr vertrauen, als den Gewerbe-Politikern. —

Das Bedürfniß einer solchen Reform wird jetzt allgemein gefühlt und ich finde es eine würdige Aufgabe der Deutschen, ihren Einfluß, als eine politische Macht, zur Geltung zu bringen, indem sie sich von allem Partheidienst lossagen, um als eine unabhängige Parthei, edlen, hochstrebenden Patriotismus, wahre Freiheitsliebe und unpartheiische, strenge Justiz mit ihrer Intelligenz und ganzen moralischen Kraft zu unterstützen. —

Wieder ein Umzug.

Vier Jahre waren unterdessen auch in Boston vergangen, wie das erste in New York, und ich war Arbeiter wie vorher.

Meine, mit heroischer Ausdauer und liebevoller Aufopferung, mir immer treu und aufmunternd zur Seite stehende Frau, hatte inzwischen ein fünftes Kind geboren, ein Mädchen, welches wir, nach ihrer Mutter, Marie nannten. Das Loos dieser fünf gesunden, hoffnungsvollen Kinder lag mir sehr am Herzen. Meine Aufgabe war, sie physisch und geistig zum Lebenskampfe, und zu einem wahren Lebensgenuß vorzubereiten. Der physischen Seite dieser Aufgabe konnten wir wohl Genüge leisten, aber eine zweckmäßige Erziehung fordert viel mehr als Wohnung, Nahrung und Kleidung. Was die Schulen leisteten, habe ich bereits mitgetheilt. Auch fühlte ich sehr wohl, und Niemand wird das in

Abrede stellen, daß ein Arbeiter, welcher im Lohne eines Arbeitgebers steht, durchaus kein freier Mensch ist, und nur ein halbes Leben lebt. Doch muß ich, um gerecht zu sein, zugeben, daß ein strebender Mensch hier bessere Aussichten hat, sich aus der Abhängigkeit zur Selbstständigkeit herauszuringen, wenn er sich dies als einzige und höchste Lebensaufgabe stellt. Wenn er Glück hat und seine Chancen wohl benutzt, wird ihm dies hoch angerechnet, was er auch früher, durch Umstände oder Noth gezwungen, getrieben haben mag, um sich durchzuschlagen. Ich hatte davon einen so schönen Beweis, daß ich ihn gerne hier anführe.

Eines Tages, ich war zufällig zu Hause, geht die Thürklingel und ich gehe selbst zu öffnen. — Zu meinem Erstaunen steht Theodor Parker vor mir, der sich, wie er sich freundlich ausdrückte, das Vergnügen machen wollte, mich kennen zu lernen. — Theodor Parker war einer der angesehensten und beliebtesten Männer in Boston; er war der Sprecher einer Gemeinde, zu welcher die feinsten Familien der Stadt gehörten. — Dieser Mann war von meinem Thun, und der Stellung, die ich mir unter meinen deutschen Mitbürgern erworben, unterrichtet, und hat es nicht unter seiner Würde gehalten mich aufzusuchen, und durch freundliche Zusprache zu ermuntern. Er hatte die Absicht, mich einzuladen, an seinen wöchentlichen geselligen Soireen Theil zu nehmen.

In der That, ich empfand die Liebenswürdigkeit dieses Entgegenkommens sehr tief, aber ich fühlte, daß ich vor der Hand keinen Gebrauch davon machen konnte. — Ich selbst war der englischen Sprache noch nicht so mächtig, daß ich mich in irgend eine Conversation hätte einlassen können, wie es in einem solchen Kreise absolut nöthig war, um zur Geltung zu kommen; meine Frau konnte dies noch viel weniger, und ich wußte zu gut, daß sie sich bei den obwaltenden Umständen unter diesen reichen Damen nur unglücklich, mindestens höchst unbehaglich fühlen konnte.

Selbstsüchtige Motive lagen mir zu ferne und wir beide waren zu unabhängig und stolz von Charakter, um uns in eine für uns persönlich demüthigende Lage zu bringen. Dies hindert mich aber nicht, die gute Absicht Theodor Parkers sowohl, als auch den weit geringeren Einfluß von Standesunterschied in der amerikanischen Gesellschaft gerne anzuerkennen. —

Mittlerweile war unsere New England Zeitung wegen Mangel an Mitteln eingegangen, und meine Arbeit an der Steindruckpresse war so oft unterbrochen, daß ich mich entschlossen hatte, selbst zwei Pressen und Steine anzuschaffen und mein Glück auf eigene Rechnung zu versuchen. Aber das Glück war mir nicht hold, denn bald trat eine Geschäftscrisis ein, wie sie so oft hier vorkommen, und erschwerte mein Unternehmen so sehr, daß meine Existenz im höchsten Grade zweifelhaft und unerträglich wurde. Ich mußte an eine Aenderung meiner Lage denken und war deshalb sehr bekümmert. — Aber unverhofft wurde ich zu einem Schritte bestimmt, welcher mich der Verwirklichung meiner Ideen von einem zweckmäßigeren, glücklicheren Leben näher zu bringen schien.

The North American Phalanx.

Mein Freund, Gustav André, welcher in Philadelphia ein Zweiggeschäft des Offenbacher Musik-Verlags gegründet hatte, besuchte mich. Auch er war ein Mann, welcher manchen Traum von Menschenweh und Menschenwohl geträumt hatte, und welcher sich für diese ungelösten Fragen eifrig interessirte. Er erzählte mir mit Enthusiasmus von einem Besuche, den er dem Nordamerikanischen Phalanx in New Jersey abgestattet hatte, und seine

glänzende Schilderung veranlaßte mich, diese erste amerikanische Gründung nach Fourriers System, zu besuchen und kennen zu lernen. Wenn man ein solches Unternehmen mit einer gewissen Vorliebe betrachtet, wie ich es that, dann ist's kein Wunder, daß meine Augen mein strengeres Urtheil ganz irre führten. Das Aeußere der Anstalt war durchaus bestechend.

Schon die Fahrt von New York auf dem Dampfboot, durch die Bai nach dem Fluß Neversink und längs der Jersey Highlands, war reizend schön.

Red Bank war mein Landungsplatz. Dort bestieg man einen Omnibus, welcher Passagiere in's Land und auch nach dem Phalanx brachte. — Die Einfahrt durch eine schattige Allee von mächtigen Waldbäumen, durch eine Gartenanlage und an einem großen Weiher vorüber, war einnehmend schön. Der gute Eindruck wurde noch erhöht, wenn man der Wohn- und Wirthschaftsgebäude ansichtig wurde, und in einem kleinen Gehölz die Mühle klappern hörte. Es war ein Samstag als ich ankam, und ich blieb über Sonntag, denn das Institut hatte Einrichtung auch für zahlende Gäste.

Der Phalanx besaß einige hundert Morgen Land, trieb hauptsächlich Obst- und Gartenbau und auch sonst kleine Industrie. Viele der Frauen waren beschäftigt, Schlüppchen und Halsbinden zu verfertigen. Es war eine Schuhmacher- und Schneiderwerkstätte eingerichtet. Die Hauptarbeiter aber waren Tagelöhner, deutsche Bauern, welche unter der Führung eines Mitglieds des Phalanx, damals ein Herr von Laar, ein deutscher Landjunker und Oekonom, die Feldarbeit verrichteten. —

Die Mühle lieferte Mehl und Hominy. Dieser letztere Artikel ist geschältes und zerdrücktes Welschkorn, welcher als Nahrungsmittel hier im Markte ist. Ein eigenes Geschäftslokal, in Barclay Street in New York, vermittelte die Verkäufe. Das Alles hatte ich mit Muße erfahren und angesehen. — Eine ebenso befriedigende

Ueberraschung für mich war, als die Glocke zum Essen rief, der Eintritt in den langen, hohen und geräumigen Speisesaal, welcher einen an das große Wohnhaus angebauten Flügel einnahm. Die vielen sauber gedeckten Tische, um welche sich kleine Kreise von Freunden, oder auch ganze Familien gruppirten; die Einfachheit und höchste Sauberkeit der Lokales; alle die frischgewaschenen und sauber gekleideten Gäste machten den Eindruck einer feinen Restauration. Die Aufwärter und Aufwärterinnen waren Mitglieder der Gesellschaft. Auf jedem Tisch lag eine, für jede Mahlzeit extra gedruckte Speisekarte mit sehr billigen Preisen. Für alles Bestellte erhielt man Marken, deren Betrag, nach Tisch, ohne daß man sich darum zu bekümmern hatte, eingetragen wurde, zur monatlichen Abrechnung gegen geleistete Arbeit, die nach Stunden berechnet wurde.

Ich hatte es mit meinem Besuche glücklicher=, vielleicht auch unglücklicher Weise so getroffen, daß der Eindruck, den ich mit nach Hause nahm, ein höchst günstiger sein mußte. Sonntag brachte einen Besucher, welcher meine Begriffe von der Bedeutung dieser Niederlassung noch wesentlich erhöhte. Horace Greeley war gekommen. Man versammelte sich auf einem, von hohen schattigen Bäumen bewachsenen Hügel, um einen Vortrag des hochgeschätzten Gastes zu hören. Hatte mich dieser Vortrag auch sehr wenig befriedigt, so war doch die ganze Scene eine überaus anregende. — Ich kam mit dem Vorsatz heim, mich um Aufnahme in diese Gesellschaft zu bewerben, und sie wurde mir und meiner Familie gewährt.

Ich glaubte nun einen Hafen gefunden zu haben, in welchem ich mein Schifflein, das so mancherlei Stürmen schon ausgesetzt gewesen, und noch von so vielen bedroht war, einlaufen lassen könne. — Mein Lebensziel war niemals, Reichthümer zu erwerben, die ich ja auch dorten nicht suchen konnte; ich suchte nur eine bescheidene, gesicherte Existenz, da mein ganzes, inneres Leben,

meine Gemüthsrichtung und Denkweise, mich nicht mit der Begierde und Energie ausrüsteten zu einem siegreichen Kampfe gegen die unbegrenzte Concurrenz und die zügellose Selbstsucht, welche mich von allen Seiten umgab, und zu erdrücken drohte.

Das ist ja die Natur und Richtung unserer so gepriesenen Civilisation. — Ich weiß es wohl, dieser Wettkampf weckt und stählt und schärft die Fähigkeiten alle, welche in der Menschheit schlummern. Ich sehe wohl die glänzenden Resultate und kenne die sophistischen Grundsätze, welche eine schlagfertige Dialektik, zur Rechtfertigung dieser unseligen Richtung, immer bereit hat; aber der Glanz hat mich niemals so geblendet, daß ich nicht auch die Schattenseite dieses Lebens und Strebens hätte sehen können.

Liegt darin, vom Standpunkt des Humanismus betrachtet, ein wirklicher Fortschritt? Was ist der Mensch? — ein Kind seiner Zeit. Die Tage, die er auf dieser Erde zu leben hat, kann er zählen, denn seine Geburt ist auch sein Todesurtheil. Abgesehen von Metaphysik, kann diesen Satz Niemand bestreiten. Die Ausführung dieses Todesurtheils ist unerbittlich und läßt auch, im günstigsten Falle, nicht allzu lange auf sich warten, denn was ist ein Menschenalter gegen die unbegreifliche Unendlichkeit der Zeit? — Und diese Spanne, die uns davon zugemessen, müssen dreiviertel der Menschen an dem Hochofen der Industrie keuchen und schwitzen, um den Firniß zu bereiten, den wir Civilisation zu nennen belieben! Diese unglücklichen Opfer repräsentiren ja schon während ihrer natürlichen Lebensdauer das Gewürme, welches an der Zerstörung der geschminkten Leiche, Menschheit genannt, arbeitet, und das wagen wir als Civilisation zu preisen?

Doch dem Menschenfreund leuchtet noch ein Trost, daß nämlich dieser Irrthum allgemein geahnt und vielseitig tief gefühlt wird. Die soziale Frage wird gelöst werden, wie viele schon gelöst worden sind, wenn ein Uebel unerträglich geworden. Seit alten Zeiten haben sich schon Menschenfreunde mit dieser Aufgabe

beschäftigt, haben Theorien aufgestellt, welche der menschlichen Natur und Neigung nicht entsprechend, sich als Unmöglichkeiten erwiesen. Aber selbst viele der gegenwärtig schon gesetzlich bestehenden Einrichtungen und Institute verdanken ihr Dasein dem absoluten Gebote der Nothwendigkeit, basirt auf Solidarität der menschlichen Gesellschaft. — Die soziale Frage hat ihre Berechtigung und eine, durch keine Gewalt zerstörbare Lebenskraft, welche sich in Tausenden von Versuchen äußern und Bahn brechen wird, wenn auch erst einer späteren Zukunft die ernste, praktische Lösung vorbehalten ist.

Durch meinen Eintritt in die oben erwähnte sozialistische Gesellschaft, erwartete ich keineswegs das Ideal eines glücklichen Daseins zu erreichen. Ich hoffte, mich zu retten aus einem wilden, chaotischen Gedränge, für das ich kein Verständniß hatte, aber es scheint bis jetzt, als solle das Leben auch des Einfachsten und Anspruchlosesten aus lauter Täuschungen bestehen. Wir armen Nomaden fanden auch hier keine bleibende Stätte. — Das war keine Heimath für uns. —

Wir hatten uns in einem der Wohnhäuser der Gesellschaft, in zwei Zimmern, wohnlich eingerichtet, denn Küche und Wäscherei wurden in großartigen Einrichtungen gemeinsam betrieben. Meine Pressen und Steine hatte ich ebenfalls in einem Lokale aufgestellt, denn ich wollte damit arbeiten, hatte sogar einen Lehrling als Gehülfen mitgebracht. Meine Frau hatte mit ihrer Familie von fünf Kindern hinreichend zu thun und half nur beim Bügeln der Wäsche. Auch waren die älteren Kinder zuweilen, z. B. beim Erdbeerenpflücken und sonstigen Gartenarbeiten beschäftigt.

Ich fand mich sogleich bereit, das große Wohnhaus mit Oelfarbe anzustreichen, die Speisekarten auf einer kleinen, der Gesellschaft gehörigen Presse zu drucken, und andere mir passende Arbeiten zu verrichten. Während der Mahlzeiten schnitt ich, eine

Zeit lang, die Fleischportionen aus; eine andere Zeit machte ich den Oberkellner, hier Head-waiter genannt. — Für solche Arbeiten war ein Preis per Stunde ausgesetzt, aber leider, nach dem herrschenden sozialen Prinzip so gering, daß wir uns kaum dafür satt essen konnten.

Ueberhaupt herrschte nicht der geringste soziale Geist unter den Mitgliedern; ein gesundes, geistiges Leben und ehrliches Streben war nicht vorhanden; die Erziehung der Kinder und die Schule wurde als Nebensache behandelt, und es schien als ob man die ganze Lebensaufgabe des Menschen darin erfüllt sähe, daß er sich als gute Arbeitsmaschine erwies. Dabei wußte und erfuhr kein Mensch, was eigentlich seine Ansprüche und seine Stellung zur Gesellschaft waren; wie seine eigne, so wie die Existenz des Unternehmens selbst gesichert sei? Alljährlich wurde, bei einem großen Festessen, eine Wahl vorgenommen, aber weder hörte man einen Bericht über den geschäftlichen Zustand, noch konnte man einen Einfluß auf die Wahl ausüben, welche immer sich auf einige Familien conzentrirte, die auf die Verwaltung ein Monopol zu haben schienen; vielleicht daß die Gesellschaft in ihrem Namen incorporirt war, wie das immer geschieht, vielleicht auch, daß sie verantwortlich waren für Hypothekenschulden, welche auf dem Eigenthum hafteten. Kurz, der Sozialismus war eben ein amerikanischer, nur ein Aushängeschild, eine Farce, und meine Marie hat auch hier wieder ihr instinctiv richtiges, auf tiefes Gefühlsleben gegründetes Urtheil bewährt, wenn sie mir nach den ersten Eindrücken erklärte, daß dies nicht der rechte Platz für uns sei. — Es ist wahr, auf einen intimen, oder auch nur wahrhaft freundschaftlichen Fuß, kommen wir mit den Amerikanern doch nie, dafür sind sie viel zu sehr von einer eitlen Einbildung ihrer eigenen Ueberlegenheit eingenommen.

Eine fein gebildete Frau, die Wittwe des bekannten deutschen Patrioten Herrmann Kriege mit ihrer etwa zehnjährigen Tochter

Alma, war zu gleicher Zeit mit uns dorten aufgenommen worden. Ihre feinere Bildung, die sie nicht für nöthig fand auf den Niveau der dortigen amerikanischen „Ladies" herabzustimmen, obgleich sie sich keiner Arbeit entzog, und mit aller Bescheidenheit sich benahm, da sie ja ohne Mittel gerade an diesem Platze einen anständigen Unterhalt zu finden hoffte, wurde bald der Gegenstand der Verfolgung und des dummen Weiberklatsches, um so mehr, als sie ihre Meinung über die Zustände, die sie umgaben, in "plain English" auszusprechen im Stande war. Sie war früher entmuthigt als wir und verließ den Platz, welchen sie mit den schönsten Hoffnungen betrat, mit Widerwillen.

Soll ich nun mein Leben unter diesen uninteressanten Menschen noch näher schildern? wozu? es ist's nicht werth, denn es unterschied sich nur vom Leben in der großen Welt durch seine Kleinlichkeit. Das Unternehmen hatte keine Lebensfähigkeit und gehört schon längst unter die Dinge die einmal gewesen.

Wir lebten da Frühjahr und Sommer noch leidlich genug, waren aber doch froh als wir im Herbste wieder nach New York übergesiedelt waren und, wenn ich den rechten Ausdruck gebrauche, wieder auf unseren eigenen Füßen standen, und zum zweiten Mal das Gespenst der Zukunft vor uns stand, mit der verhängnißvollen Frage: Was nun?

Was nun?

Ich miethete in Hoboken eine Wohnung und in New York ein kleines Lokal, wo ich meine Pressen und Steine aufstellte. Ich war also ein etablirter Geschäftsmann, und das ist eine Seite des amerikanischen Lebens, welche man so hoch anschlägt. Ich brauchte Nie-

mand um Erlaubniß zu fragen, nicht einmal einer Behörde eine Anzeige zu machen; brauchte keine Aufenthaltskarte, keinen Bürgerschein. Ich hatte keinen polizeilichen Besuch zu befürchten, ja damals noch nicht einmal einen Steuerzettel zu erwarten, womit uns erst später der Bürgerkrieg reichlich segnete. — Ich hatte also alle Freiheit aber — keine Mittel und keine Kunden.

Die Umstände, wie ich sie mitgetheilt, nöthigten mich gleichsam diesen Versuch zu wagen und, wie man a u ch zu sagen pflegt, dem Glücke die Hand zu bieten. — Hätte es mich nur einigermaßen begünstigt, so war ich auf dem Wege ein "self made man" zu werden, die man hier hoch schätzt.

Fortuna ist eben doch eine Frau, die nicht Jedem, der ihr die Hand reicht, ihre Gunst in den Schooß wirft. Man muß ihr doch ein wenig nachlaufen, ein wenig schmeicheln. Sie ging gewiß einmal an mir vorüber, sah einen andern Weg und ich erkannte sie nicht! Es wollte mir eben nicht gelingen; nicht einmal einen Theilhaber mit etwas Capital konnte ich finden, der die Kunden zu suchen, Bestellungen aufzunehmen, überhaupt den kaufmännischen Theil des Geschäfts besorgen sollte, während ich die Ausführung der Ordres übernommen hätte. —

War ich daran Schuld, daß es nicht gelingen wollte? War's, wie Viele behaupten, Schicksal? die Vorsehung, die Jedem sein Loos bestimmt? — Waren's die Verhältnisse die mich umgaben, unter deren Druck und Einflüssen ich lebte? — Vielleicht keine Ausdauer? — Nun die Ausdauer nahm ein gewaltsames Ende, als ich meine Mittel gänzlich erschöpft sah und bereits in Schulden gerathen war. Der Nervus rerum ist und bleibt überall das Geld, und der Hausbesitzer wollte seine Rente haben, denn er lebte davon. So sah ich mich in der sonderbaren Lage, eine neue Art von Ausweisung zu erleben und ich mußte auf Mittel sinnen, dem zuvorzukommen. Kein Opfer welches Selbstachtung zuließ, schien mir zu groß, und die Idee lag mir nah, wieder zum Handel zurück-

zukehren, den ich zwar haßte, aber ich war ja dafür erzogen und konnte, unter den obwaltenden Umständen nicht ferner gegen „das Schicksal" ankämpfen. Ein, während der deutschen Bewegung wohlbekannter Agitator, Eduard Pelz, begegnete mir zuweilen in Hoboken, wo wir Beide wohnten, und ihm theilte ich meinen Entschluß mit, in irgend einem Geschäft eine Stelle anzunehmen. Er war ein sehr gefälliger Mann, hatte viele Bekannte, und er versprach mir seine Hülfe, ein Versprechen, welches auch in der That prompten Erfolg hatte. Rischmüller & Loescher, ein Haus welches Bank-, Speditions- und Passage-Geschäfte betrieb, offerirte mir eine Stelle, welche ich ohne Bedenken annahm. Hatte ich keine Hülfe gefunden um mein Geschäft zu betreiben, so war ich jetzt in der Lage Hülfe zu suchen um, auf ehrenhafte Weise, wieder herauszukommen, und dazu fühlte ich mehr Muth. — Ich überlegte; sah mich um unter meinen Bekannten, die ich allenfalls hätte ansprechen dürfen; aber ich war ja jetzt in New York wieder ein Neuling und fand bald aus, daß sich meine ganze Hoffnung auf einen Mann concentrirte, den ich zwar noch nicht einmal persönlich kannte, dessen Bruder mir aber in Paris befreundet war, wo er in demselben Hause in welchem ich als Correspondent arbeitete, mir in derselben Eigenschaft als Volontair, eine sehr angenehme und willkommene Hülfe war. —

Ich kann mir nicht versagen, eine kleine Episode aus jener Zeit hier mitzutheilen, um zugleich meine Freiheit, die ich mir hier, dem Bruder gegenüber nahm, zu entschuldigen. Es war ein wohlgebildeter und bescheidener junger Mann, mein junger Freund in Paris, von tiefem Gemüth und hoher Sittenreinheit, mit dem ich gerne umging. Es entwickelte sich auf diese Weise eine gewisse gegenseitige Offenheit, ja manchmal Vertraulichkeit im Austausch unserer Gedanken und ich erfuhr, bei einer solchen Gelegenheit, wie wenig geneigt er sei, einmal als Nachfolger seines Vaters, das Geschäft der Bleistiftfabrikation zu übernehmen. Er hatte andere

Pläne, vielleicht größere Spekulationen in Aussicht. Der junge Mann war Kaufmann, war lediglich zum Zweck weiterer Ausbildung von seinem Vater nach Paris gesandt, und wenn ich auch eine angeborene Abneigung gegen den Schacher hegte, so war doch die Produktion oder Fabrikation von Dingen, welche im menschlichen Leben ein Bedürfniß waren, oder eine nützliche Verwendung fanden, nach meinem Urtheil eine ganz andere Sache, und in diesem Sinne sprach ich mich gegen ihn aus.

„Es ist nicht so leicht, ein neues Geschäft zu gründen und zu einer gewissen Ausdehnung und Blüthe zu bringen," sagte ich, „es ist vielleicht viel angenehmer und sicherer, Ihre Energie auf die Entwickelung und höchste Leistungsfähigkeit der bereits bestehenden Fabrik zu verwenden. Und warum sollten Sie nicht Ihren Aufenthalt hier in Paris, dazu benutzen, neue Absatzquellen zu finden?" —

Ob ich nun irgend welchen Einfluß auf den Entschluß des jungen Mannes ausgeübt, bleibt eine offene und auch gleichgiltige Frage. Wir thaten aber sogleich Schritte wenigstens diese letzte Idee zur Ausführung zu bringen. Ich hatte einen Freund, einen, im Vergleich zu uns, alten Mann, welcher als Verkäufer in einem Seidenwaaren-Geschäft alt geworden war und nun, als nicht mehr passend, seinen Abschied erhalten hatte; diesem wurde das Geschäft der Einführung der feinen Zeichnenstifte übertragen.

Bald darauf verließ der junge Mann Paris; auch ich wandte meine Schritte nach der Heimath und so verlor ich den Faden der Entwickelung dieser kleinen Anfänge aus den Augen, bis sie, nach Jahren, als ein glänzender Erfolg wieder vor mir standen.

Der junge Mann war ein großer Fabrikant geworden, dessen Fabrikat, trotz der englischen Concurrenz, einen Weltruf erworben. Als unternehmender Kaufmann hat er ein Haus in Paris, in St. Petersburg und wahrscheinlich in anderen großen Handelsplätzen Europa's gegründet. Die New Yorker haben für ihre erfolg-

reichen Kaufleute einen Namen, welcher ihrer Prahlsucht entspricht, es sind ihre Merchant Princes. Hier ist ein deutscher Merchant Prince, welcher durch wirkliche Verdienste um die deutsche Industrie sich den Titel Baron errungen, wozu ihn der König von Baiern ernannte.

Vielleicht lege ich mehr Gewicht auf den Titel als er selbst, denn wie er darüber denkt, weiß ich nicht; weiß überhaupt nicht, ob er sich jener Zeit, von der ich hier rede, so lebhaft erinnert als ich, denn es sind ja bereits über 40 Jahre darüber hingezogen, ohne daß weder mündlicher noch schriftlicher Verkehr zwischen uns stattgefunden, welcher die verblichenen Farben jener so farbenreichen Bilder hätte auffrischen können. Aber warum sollte ich hier nicht lebhaft an jene Zeit erinnert werden, da ich weiß, daß ich seinem Einfluß das Interesse verdanke, welches der Bruder hier in der freundlichsten Weise für mich an den Tag legte, indem er mir persönlich die Mittel überbrachte meine Schulden zu bezahlen und frei von jeder Bürde in meine neue Stellung einzutreten. — Es war kein großes Capital dazu erforderlich, aber meine Anerkennung ist darum nicht minder hoch, denn sie gilt mehr dem wie? als dem wieviel? und gegen den Verdacht absichtlicher Schmeichelei schützt mich die Mittheilung, daß der gute Mensch schon längst nicht mehr unter den Lebenden wandelt.

Eberhard Faber, denn er ist's von dem ich hier spreche, hat in New York ein großes Geschäft aufgebaut; eine große Bleistift-Fabrik errichtet; hat, seinem guten Herzen entsprechend, vielen Freunden mit Rath und That geholfen und sich dadurch unter seinen Zeitgenossen ein ehrendes Denkmal errichtet.

Baron Lothar von Faber in Stein bei Nürnberg, mein Freund in Paris, hat, wie ich aus den Zeitungen ersah, schon manche gute That gethan und durch eine Stiftung im Interesse junger, mittelloser, aber tüchtiger Geschäftsmänner seine humanistische Gesinnung an den Tag gelegt und sich dadurch nicht allein die Anerkennung

seiner Zeitgenossen erworben, sondern selbst den Dank der Nachwelt anticipirt. —

Habe ich meinen Abscheu gegen den Schacher, gegen die Gründerwirthschaft, gegen Stockjobber und zugleich gegen die dickhäutige Aufgeblasenheit und anmaßende Selbstsucht dieser Schacherer ausgesprochen, so gereicht es mir zum besonderen Vergnügen unter meinen eigenen Lebenserfahrungen solcher Ausnahmen erwähnen zu können.

Ueber Einwanderung.

Meine neue Stellung im Hause Rischmüller & Loescher giebt mir nun Gelegenheit, einiges Licht über einen Zustand zu verbreiten, welcher nicht wenig dazu beitrug die Republik in den Augen Europas als ein Brutnest des Schwindels und strafbarer Ruchlosigkeit erscheinen zu lassen. Die öffentliche Meinung über Amerika in Europa, und namentlich in Deutschland, wo die Presse in Bezug auf die politischen Zustände der Vereinigten Staaten sich sehr indifferent verhält, ist vorwiegend durch die Emigration, in ihren Beziehungen mit dem Mutterlande, beeinflußt und bestimmt. Solche Correspondenzen beruhen meistens nur auf den ersten Eindrücken, und oft sehr widrigen Erfahrungen der neuen Ankömmlinge und hören bald ganz auf; dienen deshalb ganz besonders dazu, sehr unvollkommene und nur schlimme Ansichten zu verbreiten. Das neue Leben nimmt den Einwanderer so sehr in Anspruch, daß nur Wenige Zeit übrig behalten, an das Beginnen und Unterhalten einer Correspondenz denken zu können und diese Wenigen sind meistens solche, welche Unglück und Täuschung zu berichten haben.

Andererseits folgt zuweilen dem langen Schweigen, aber dann wieder nur ausnahmsweise von den Erfolgreichen, ein erneuter Verkehr mit dem Mutterlande, welcher geeignet ist, die widersprechendsten Urtheile über amerikanisches Leben und Treiben in Umlauf zu bringen.

Zur Zeit meiner Thätigkeit in dem erwähntem Geschäfte, war die Einwanderung aus Deutschland eine ungewöhnlich zahlreiche und deshalb auch das Passage-Geschäft eine reiche Quelle legitimen Gewinnes. Wie konnte es fehlen, daß sich hier, in dieser unbeschränkten Gewerbefreiheit, eine lebhafte Concurrenz entwickelte, welche, bei gänzlicher Abwesenheit gesetzlicher Regulirung dieser Geschäftsbranche, anstatt zum Vortheil nur zum Nachtheil der Einwanderer ausfiel. Ich gehe auf diesen Gegenstand absichtlich näher ein, nicht allein weil er von Interesse für uns Deutschen ist, sondern hauptsächlich da er mir Gelegenheit bietet, amerikanische Zustände zu schildern, wie sie sich unter meinen Augen entwickelten.

Wir hatten die ganze Beförderung der Einwanderer mit der Hudson River Railroad, so weit es die Emigrantenzüge betraf, als Agenten, unter unserer Verwaltung. Die Direktoren der Bahn gaben uns ihren Fahrplan und bestimmten die netto Preise welche wir für jeden Passagier zu entrichten hatten, und diese dienten uns als Basis für unsere Preisliste. Concurrenten hatten andere Linien, und es handelte sich nun darum wer die meisten Passagiere für seine Linie gewinnen konnte. Der Scharfsinn der Concurrenz verfiel auf ein Mittel, welches bald in einen förmlichen Kriegszustand ausartete. Man engagirte eine Anzahl s. g. Runner, welche die Leute nach der Office bringen mußten, wofür sie einen Wochenlohn und eine extra Vergütung pro Kopf erhielten. — Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, wie eine an sich ganz zweckmäßige Einrichtung, gar bald, unter den Einflüßen der Habsucht und in Ermangelung einer strengen Disciplin, zu einem

gefährlichen Mißbrauch ausartete. Es wurde den Runnern einer Linie bald klar, daß es in ihrem Interesse lag, neben ihrer individuellen Thätigkeit, bei besonderen Veranlassungen auch gemeinschaftlich zu operiren. Eine solche besondere Veranlassung war aber jedesmal die Ankunft eines Emigrantenschiffes mit manchmal sechs bis acht hundert und mehr Passagieren. Es handelte sich dann, sobald ein Schiff von Sandy Hook per Telegraph signalisirt war, einfach darum, welche der organisirten Runnerbanden der verschiedenen Linien zuerst an Bord gelangte. Zu diesem Zwecke wurde ein kleiner Schleppdampfer gemiethet, mit welchem diese Freibeuterschaar den Ankömmlingen entgegen fuhr, da das Schiff von Sandy Hook bis zum Landungsplatz eine große Strecke zurückzulegen hatte. — Es bedarf keiner sehr lebhaften Phantasie, um sich ein Bild von den Scenen zu machen, welche bei solchen Gelegenheiten sich abspielten, wenn die rivalisirenden Parteien zusammentrafen und sich die Beute streitig machten. Kein Wunder, daß dadurch das ganze Geschäft verrufen ward und gegen Alle, welche auch in der ehrlichsten und rechtmäßigsten Weise damit in Beziehung standen, die nicht sehr beneidenswerthen Namen wie „Seeräuber" und „Seelenverkäufer" laut wurden.

Wir erkannten in unserem Geschäft diesen Zustand als ein Uebel und sannen auf ein Mittel, demselben einigermaßen zu steuern. Durch unser Bankgeschäft hatten wir Correspondenten in ganz Deutschland und wir beschlossen, diesen Umstand zu benutzen, um die Auswanderer draußen schon zu veranlassen, sich unserer Vermittelung zu bedienen. An Hauptplätzen, wo die Banquiers sich allerdings mit dergleichen Geschäften nicht befassen, eröffneten wir eine Office und hatten daselbst einen salarirten Vertreter; an Nebenplätzen authorisirten wir Agenten gegen Commission, welche den Leuten nicht allein Passage besorgten über Hamburg, Bremen oder Havre, wo wir Office und Vertreter hatten, sondern

wir setzten sie in den Stand auch für die Inland-Reise hier, die Leute zu „buchen."

Dieser Ausdruck fordert zu besserem Verständniß, eine Erklärung. Die einzelnen Personen, Familien oder Gesellschaften, welche sich der Vermittelung unserer Firma bedienen wollten, erhielten von unseren Agenten einen Interims-Reiseschein, z. B. nach Chicago, Cincinnati oder irgend ein anderes Reiseziel, worauf sie eine Anzahlung zu machen hatten, mit der Bedingung, daß in New York, vor der Abreise, der Schein ausgetauscht und der Rest des Fahrpreises in unserer Office bezahlt werden müsse. Zu diesem Zwecke war die Firma, Straße und Hausnummer in fetter Schrift auf dem Interimsschein gedruckt und es war zu vermuthen, daß diese Einrichtung die Leute, selbst von ganz geringer Intelligenz, davor bewahren werde, in falsche Hände zu fallen. Aber weit gefehlt! — Die Concurrenten ahmten das Verfahren nach und nun ging der Schwindel der Runner erst recht los! Diese modernen Raubritter scheuten keine Vorspiegelung, keine Lüge, und unter dem Vorwande, sie nach der richtigen Stelle zu führen, brachten sie ihre eroberten Opfer nach einer Office, von welcher sie engagirt waren. Dort ließ man sie in dem Glauben, am rechten Platze zu sein, nahm ihnen den Rest des Fahrpreises ab und gab ihnen dafür ein Billet, welches nur auf eine Strecke des Weges giltig war; etwa so weit das empfangene Geld reichte.

Das nun war für die Immigranten ein gerechter Grund der Klage über Betrug; das war die Ursache der Entrüstung und mitunter schwerer Sorgen, besonders für solche, welche nicht einmal mehr Geld genug hatten ihre Reise fortzusetzen! — Freilich war es ihr eigener Fehler durch Leichtgläubigkeit und zu wenig Vorsicht selbst verschuldet, aber wer kann es den guten Menschen zum Vorwurf machen, daß sie in ihrer Freude, jetzt am Ziele ihrer Leiden zu sein, nichts Arges dachten, kein Miß-

trauen hegten gegen Landsleute, die sie in ihrer Muttersprache anredeten, und deren Führung sie sich anvertrauten, ja anvertrauen mußten, da sie kein Wort der englischen Sprache verstanden.

Und das war nicht der einzige Weg auf welchem Einwanderer mißleitet wurden und noch werden. So lange sie noch zahlen können sind sie dieser Gefahr in aller erdenklichen Weise ausgesetzt, besonders solche, welche sich weis machen lassen, daß das deutsche Geld erst alle sein müsse, bevor man das amerikanische Leben recht beginne.

Zwei Jahre war ich in dem Geschäft, hatte aber nur mit der auswärtigen Correspondenz zu thun, denn das Passage-Geschäft war eine besondere Branche. — Das Bureau-Personal bestand aus tüchtigen, ehrenhaften Männern und meiner persönlichen Erfahrung entsprechend, muß ich hier versichern, daß die Firma Rischmüller & Löscher sich in keiner Weise eines absichtlichen Betrugs gegen Emigranten schuldig machte. Aber das was ich immer tadelte war, daß sie den Runnern ein zu weites Feld einräumte — ja, ich darf sagen, einräumen mußte und deshalb auch den Fluch der bösen That dieser Bande nicht abschütteln konnte, denn für alle diese Schwindeleien wurde die Firma verantwortlich gehalten. —

Und das Alles kann ungestraft geschehen in der großen Republik? fragt der denkende Leser. Ich habe meine Erfahrungen so weit mitgetheilt gerade um dieser Frage willen, denn sie bringt mich wieder auf mein Hauptthema, amerikanische Zustände zu beleuchten.

Wenn der Amerikaner seine Freiheit preist, verfehlt er nie, einen spöttischen oder mitleidigen Seitenblick auf die Präventiv-Maßregeln unserer deutschen Polizei zu werfen, denn das ist eine Beschränkung der Freiheit. — Der Amerikaner ist vorerst noch ein ausgeprägter Egoist, und das ist die Frucht einer jeden Republik, deren ausgesprochenes Prinzip ein jedes Individuum berechtigt, sich geltend zu machen und sein Glück zu suchen. Es giebt aber einen gesunden und einen krankhaften Egoismus und ob diese freie

Schachergesellschaft sich noch in ihren Freiheitsbegriffen zu einem wahrhaft humanistischen Streben hinaufringen wird, bleibt vor der Hand eine offene Frage.

Hier überläßt man das Gute wie das Schlechte sich selbst, wodurch manchmal die schreiendsten Widersprüche zu Tage treten. Das Schlechte muß sehr arg werden, bevor man nur Notiz davon nimmt, denn einen Schritt zur Besserung thut man erst dann, wenn man einen pekuniären Vortheil darin erblickt oder politisches Capital daraus machen kann.

So ging es auch in der Sache, die ich hier behandle. Die Immigranten schützen? Die humane Seite herauskehren um dieses kostbare Material an die rechte Stelle und in die rechten Verhältnisse zu bringen, anstatt sie dem nimmersatten Egoismus als Beute zu überlassen, das konnte diesen Republikanern erst einfallen, nachdem das Uebel als ein Schandfleck der Republik in die Augen fiel und gleichsam zum Himmel schrie.

Die lange schon bestehende Emigrations-Commission konnte dem Unwesen nicht einmal auf directem, legalem Wege beikommen und sah sich genöthigt, mit Genehmigung der Stadtbehörde gleichsam ein Privat-Geschäft daraus zu machen.

Sie miethete Castle Garden, ein Gebäude, welches am Wasser gelegen, einen vortrefflichen Landungsplatz darbot; nahm die Beförderung der Einwanderer in ihre Hand; verbot das „Buchen" in Europa; untersagte den Runnern das Recht an Bord eines Schiffes zu kommen, bevor die Einwanderer in Castle Garden gelandet und in Sicherheit waren, und das machte der zügellosen Freibeuterei ein Ende. —

Nicht minder interessant als diese wohlthätige Reform, ist die Demonstration, welche die Runner gegen diese Anordnungen machten. Es war eine beträchtliche Anzahl und Alle sahen sich in ihrer Freiheit beschränkt, in ihrem individuellen Interesse gefährdet und das brachte die sonst in ewiger Fehde lebenden unter eine

Fahne, um den von der Stadt angestellten Commissären nun den Krieg zu erklären. In einer formidablen Colonne, eine Kanone an der Spitze, zogen sie durch die Straßen gegen ihre Zwingburg Castle Garden; doch war von der Polizei solche Vorkehrung getroffen, daß die Sache als eine Farce endete. —

Das Alles kann in einer Republik geschehen, ohne daß eine unverantwortliche Central-Gewalt mit Kartätschen hineinfeuert, und das hat auch sein Gutes! —

Die Immigranten-Beförderung ging also als Monopol in die Hände der Emigranten-Commissäre über, und dieser Umstand machte eine gänzliche Umgestaltung unseres Geschäfts nothwendig.

Rischmüller war unterdessen auch plötzlich gestorben. Löscher führte zwar das Geschäft fort, aber alle diese Umstände entzogen demselben die rechte Basis und ich beschloß, da ich ein baldiges Ende voraussah, und ohnedies das Personal bedeutend verringert werden mußte, mich nach einer andern Stelle umzusehen, die ich auch alsbald in einem Produkten Import-Geschäft als Buchhalter fand.

Rück- und Umschau.

Der Amerikaner hat für ein Unternehmen, welches viele, vielleicht unvorhergesehene Hindernisse in den Weg legt, große Anstrengung erfordert und doch wenig Fortgang zeigt, einen Ausdruck, welcher die Situation ziemlich treffend bezeichnet, er nennt es: "up hill work". Das heißt, man hat keinen gebahnten, ebenen Weg zu gehen, sondern muß sich den Berg hinaufarbeiten. Das kann ich auch von mir sagen; und da ich nun gerade an einer Stelle angelangt bin, wo wir ein wenig ausruhen können, will ich wieder

einmal, wie ich vor meinem ersten Ausgang vor 8 Jahren gethan, meine Gedanken sammeln. Damals geschah es, um mir deutlich zu machen, was ich von meinem Leben unter einem freien Volk erwarten darf; jetzt will ich sehen was ich erreicht habe.

Nun es ist kein sehr erfreuliches Resultat mitzutheilen.

Es ist dies nicht meine eigene Erfahrung allein, welche mich zu diesem Ausspruch berechtigt, fast alle älteren Freunde, die ich kennen lernte, stimmten mit meinem Urtheil überein, daß eine aus ihrer homogenen Umgebung gerissene, auf fremden Boden verpflanzte Familie, gleichsam nur mühselig fortvegetirt, nicht aber tiefe Wurzeln schlagen und frisch und fröhlich gedeihen kann. Menschen, deren Streben nicht auf ein nur materielles Wohlsein gerichtet ist, sondern ein tieferes Gemüthsleben kennen, und dessen Befriedigung zu einem glücklichen Dasein nothwendig erachten, können hier nie glücklich werden.

Mag's immerhin sein, daß der Materialismus eine Haupttriebfeder unseres Thun's und die Hauptrichtung unseres Zeitalters geworden ist in der ganzen Welt, das bessert nicht das Loos eines Auswanderers, er lebt dennoch das Leben eines Verbannten, wenn auch freiwillig, ja wenn er auch in seinen Unternehmungen Erfolge hat.

Diese Fremdartigkeit, welche uns hier nicht ganz heimisch werden läßt, liegt nicht allein in äußeren Dingen, auch nicht allein in der Sprache, sie liegt mehr im Wesen der Amerikaner, sie liegt in der philosophischen Auffassung des Lebens.

Man entgegnet mir mit Recht, daß unsere Bauern, unsere Handwerker und Kaufleute sich wenig oder nie mit philosophischen Fragen befassen, aber dennoch verdanken wir Kant, Hegel, Fichte u. A. mehr als wir ahnen.

Die Philosophie, welche unsere Dichter in mehr populärer Form vortrugen, die Idyllen und Heldengedichte, die Trink- und Liebeslieder, Satyre und Fabel, haben ihren Einfluß auf unsere Lebens-

anschauung ausgeübt, haben uns leben gelehrt, haben unserem Volkscharakter das Gepräge gegeben. In unserer Lebenspraxis liegt eine gewisse Logik, dem Urtheil der gesunden Vernunft entsprechend, bewußt in dem kleinen, aber doch in Deutschland verhältnißmäßig zahlreichen Theile der wissenschaftlich Gebildeten und, durch ihr Beispiel angeregt, unbewußt in der großen Masse, obgleich wir noch in dieser Praxis vielfach gehemmt sind.

Von solch' geistigem Einflusse auf's Volksleben ist hier in Amerika noch keine Spur; es ist ein nacktes, nüchternes Leben voll Heuchelei und Schein, ohne Gemüth, alles nach Außen gerichtet. Schauspieler in der Kanzel und querköpfige Sectirer und Temperenzfanatiker sind die Leute, welche auf's Volksleben einen Einfluß auszuüben versuchen.

Und wie sieht es mit der Freiheit aus? — Es ist eine reiche Erbschaft, auf die man stolz ist, die man aber recht lüderlich verwaltet. Wer nur durch Freiheitsliebe nach Amerika getrieben wird, sollte sich erst wohl prüfen, was er unter Freiheit versteht, und sich erst wohl unterrichten, ob er nach seinen Begriffen von Freiheit, einen hinreichenden Ausdruck im amerikanischen Volksleben findet. Die äußere Staatsform allein ist durchaus nicht hinreichend, den wahren Freiheitsfreund zu befriedigen, sondern ist nur ein Mittel zum Zweck. Ein reiches, geistiges Leben in der Nation; eine nicht engherzige, beschränkte Weltanschauung; eine im Gemüthe tief wurzelnde Menschenliebe; edle Gesittung, strenge Wahrheitsliebe und unbestechliche Gerechtigkeit müssen die Triebfedern eines freien Volkes sein, und wenn man von diesem Standpunkt die Verhandlungen im Congreß und in den Legislaturen, überhaupt das Treiben unserer Politiker vergleicht, kann man sicherlich kein befriedigendes Resultat finden.

Was die Politik betrifft, so habe ich mich in meinem Zeitungs-Artikel, „An die Deutschen in den Ver. Staaten“ gerichtet, hinreichend ausgesprochen. Es ist eine reine Maschinen-Arbeit, ein

Ausbeutungs-System ohne höhere Zwecke, und deßhalb bekümmert sich die Masse sehr wenig darum und überläßt sie Denen, welche persönliche Vortheile dabei suchen, und die Freiheit benutzt Jeder, so gut er kann. Diesem Chaos fehlt ein nationales Bewußtsein, eine innere Befriedigung, und die Republik hat bis jetzt noch nichts hervorgebracht, was sie als besonders volksthümlich auszeichnete, wenn man nicht eine allgemein herrschende Mittelmäßigkeit der Bildung als solche Auszeichnung annehmen will. Noch nicht einmal eine Universität existirt, ja die „Sun", das verbreitetste Blatt der Union, arbeitet mit wahrem Eifer gegen die freie Academie, ein Institut, welches sich für den Zweck höherer Ausbildung an unser freies Schulsystem anschließt.

Die „Sun", welches Blatt ich seit langen Jahren täglich lese, da es das anregendste ist unter den politischen Tagesblättern, ist aber nur von einem demagogischen Geiste beseelt, wie er in den griechischen Republiken, nicht zur Zeit des Perikles, sondern zur Zeit des Kleon und Thrasimenes herrschte. Es macht aus dieser Schulfrage eine ökonomische Frage, um der Masse des Volkes zu schmeicheln, welche eine höhere geistige Ausbildung für eine sehr entbehrliche Auszeichnung hält. — Was hilft die unbeschränkteste Freiheit, wenn unsere Lebensweise und Lebensziele uns zu Sklaven machen? —

Ich habe in einer früheren Abtheilung dieses Werkes von der Blüthezeit der Menschheit gesprochen, und finde mich veranlaßt, hier darauf zurückzuweisen. — Was die christliche Religion vielleicht wollte, aber nicht erreichte: die Menschheit verbrüdern und die Liebe als höchstes Gesetz proklamiren, das hätte eine solche Blüthezeit herbeiführen können, aber jetzt beherrschen Egoismus, Gewalt, Noth und Geld die thörichten Menschen und eine bessere Zukunft ist kaum mehr zu hoffen. Doch warum nicht? sollte man fragen. —

Wenn wir berechtigt sind, diese Menschheit als eine Gattung,

ein Ganzes zu betrachten, warum sollte nicht einmal eine Zeit kommen, wo die Denker, von wahrer Menschenliebe begeistert, die Kopfarbeit thun, und die Masse, als die Glieder des gemeinsamen Körpers, deren Willen ausführen? — Gewalt und Aberglaube überleben sich; kann nicht einmal Vernunft an ihre Stelle treten und auch im Menschenleben den Willen in der Natur zur Geltung bringen? — hat doch das Erstreben und ein theilweises Erfüllen dieser Aufgabe die Griechen unsterblich gemacht, obgleich sie noch lange nicht das Ideal eines glücklichen Menschenthums erreichten. —

Auch die Familie, welche doch der Boden ist, in welchem die Civilisation ihre ersten Keime treibt und ihre tiefste Wurzel faßt, ist hier nur ein sehr loses Band. Die Gründe dafür werde ich erst später entwickeln, wenn ich speziell von den Frauen spreche. Hier nur soviel davon, als nöthig ist, einen neuen Gedanken zu motiviren: den Entschluß nämlich, meine Frau und Kinder nach Deutschland zurückzusenden.

In diesem wilden, rastlosen Treiben erblüht nur für Wenige ein wahres häusliches Glück, ein ruhiges Familienleben, und die Erziehung der Kinder, so weit sie mehr erfordert als Nahrung und Kleidung, ist in den meisten Familien eine unbekannte Sache. Sie beschränkt sich lediglich auf die Schule, welche doch nur unterrichtet. Eine Abrichtungsanstalt für die ärmste Seite des Lebens, für den Schacher, ist Alles was die Republik bis jetzt für die heranreifende Jugend that, denn sie kennt keine höheren Ziele für ihre zukünftigen Bürger. — Der ganze Sinn, das ganze Streben des Kindes wird auf eine Frühreife oder ganz unzeitige Unabhängigkeit gerichtet. — Bescheidenheit, Anstand und gute Sitten, welche den Kindern im Hause beigebracht werden müssen durch gutes Beispiel, liebevollen Umgang und beständiges Aufmerken auf ihre Gewohnheiten, hält man hier wohl für nachtheilige Beschränkung und sogar für eine lästige Aufgabe. Der Einfluß

dieser grundfalschen Ansicht zeigt sich sehr früh! Sobald das Kind „Vater“ und „Mutter“ sagen kann, lernt es auch schon das geflügelte Wort: “I don’t care!” „ich will nicht!“ „ich frage nichts danach!“ —

Und glaubt etwa ein vernünftiger Mensch, er könne seine Kinder gegen diese Einflüsse schützen? Sobald sie in die öffentliche Schule kommen, sind sie der Controlle der Eltern entzogen, da sie ja überhaupt an eine solche Controlle nicht gewöhnt werden.

Wer da sagt, er gehe nach Amerika, um das Lebensglück seiner Kinder zu fördern, dem sage ich: wahrlich, der Erfolg ist sehr zweifelhaft!

Ein Schritt rückwärts.

Wir entschlossen uns, diesen Schritt rückwärts zu thun, im Interesse des Fortschritts. Man halte diesen Entschluß nicht für leicht oder gar leichtsinnig. Was ich hier sagte, und mit voller Ueberzeugung aus langjähriger Erfahrung sagte, nicht wie ein Tourist, welcher nur nach dem Schein urtheilt, läßt einen tiefen Blick in die hiesigen Zustände thun, und erklärt gar viele für den Menschenfreund recht traurige Erscheinungen in dem hiesigen Volksleben. Es gehörte eine nicht geringe Energie dazu, uns diese großen Opfer aufzulegen, aber Marie war der Sache gewachsen. Sie hatte den Muth diesen Schritt zu wagen, um so mehr, als durch dessen Ausführung auch ihr eigenes Wohl befördert werden sollte.

Als eine Erklärung hiezu muß ich noch erwähnen, daß eine der schlimmsten Seiten des Lebens hier, der Umstand ist, daß es so schwer fällt, gute Dienstboten zu finden. Wer es nicht selbst

erfahren hat, der glaubt es kaum, wie sehr dadurch die Gemüthlichkeit des häuslichen Lebens beeinträchtigt wird, und wie man in beiden Fällen, mit oder ohne Hülfe, des Lebens kaum froh werden kann. — Dieser Umstand trägt in der That nicht wenig dazu bei, in der großen Masse ein Streben nach geistigen Genüssen und feineren Sitten fast zu einem Ding der Unmöglichkeit zu machen.

Wir waren entschlossen, in unserem eignen und im Interesse der Kinder, uns zu trennen. — Wir verkauften unsere Möbel und Hausgeräthe, und meine Frau mit vier Kindern, segelten nach Antwerpen. Philipp, mein ältester Sohn, blieb bei mir. Ich hatte ihn einem großen Schiffbauer in die Lehre gegeben. Da dieses Geschäft aber durch die eisernen Schiffe und durch andere Einflüsse, wie bekannt ist, hier gänzlich in Verfall gerieth, so brachte ich ihn einstweilen bei einem Möbel-Bildhauer unter, jedoch mit dem Plane ihn später zum Architekten ausbilden zu zu lassen. Er war bereits siebenzehn Jahre alt und hätte draußen ja eine ganz neue Laufbahn als Lehrling beginnen müssen, was ich aus vielen Gründen für nicht zweckmäßig hielt, da er schon nicht mehr recht für deutsche Verhältnisse paßte.

Der Abschied war ein schwerer, und ich wage nicht die Gefühle zu beschreiben, welche mich bestürmten, als ich das Schiff, mit meinem geliebten Weibe und meinen theuren Kindern hinausgehen sah in die See. Es war mir, als wäre mit Einemmale Alles von mir genommen, was mir das Leben hier noch einigermaßen erträglich machen konnte. Meine einzige Hoffnung war, gute Nachrichten zu erhalten.

Nun, es kamen auch Nachrichten, gute und schlechte, wie ich nicht anders hätte erwarten sollen.

Acht Jahre, die unterdessen verflossen waren, hatten Zeiten und Menschen geändert; die revolutionäre Aufregung war einer reaktionären Stimmung gewichen, und nur wenige treue Freunde zeigten, daß sie noch die Alten waren in Gesinnung und Thun.

Ich forderte und erwartete keine andere als eine moralische Unterstützung meiner Zwecke, welche lediglich der Erziehung meiner Kinder galten, denn die Geldmittel zu häuslicher Einrichtung, hatte meine Frau, und für Bestreitung laufender Kosten, sandte ich monatlich einen Wechsel von hundert Gulden, was nicht viel war, aber hinreichend zur Erreichung unserer bescheidenen Absichten. — Die Sache ging auch, nach und nach, leidlich gut. Die Kinder gingen in die Schule; ein guter, lieber Mann, Herr Rapp, gab ihnen, gegen ein billiges Honorar, Musikunterricht, was mir eine große Freude machte; unsere Correspondenz hatte eine gewisse Regelmäßigkeit, aber dennoch ist Correspondenz kein Ersatz für persönlichen Umgang, und ein Austausch von Gedanken, welcher im glücklichsten Falle einen Zeitraum von vier Wochen erforderte, war geeignet, wenn irgend Etwas nicht ganz nach Wunsch ging, mir große Unruhe zu bereiten. — Ich empfand bald mein Alleinstehen doppelt schwer, da mir Sorge und Unmuth die Lust benahmen, mich zu zerstreuen. — Ich verfiel nach und nach in eine Art von melancholischer Selbstquälerei; eine Befürchtung, daß ich krank werden könne, was uns allesammt in eine schreckliche Lage versetzen würde, befiel mich zuweilen, und zu alle dem kam noch die meine Stellung bedrohende Geschäftscrisis von 1857. — Hatte ich das Alles vorher als eine Möglichkeit in Betracht gezogen, so fühlte ich mich dennoch in meinen guten Vorsätzen so stark, daß wir die Ausführung unseres Planes trotz dieser Möglichkeiten für's Beste hielten. Des freudenleeren Lebens in dieser Fremde waren wir so satt, und unsere Sehnsucht nach dem Vaterlande war so groß, daß die Hoffnung, bald wieder in Deutschland zusammen zu leben, alle abschreckenden Befürchtungen überwog. — Es war ursprünglich unsere Absicht, daß ich mit Philipp nachkommen sollte, wenn wir uns nur erst über die schlimmste Zeit hinausgearbeitet hätten.

Jetzt war es bald so weit, und meine Frau that Schritte, eine Amnestie für mich zu erwirken, da ich noch in Frankfurt wegen

des September-Aufstandes unter Anklage stand. — Dr. Friedleben unternahm dieses Geschäft, aber es blieben seine Bemühungen erfolglos. Der gute Freund Rapp versuchte seinen Einfluß unter vielen einflußreichen Freunden in Darmstadt, aber wenn irgend ein Erfolg zu hoffen war, so hätte ich vorher ein Begnadigungsgesuch einreichen müssen, und wie konnte ich mich dazu entschließen, ohne meine Selbstachtung aufzugeben? — ein Verlust, welcher meiner Denkweise nach, größer wäre als der Verlust des Lebens selbst. Nie, so schrieb ich, habe ich ein Wort gesprochen, das nicht, nach meiner Ueberzeugung, recht und gut und ernst gemeint war; nie habe ich Etwas gethan, das ich jetzt bereuen möchte, wenn die Folgen für mich auch schwer zu tragen sind, und nie werde ich um Begnadigung bitten.

Und jetzt, nachdem viele Jahre vergangen sind, kann ich mir nicht versagen hinzuzufügen: Bismark hat ja dasselbe Verbrechen, welches uns vom Vaterland verbannte, unterdessen theilweise selbst ausgeführt, und ist dafür gefürstet worden! —

Daß mir nun die Aussicht auf eine baldige Rückkehr versagt war, trug nicht dazu bei, meine Gemüthsstimmung zu bessern. Konnte ich nicht amnestirt werden, so erschien es mir nothwendig, meine Frau und Kinder so bald wie möglich wieder zurückkommen zu lassen, um unsere Chancen in der Verbannung, so gut es gehen konnte, zu benutzen. Es mußte geschehen, um mich einer nervösen Aufregung zu entreißen, deren ich nicht Herr werden konnte. Ich begann Alles um mich her zu hassen, und vielleicht mich selbst am Meisten.

Eine Begegnung.

Während dieser Zeit, wo mir eine offene und herzliche Theilnahme eines Freundes geradezu ein Bedürfniß geworden, führte mir ein wahrhaft romantischer Zufall einen Jugendfreund entgegen, dessen Einfluß auf meine Gemüthsstimmung eine höchst anregende und aufmunternde Wirkung hatte.

Eines Abends saß ich in einer großen, sehr besuchten Bierhalle, wo ich zuweilen speiste, als ein stattlicher, kräftig gebauter Mann zu mir trat, mit dem Bemerken, er glaube in mir einen Jugendfreund zu erkennen. Seine Stimme und Rede weckte in mir wohl alte Erinnungen, aber dennoch erkannte ich in ihm nicht meinen lieben Duttel, bis er sich nannte. — Kann ich die Innigkeit beschreiben, mit welcher ich den Herzensjungen an meine Brust drückte? Ich versuch' es nicht. —— Wir brachten zwei Tage zusammen zu; längere Zeit konnte er mir nicht widmen, denn er stand noch allein, war aber Besitzer einer Farm im Lande, die er mit Hülfe zweier Knechte bearbeitete. Zuweilen führten ihn Geschäfte nach New York, wie gerade jetzt, doch waren diese bereits abgemacht, und da ich nur Abends Zeit hatte, mit ihm zu verkehren, bat ich ihn dringend, mir zwei Tage zu opfern, denn ich fühlte, wie wohl es mir that, meine Erlebnisse und Pläne mit einem Freunde zu besprechen, bei welchem ich einen wahrhaft herzlichen Antheil voraussetzen durfte. — Was ich Alles zu besprechen hatte, bedarf hier keiner Wiederholung, doch was er mir Alles sagte, am letzten Abend unseres Beisammenseins, ist der Mittheilung werth. Wir saßen an demselben Tisch in der Bierhalle, wo wir uns zuerst wiedersahen, und nahmen unser Abendbrod. —

Meine Angelegenheiten hatten wir so ziemlich durchgesprochen und er hatte meine Absicht, meine Familie zurückkommen zu lassen,

gebilligt, denn obgleich er mein Urtheil über amerikanisches Leben nicht durchaus verwarf, fand er dennoch hier viel mehr Gutes, als ich zu finden im Stande war.

„Da ist wieder so ein Beispiel für Sittenrichter Deines Schlags, welche amerikanische Zustände allerdings nicht in ein glänzendes Licht stellen," sagte er, „und in der That, diese Geschichte muß Dich im höchsten Grade interessiren, denn sie betrifft einen anderen unserer Jugendfreunde, den Michel. Erinnerst Du Dich seiner?"

„Ob ich mich seiner erinnere? Dieser geniale Junge wurde ja nach Heidelberg gesandt, um Chemie zu studiren. Wo ist er? was ist aus ihm geworden? ich muß ihn sprechen!" rief ich.

„Nur Geduld und Gemüthsruhe," erwiderte Gustav. „Ich weiß nicht, ob ich Dir rathen soll, ihn zu sprechen. Doch sollst Du seine Geschichte hören. Siehst Du jenen rundlichen, wohlbeleibten, solid gekleideten, fast vor Wohlbehagen glänzenden Mann? — Er ist ein abgefeimter Spitzbube, denn er ist zu jeder Niedertracht, die ihm ungestraft Geld einbringt, fähig; aber er ist ein sehr angesehener Mann hier. Und siehst Du den jüngeren Mann, welcher eben mit ihm spricht? — Es gab eine Zeit, wo Jener mit dem Hut in der Hand vor Diesem stand, und er sich glücklich und geehrt schätzte, wenn Dieser ihm die Hand zu reichen, sich herabließ. Erkennst Du ihn? es ist Michel, unser Spielgenosse. Die Geschichte dieser beiden Menschen ist lehrreich, denn sie stellt uns quasi eine ganze große Classe von Menschen vor Augen, wie sie uns hier begegnen. Der Dicke war in Heidelberg Michel's Stiefelwichser und Famulus, welcher sich zu allerlei Teufeleien gebrauchen, und auch gelegentlich einen schlechten Streich auf eigene Rechnung unterlaufen ließ, was ihn vor Jahren nach Amerika verschlug. Hier begann er seine Laufbahn als Lumpensammler; dann wurde er Lumpenhändler; dann Papiermüller und Spekulant. Du siehst, es ist Methode in diesem Fortschritt. — Michel, ein Genie, wird hier sein Diener,

da er ihn als einen guten Chemiker brauchen kann. So wird die Wissenschaft Sklave der Dummheit. Wenn es dabei sein Bewenden hat, wollen wir nicht viel dagegen sagen, denn wo die Wissenschaft der Dummheit zu Hülfe kommt, kann nichts ganz Schlechtes herauskommen. Aber wo die Wissenschaft nur dazu vorhanden ist, um von der Dummheit, Schlauheit oder Schlechtigkeit ausgebeutet zu werden, macht die Menschheit einen entschiedenen Rückschritt. Diesen Rückschritt muß fast Jeder machen, welcher mittellos an die gastlichen Gestade dieser großen Republik geschleudert wird; vielleicht gerade durch seinen Eifer im Dienste der Menschheit hierher geschleudert wurde. Hier nimmt sie die große Mühle in Empfang, wie alle Europamüden, und wirft sie und drückt sie, und quetscht sie, bis sie für dieses Leben passen, d. h. bis sie ihre Illusionen, überflüssiges Wissen, kurz allen Ballast, mitsammt ihrem Glauben an die veredelnden Einflüsse der Freiheit auf den Menschen, über Bord geworfen haben, und der nackte Mensch, mit seinen allernatürlichsten Bedürfnissen, dasteht, und sich nach den allerursprünglichsten Mitteln der Selbsterhaltung umsieht. — Nun muß er zeigen, was er ist."

„Vielleicht zeigt er auch, was er nicht ist!" erwiderte ich. „Ist denn jeder brave Mensch fähig, sich selbst nicht allein, sondern auch Frau und Kind den erniedrigenden Wirkungen der Noth, der Entbehrung, der Zurücksetzung, und selbst wirklicher Armuth ausgesetzt zu sehen, und doch im Bewußtsein seines Werthes Befriedigung zu finden? Keinenfalls kann ein solcher Zustand lange dauern, ohne sich als eine Täuschung geltend zu machen, denn das Entbehren alles materiellen Wohlbefindens ist auf die Dauer geisttödtend. Muß der bessere Mensch nicht in schmutzigen Wohnungen, in schmutzigen Straßen, von schmutzigen Menschen umgeben, und vielleicht verachtet, verlacht, ja verletzt von ihnen, denen er in seiner Armuth nicht entfliehen kann, mit denen er aber vermöge seiner besseren geistigen Ausbildung keinen geselligen

Umgang pflegen mag, muß er nicht dennoch zuletzt dem gleichmachenden Einfluß der Armuth erliegen? — Daß es nicht sein muß, mögen die Glücklicheren als Theorie aufstellen; die Praxis aber hat diese Wirkung sicher, und ich verstehe sehr wohl, daß mir mein Freund Gloß, ein geistreicher und sehr praktischer Mensch, sagen konnte: wenn ich je hier auf eine gemeine, rohe Arbeit angewiesen sein sollte, um mein Leben zu fristen, so weiß ich zwei Arme, welche bereit sind, mich zu empfangen und dem Verderben zu entreißen: der Ost- und Nord-River! — Auch er war ein Flüchtling, stand allein, war hochgebildet und — o wie sehr sehnte er sich zurück nach Deutschland!" —

„Das ist Alles wohl und gut und, von eurem Standpunkt aus betrachtet, gerechtfertigt," sagte Gustav. „Aber wer einmal hier ist, ohne Geldmittel, und Nerv genug hat, ohne gerade den Geist aufgeben zu müssen, der greift zur Schaufel, zur Axt, macht Backsteine, arbeitet im Zuckerhaus, sprengt Steine, kurz, arbeitet für's nackte Leben. Die Meisten schwimmen so mit dem Strome, bis sie erschöpft untergehen. Andere gewinnen auch festen Fuß und haben dann noch so viel Geist und Energie übrig, daß sie etwas mehr als bloße Arbeitsmaschinen werden, aber selten bleiben sie Menschen, welche noch Zeit und Willen übrig haben, etwas für die Menschheit zu thun. — Wer reich genug geworden, thut etwas der Art, vielleicht nach seinem Tode, aber auch das geht meistens, mit Ausnahme von Hospitälern, welche Leidende pflegen, an solche Institute, welche mehr schaden als nützen." —

„Man hält es fast für unmöglich hier, daß ein Mensch etwas thun könne, ohne persönliche Zwecke dabei zu verfolgen. Was diesem Zwecke dient, wird entschuldigt, wenn's gelingt. Es entschuldigt Betrug und Lüge im Handel; Verleumdung und Lüge in der Politik; Verleugnung großer, edler Grundsätze in der Presse, Verrath der Freundschaft und Liebe, Alles gilt als „smart", wenn es zum Ziele führt, das Ziel und der Mittelpunkt:

jeder einzelne Mensch selbst. — Wir haben hier keine Stände, wir haben nur Reiche und Arme, und was dazwischen liegt; Alle haben gleiche Rechte nach Dem zu ringen, was ihnen das Höchste ist. — Der Unwissendste, der Gemeinste, der Habsüchtigste, der Gewissenloseste, der Ehrgeizigste, kurz, alle Leidenschaften, welche die Menschheit erniedrigen, haben in den weiten Grenzen der Civil- und Criminalgesetze einen unbändigen Spielraum. Sie stellen ihre Netze aus und erfreuen sich ihrer Erfolge!

„So auch dieser Papiermüller, um wieder auf mein Thema zu kommen."

„Glaube mir, an seinem Reichthum haften Akte der Niedertracht, die ein guter, wohlgebildeter und deshalb auch wohldenkender Mensch nie hätte begehen können.

„Michel wußte nichts von ihm, dachte wohl gar nicht mehr an ihn, und hatte bereits eine Carriere vom Barkeeper zum Farmarbeiter, von diesem zum Backsteinmacher, von diesem zum Steinsprenger durchgemacht. Als solcher war er schon ein wenig im Zuge, seine chemischen Kenntnisse zu verwerthen, und, als ein wohlunterrichteter, denkender Arbeiter, die Erfolge zu verdoppeln und die Auslagen zur Hälfte zu vermindern. — Aber ein Contraktor, smart wie ein Fuchs, und geldhungrig wie ein Geizhals sieht so etwas ab, thut als wisse er das schon lange selbst, und sucht eher den Mann, dem er Dank schuldig ist, los zu werden, als ihn zu halten und zu belohnen, denn einem gemeinen Sinn ist Dankbarkeit eine lästige Pflicht. So erging's auch unserem Michel; er wurde entlassen aus Furcht vor einer Concurrenz, wenn man ihn länger in das Geschäft hineinblicken ließe."

„Da fand er in einer Zeitung eine Annonce. Ein Chemiker wurde gesucht und Michel meldete sich. — In der Office, wo er nachzufragen hatte, fand er einen Mann — kurz, wozu eine Beschreibung? da Du ihn hier vor Dir siehst. — Beide blieben nicht lange im Zweifel darüber, daß sie alte Bekannte seien,

obgleich der Papiermüller mit dem Grünen nur englisch sprach, was er in der That besser fertig brachte, als er seine Muttersprache mißhandelte.

„Nach einer kurzen Unterredung fing Michel an laut aufzulachen, und rief scherzend aus: ‚Aber Sie Petrus, wollen Sie Ihren Herrn verleugnen? Wie viel Tausendmal hab' ich Sie „Kameel“ genannt, und jetzt sind sie avancirt zum Chamäleon. Sie haben eine neue Haut bekommen mit schön schillernden Farben, aber das hindert mich doch nicht, in ihnen unseren listigen Heidelberger Famulus wieder zu erkennen.‘

„‚Ja, ja!‘ erwiederte dieser, ‚ich recollecte Sie, Michel.‘

„‚Ein Wunder!‘ rief Michel etwas gereizt über den kühlen und geringschätzigen Ton, welchen Peter anstimmte. ‚Ich sehe auch so heruntergekommen aus, daß Sie sich meiner nur dunkel recollecten. Ich für meinen Theil habe kein so undankbares Gedächtniß, daß es sich nicht der vielen Dienste erinnern könnte, welche Sie mir schon geleistet.‘

„‚Well,‘ sagte Peter, ‚die Zeiten haben sich geändert.‘

„‚Ja! und wir auch,‘ war Michel's Antwort. ‚Denn wenn Sie jetzt z. B. in Heidelberg verdufteten, würde ich gewiß nicht zwei Paar Stiefel vermissen von dem halben Dutzend, das Sie immer daheim hatten zum Wichsen und gelegentlichen Mitgebrauch. Und wie's scheint, sollen wir die Rollen ganz und gar wechseln, denn ich komme ja hierher, um Ihnen meine Dienste anzubieten.‘

„‚Das wäre schon recht,‘ erwiederte Peter, ‚denn ich weiß, Sie haben was gelernt, und sind ein Mann, wie ich ihn suche! — Aber —‘

„‚Aber,‘ fiel ihm Michel in's Wort, ‚Sie waren einmal mein Diener, nun werd' ich der Ihrige! Dafür sind wir auch in Malheurica und nicht in Europa. Und da es Sie zu geniren scheint, an alte Zeiten zurück zu denken, so kann das als eine

zwischen uns abgemachte Sache betrachtet werden. — Sehen Sie, Peter, einmal mußten wir doch davon reden, und da denke ich, es ist besser so, als daß wir uns gegenseitig als Heuchler erkannt und behandelt hätten.'

„Peter sah das auch ein; wie er überhaupt gewohnt war, Leuten, welche ihm geistig überlegen waren, nicht geradezu zu widersprechen.

„Michel war ihm ein wahrer Fund, wenn er sich nur willig zeigte, für die Zwecke Peters zu arbeiten, und zwar nicht allein in der Papiermühle als Chemiker, sondern auch als eine Art Privatsekretär, da dem reichen Peter so viele Zumuthungen, Offerten, Anerbieten und kleine unwillkommene Aemter in den Weg gelegt wurden, daß er der Stellung, die man ihm, als einem so erfolgreichen Geschäftsmanne, aufdrang, nicht gewachsen war.

„Seine Eitelkeit schmeichelte ihm aber mit der Vorspiegelung noch ganz anderer Erfolge im politischen Leben. — Er war nämlich ein Demokrat, und zwar ein sehr angesehener und einflußreicher Mann in der Partei; er mußte deshalb suchen, seinen Ruf aufrecht zu halten.

„Er bedachte sich auch nicht lange, denn er kannte Michel von seiner Universitätszeit her als einen durchaus zuverlässigen, achtbaren Charakter, und konnte ihn auch nicht besser zum Schweigen bringen, was er wegen seiner Vergangenheit nöthig zu haben glaubte, als indem er ihn gewissermaßen von sich abhängig machte. Sie wurden handelseinig, einstweilen für seine Dienste als Chemiker, denn von den anderen Plänen war Peter schlau genug jetzt gar nicht zu sprechen. ‚Das findet sich schon, wenn er einmal ein wenig an mein Brod gewöhnt ist,' dachte er, und es fand sich auch. Wenigstens fand sich Gelegenheit genug, ihn um diese oder jene Gefälligkeit zu bitten. Bald war es ein kleiner Puff in den Zeitungen, den er von ihm forderte; bald eine kleine Rede, die er bei einer oder der anderen Gelegenheit halten wollte, welche

Michel ihm stylisiren mußte. Um kurz zu sein, will ich Dir nur hier mittheilen, wie ein Bruch zwischen den Beiden entstand, welcher unheilbar wurde.

„Eines Tages lud Peter sein quasi factotum zum Thee in sein Haus. Bisher hatte er ihn nur in der Mühle, oder in seiner Office gesehen. Ich will weder die prächtige Einrichtung der Wohnung, noch Michels Erstaunen darüber schildern, auch darfst Du annehmen, daß ihm die Metamorphose dieses Emporkömmlings mehr interessant als imponirend vorkam, und daß er nicht einen Augenblick das Bewußtsein seiner Superiorität verlor. Nach einem guten Abendessen, wobei der Wein nicht geschont wurde, entwickelte Peter seine alte Beredtsamkeit und versuchte seine moralischen Grundsätze, wie er es nannte, zur Geltung zu bringen, die aber für Michel nichts weniger als stichhaltig waren.

„‚Eure studentischen Ansichten von Ehre und Schande passen einmal nicht hierher,‘ sagte Peter, ‚hier muß man mit dem Strome schwimmen; wer dagegen kämpft, wird dennoch, ohne es zu wollen, gegen seine eigene Richtung mitgerissen, während er ohne Erfolg sich abmüht. — Betrug giebt es hier gar nicht; man muß nur nicht dumm sein und sich einer gesetzlichen Strafe schuldig machen, besonders wenn man ein respektabler Mann ist und Property hat. Wer nichts hat, und mit Schlauheit die Gesetze zu umgehen weiß, den läßt man schon laufen, denn was hat man davon, wenn man ihm schadet, während, wenn er smart ist, man immer noch Etwas von ihm erwarten kann. Man muß immer suchen den schwachen Punkt der Gesetze auszufinden.

„‚A propos, da fällt mir grade ein, daß ich Sie bitten wollte, mir einen Theil meiner überhäuften Geschäfte abzunehmen, der mir zu viel Zeit wegnimmt. Wie Sie wissen, importire ich eine große Quantität Lumpen, schon seit Jahren. Dieses Geschäft will ich nun mit noch mehr Energie betreiben und habe einen Agenten nach Europa gesandt, um die Einkäufe in Deutschland,

Frankreich und Italien zu besorgen. Ich habe Ordre gegeben, die Rechnungen auf Ihren Namen auszustellen, damit Sie die ganze Sache ohne weitere Vollmacht auch am Zollamt besorgen können, um mir alle die zeitraubenden Gänge zu ersparen; das ist Alles; denn Lumpen kosten ja keinen Zoll und ich hatte nie irgend einen Anstand, nur die Zeit! — Die Zeit ist mir kostbar. — Die Gänge, das Warten bis man das Entry beschwören kann, was persönlich geschehen muß, das stört mich zu sehr und kann es nun in der Folge Ihnen überlassen.‘

„Michel fand keinen Grund diese Bitte abzuschlagen, und eine lange Zeit gingen diese Importationen ohne Anstand ein.

„Unterdessen nahm noch ein anderes Unternehmen die ganze Gewandtheit Michels in Anspruch. Er hatte nämlich, mit Aufbietung all' seiner chemischen Kenntnisse, die Fabrikation eines gewissen Papieres herauszubringen, exact wie ein ihm eingehändigtes Muster. Er fand auch das Geheimniß aus, und Peter versprach ihm zu Neujahr, es war eben erst Frühjahr, eine reiche Belohnung dafür. ‚Ich könnte Ihnen eine wöchentliche Erhöhung des Salairs geben, aber Sie sind zu gut und würden das Alles wieder eben so schnell los werden; es ist besser ich gebe Ihnen eine Summe auf Einmal, die Sie in einer Sparkasse anlegen können.‘

„Später stellte sich heraus, daß dieses Papier für eine colossale Fälschung von Bonds gebraucht wurde, wobei Peter selbst betheiligt gewesen sein soll; es konnte ihm aber nichts bewiesen werden. Als das neue Jahr ankam, an welchem Michel eine glänzende Belohnung für seine geleisteten Dienste zu erwarten hatte, saß er im Gefängniß!

„Es hatte sich herausgestellt, daß in den Ballen, welche die Lumpen enthielten, auch Stücke Seidenstoffe, Sammet und andere hochbesteuerte Ellenwaaren sich befanden. — Peter hatte in Verbindung mit einem Dry Goods-Händler den Schmuggel betrieben, aber die Sache so schlau eingeleitet, daß Michel dafür verantwortlich blieb.

„Auch dafür sollte er eine reiche Belohnung haben, wenn er ohne Widerspruch diese Verantwortung übernahm! Michel aber, empört über diesen frechen Mißbrauch, welchen Peter mit ihm trieb, wies mit Verachtung jedes Anerbieten ab, und stellte die Sache der Wahrheit gemäß dar.

„Peter, welcher von Vornherein einen solchen Fall für möglich, ja wahrscheinlich hielt, hatte alle seine Vorkehrungen getroffen, um seine Person von jeder Mitschuld frei zu halten, leugnete nun ganz frech und entschieden jede Mitwissenschaft; stellte sich empört darüber, daß Michel seine Ehre und sein Eigenthum, aus schnöder Gewinnsucht, in Gefahr bringen konnte und entließ ihn aus seinen Diensten.

„Man hatte nur einige Ballen mit solcher Contrebande gefunden, obgleich die Zollbehörde den Verdacht hegte, daß dieser Schwindel schon lange getrieben wurde. Die Schmuggler hatten aber solche Vorsicht angewendet, daß man von früheren Operationen keine Spur entdecken konnte. Peter stellte sich als der mißbrauchte und mißhandelte Ehrenmann dar, welcher nur aus Rücksicht auf die sonstigen Verdienste seines Untergebenen später einschritt und die Strafe bezahlte, um Michel aus der Haft zu befreien.

„Michel konnte sich natürlich nie wieder mit diesem Menschen versöhnen, ja er sinnt heute noch, wie er mir selbst sagte, auf eine für so gemeinen Gegner entsprechende Rache. Du siehst ihn hier mit ihm reden, wahrscheinlich nur, um ihm diese Gesinnung an den Tag zu legen. Bei solchen Begegnungen sind List und Haß thätig, und ich bin überzeugt, Peter würde seinem Gott danken, wenn Michel den Hals bräche, oder irgendwie aus dem himmlischen Licht zu den Schatten der Unterwelt verschwände; sei es auch durch Hunger oder Selbstmord. Der Mann ist ihm ein Dorn im Auge, so lange er ehrlich bleibt. — Noch lieber würde er aber sehen, wenn ihn die Noth und die Rohheit des Lebens

hier reif machte, seinen Einflüsterungen empfänglich, seinen Zwecken dienstbar zu werden. Wer mag behaupten, daß dieser Fall nie eintreten wird? Man lernt hier erst recht die Noth und auch den Glanz und Reichthum des Lebens kennen; lernt die Menschen so recht im großen Ganzen verachten, fühlt sich wie ein Wurm unter die Füße getreten von Menschen, die wir durchaus nicht für berechtigt halten, so hoch über uns zu stehen — aber wo ist Hülfe? wo ist Rettung?"

„Bekämpfe sie mit gleichen Waffen! ruft eine Stimme in uns, senke das Visir, damit man die Schamröthe nicht sehe, welche den Neuling im Kampfe verräth. Lege die Lanze ein und biete jeder List die Stirne; vergiß, daß das Leben einen schöneren Zweck haben sollte, als Reichthümer zu sammeln; daß Kopf und Herz mit anderen Dingen sich beschäftigen sollten, als nur mit dem Stand der Course, mit dem Preis des Fettes, mit dem Gedanken, wie man das Geld aller Anderen in seine eigenen Taschen locke; werde ein Schlaukopf!

„Pfui! sagt eine andere Stimme. Was gewinnst Du denn damit? Du kannst nicht das Eine und auch das Andere wollen. Du kannst nicht Deinen ganzen Sinn auf den Erwerb von Reichthümer werfen, und den Gleichmuth eines edlen Herzens, eines erhabenen Geistes bewahren; kannst nicht mit Ruhe, mit dem tiefen Gemüthe eines denkenden Wesens, durch's Leben gehen. — Das ist, mein lieber Freund, eine Zeit schwerer Prüfungen, da heißt es fest stehen! — Die Halbentschlossenen sind die Elendesten; sie können entschlossenen Concurrenten nicht die Spitze bieten und sind dennoch um ihre paradiesische Ruhe gebracht.

„So sind die Bewohner großer Städte in beständiger Aufregung; wir sehen sie bald oben auf einer Welle, nur Glanz und Schaum; bald von der Fluth hinabgerissen in einen Abgrund, aus dem sie sich nicht wieder in's Sonnenlicht des Glückes, dem sie nachjagen, hinaufarbeiten können, aber immer dieselben, ob Glanz, ob Nacht

sie umgiebt; immer dieselben gejagten und geplagten Wesen, welche nie zu sich selbst kommen und welche entweder gegen das scheußliche Gespenst der Noth, oder gegen irgend welche andere Gespenster in beständiger Aufregung erhalten werden.

„Ich sehe gerne, daß Du mir aufmerksam zuhörst, und ich bin absichtlich so ausführlich, weil ich damit eine ganze Classe beschreibe, zu welcher ich bei Dir eine große Hinneigung bemerke. Leute, denen es weder an nützlichen Kenntnissen, noch an Talenten fehlt, die aber nicht recht wissen, was sie wollen oder sollen.

„Ich kannte Michel als einen durchaus tüchtigen und zuverlässigen Menschen, aber er war zu sehr an einen lebhaften geistigen Verkehr, an materielle Genüsse, an Glanz und Vergnügen gewöhnt, und deshalb konnte es ihm auf dem Lande, in kleinen Verhältnissen, nicht gefallen. Ich hatte ihn eine kurze Zeit bei mir auf der Farm, aber er konnte und wollte weder hacken noch graben, weder pflügen noch mähen. Den Mist zu laden und auf die Felder zu bringen, dünkte ihm eine Beschäftigung, welche unter den Qualen der Hölle aufgeführt werden sollte. An das Landleben konnte und wollte er sich also nicht gewöhnen, und als Faullenzer sich erhalten lassen, wollte er auch nicht. Seine chemischen Studien hätten ihn zu einem Muster von Landwirth machen können. Theoretiker aber wie Liebig, welche nur lehren, sind hier nicht am Platze, wenigstens nicht unter Verhältnissen unter welchen Michel lebte.

„Und seine Kenntnisse praktisch anwenden um nach jahrelangen, körperlichen Anstrengungen endlich die Früchte reichlich eingehen zu sehen, das schien ihm ein zu großes Opfer; ein Aufgeben der Gegenwart für eine unsichere, weit in der Ferne winkende glücklichere Zukunft. — Er wollte sich nicht quälen, er wollte genießen, lieber kurz und gut, als so Vieles gegen Wunsch und Neigung zu thun, um vielleicht später niemals zu ernten.

„Das ist Alles recht schön, aber es sind nur Redensarten. — Wenn Leute, welche ohne Vorsicht in den Tag hineinleben, welche

nur nach ihren momentanen Launen, nur nach ihrem Gefühl einen Weg sich tasten, sich für glücklicher halten, als Diejenigen, welche mit Bewußtsein, Plan und Ueberlegung handeln, so sind sie gar sehr im Irrthum. Für viele Menschen ist ein Lebensplan, ein gewisses Ziel, nach welchem sie ringen, ein wahres Füllhorn von Freuden. Entbehrungen und Leiden selbst, welche sie ihrem Zwecke näher bringen, sind geeignet ihren Muth zu erhöhen und ihnen Befriedigung zu gewähren. Wahrlich! ich sage Dir, mein Freund, im Entsagen liegt so viel, ja oft mehr Freude, als im Genießen. Ziel und Zweck dürfen freilich auch nicht rein materiell sein. Sie müssen den Menschen als das edelste Wesen auffassen und ihm seine freie Entschließung lassen. — Ist der Entschluß vernünftig, aber vielleicht unserem Gefühl, unserer Neigung einen Zwang auflegend, dann fordert dessen Ausführung eine Kraft des Willens, welche, wenn sie siegt, uns mit Freude und Selbstachtung erfüllt.

Solcher Kämpfe habe ich gar manche gekämpft, und ich fühle mich reichlich belohnt, indem ich mir dadurch nicht allein eine unabhängige Stellung errungen, sondern einen unabhängigen Charakter bewahrt habe, während der Mensch, welcher nur seinem Gefühle nachlebt, Gefahr läuft alle Willenskraft zu verlieren und rath- und thatlos, entweder im Genuß oder im Elend unterzugehen."

„Das also," sagte ich, „ist mein lieber Michel, der mir als Knabe schon, durch seinen unabhängigen Charakter und seine Eigenart imponirte, ich dachte immer, er sei ein Genie." —

„Und das ist er auch," fuhr Gustav fort, „aber um so gefährlicher für ihn, gerade hier. Kannst Du nicht ahnen, was in einer Menschenbrust vorgeht, welche von Stürmen und Leidenschaften, von Liebe, Hoffnung, Haß und Verzweiflung durchwühlt wird? —

„Wie oft mußte ich, während er bei mir war, Himmel und Hölle mit ihm durchwandern; wie oft riß er mich mit sich, auf den Wogen hochgehender Pläne und Hoffnungen; wie oft war er in einer Stimmung, wo er die ganze Menschheit an's Herz drücken konnte,

ja wo er sich freudig für sie geopfert hätte, und wie oft erfüllte ihn Haß, Verachtung und Ekel bis zum Lebensüberdruß! Seine glühende Phantasie konnte Steinen eine Seele einhauchen, und sein glühender Haß konnte die innigsten Blüthen des Gemüthes gleichsam mit Füßen zerstampfen. Dieser Mensch kann Alles. Er schwärmt mit dem Dichter, er phantasirt mit dem Musiker, er denkt mit dem Philosophen, und zwar mit scharfem kritischem Urtheil; er dringt in die Werkstätte der Natur und belauscht mit Glück ihr geheimes Walten. — Ich sah ihn im vollen Bewußtsein seines Werthes, mit dem Stolz eines Königs vor einem Crösus stehen, und dagegen sah ich ihn auch, rath- und hilfslos wie ein Kind, dem man die Ruthe giebt, vor einer kranken Bettlerin mit einem vom Hunger verzehrten Kinde stehen, wenn er nicht helfen konnte. Als ich ihn darüber in gutmüthigem Scherz, zur Rede stellte, erwiderte er mir: ‚Wenn ich vor so einem geldstolzen Menschengesicht stehe, wachse ich in den Himmel, aber vor einem Menschen, welcher offenbar ein Opfer der Noth und des Elendes ist, könnt ich vor Scham in die Erde sinken, denn daß es solche unglücklichen Opfer geben kann, drückt Reichen wie Armen, ja unserer ganzen Civilisation das Brandmal der Thorheit auf.‘ Was ist einem solchen Menschen der anhaltende Kampf um Erhaltung des nackten Daseins? — In einem Rhaptus kann er das Leben wegwerfen; in einem anderen wirft er die Menschheit weg; er wird ein Scheusal oder er greift, angewidert von dem ewigen Einerlei der täglichen Noth, des täglichen Schlendrian, zu den aufregendsten Mitteln, um sich nur schneller in sich selbst aufzureiben.“ —

Diese Schilderung weckte alle die alten Sympathien für diesen Gespielen meiner Jugend in mir auf. „Ich kann ihn vielleicht retten, denn er scheint, deinen Aeußerungen nach, in großer Gefahr zu schweben,“ sagte ich; „ich kann vielleicht einen guten Einfluß auf ihn ausüben.“

„Mein lieber, gutmüthiger Freund," erwiderte Gustav, „laß Dich von Deinem Eifer, Anderen zu dienen, nicht hinreißen eine Thorheit zu begehen. Betrachte Dir die Sache erst. Der Michel könnte auch einen wesentlichen Einfluß auf Dich selbst ausüben; denn in der That ist er bereits, durch so viele unglückliche Verhältnisse und Mißgeschicke die ihn trafen, so herabgestimmt, daß eine gefährliche Menschenverachtung in ihm vorherrscht. Er sucht nicht mehr Zerstreuung in Gesellschaft, er sucht vielmehr die Einsamkeit und Aufregung durch äußere Mittel. In Gesellschaft läßt er sie nur den Satz, die bittere Hefe des Spottes und der Verachtung kosten. Du bist noch viel zu gutmüthig und gläubig um einen erfolgreichen Einfluß auf diesen zerrissenen Charakter auszuüben." —

Mittlerweile war Peter weggegangen, und Michel wollte sich entfernen, als er, im Vorbeigehen, Gustav erkannte. —

„Was führt denn den glücklichen Landmann aus seinem Paradiese in diese Hölle?" frug er spöttisch.

„Das Bedürfniß," erwiderte Gustav, „wieder einmal unter Menschen zu sein. Die paradiesische Ruhe und Sicherheit fing an, einschläfernd auf mich zu wirken; ich muß die Lebensgeister wieder etwas durcheinander rütteln; muß dem Teufel in's Antlitz schauen um Gefahr und Kampf nicht ganz zu vergessen. — Wir sind eben keine Götter, wir können eine dauernde, ungetrübte Ruhe nicht mit göttlichem Gleichmuth ertragen. Wir im Lande müssen manchmal in die Stadt, um in diesem Schmutz und Lärm, an diesem Stoßen und Drängen und rastlosen Gewühle wieder einen gründlichen Ekel zu finden, damit unser nüchternes Leben uns wieder so recht wie gesunde Hausmannskost schmeckt. Doch gewährt mir die Stadt diesmal das besondere Vergnügen, zwei theure Jugendgenossen wieder zu sehen, wie Ihr beide seid. Seht Euch einmal recht in die Augen."

Michel blickte nachlässig nach mir, als wolle er sagen: was

gehen mich die Todten an? Was soll mir die Erinnerung an eine Zeit, an eine Welt mit welcher ich an keiner Faser mehr zusammenhänge?

„Kann mich nicht erinnern," sagte er dann gleichgiltig, und als ich ihm meinen Namen nannte, reichte er mir die Hand, ohne irgend welche Theilnahme. Wir verhielten uns wie zwei neutrale Pole zu einander und so verließen wir uns auch wieder.

„Welch' ein trauriges Zeichen der Wirkungen des Lebens auch hier," sagte ich, als er gegangen. „Wenn man in der alten Welt eingeklemmt ist in drückende Verhältnisse, so hat man dafür doch wieder viele Genüsse im gewohnten Umgang mit Gleichgesinnten, theilnehmenden Freunden und uns anmuthendem Leben. — Man findet sich nicht getäuscht in großen Hoffnungen, mit denen doch Jeder seine Blicke und Schritte hierher lenkt. Das schrumpft ja Alles hier zusammen zum erbärmlichsten Phlegma, denn die brennende Begierde reich zu werden, oder auch nur die nimmer endende Sorge, um das nackte Leben von Heut auf Morgen, vertrocknet alle Frische des Gefühls. Die Quelle aller Poesie, Menschenliebe und so vieler anderen edlen Lebensfreuden versiegt so bald, daß es mir immer Angst wird, wenn ich in diesem reichen Leben herumwandle, wie ein Gespenst aus einer anderen Welt."

„Ja, erwiderte Gustav, „es ging dem Michel so, und geht Jedem so, und um aus der Betäubung und dem Zweifel herauszukommen, greifen Viele so gradezu drauf los, daß sie viele Mißgriffe machen. — Wer aber seine Vergangenheit vergessen, und mit Ruhe um sich blicken kann, ohne den Kopf zu verlieren; wer die Noth sich nicht bis zum Halse heranwachsen läßt, so daß sie ihn jeden Augenblick zu verschlingen droht; wer irgend Etwas ergreift, und, mit einem Blick auf die Zukunft gewendet, sich nicht von der drückenden Gegenwart erdrücken läßt, der kann sicher auf einen Erfolg rechnen, welcher ihm das Verlorene wieder ersetzt, ja ihm den Genuß daran erhöht, indem er sich nun viel unabhängiger

fühlt, und mit einem freieren Geiste urtheilt. Wenn auch das Treiben der Masse hier in Allem dem Treiben der Masse der alten Welt ähnlich ist, so ist diese unbeschränkte Unabhängigkeit des Individuums, welche auch den Geist frei macht, doch eine große Errungenschaft, im Vergleich mit der ungerechten, unnatürlichen und deshalb unerträglichen Beschränkung in der alten Welt.

„Ich habe mich zu diesem Standpunkt hinaufgerungen mit unsäglichen Mühen; ich habe mit großem Widerstreben meine mitgebrachten Illusionen abgestreift, die mir die Menschheit in schönen Träumen vorführten, wie sie niemals war und nie werden kann. Was sollen wir mit diesen illusorischen Träumen, welche nur dazu dienen, uns die Gegenwart zu verleiden? Nehmen wir die Menschen wie sie sein können und suchen wir nicht unerreichbares zu erreichen! Wir Europäer kommen Alle mehr oder weniger als Enthusiasten hierher. Die fabelhaften Dinge, welche hinausberichtet werden und die herrschende Verwirrung der Begriffe nur vermehren, verleiten uns zu grundfalschen Schlüssen, zu thörichten Hoffnungen. Wenn ein kreuzdummer Kerl, durch blinden Zufall oder dummes Hineintappen, zum reichen Mann geworden ist, vielleicht durch die allersimpelsten Mittel von der Welt, und man will daraus schließen, daß es einem klugen, vorsichtigen, wohlunterrichteten Mann um so leichter werden müsse, so ist das ein trauriger Irrthum. Wenn ein prinziploser Mensch, dem es auf Recht oder Unrecht, Gut oder Schlecht, Wahrheit oder Lüge nicht ankommt, hier eine rasche und pecuniär glückliche Carriere macht, so ist das noch kein Beweis dafür, daß jeder Lump hier reich werden oder jeder brave Mann herunterkommen muß. Das sind Chancen einer neuen Welt, im Ganzen aber sind die Menschen sich überall gleich, und gute Grundsätze sind immer der sicherste Boden, auf welchem ein Menschenglück aufgebaut werden kann. — Wer sich nur von streng rechtlichen, guten Grundsätzen leiten läßt, dem mag das Fortkommen hier eine Zeitlang schwerer fallen, aber ich bin fest

davon überzeugt, daß in allen Lagen sein Zustand sich bessert, und zuletzt ein gutes Auskommen und eine zufriedene Gemüthsstimmung ihn belohnen. Andere mögen schneller reich werden, oft auch wieder arm, aber zufrieden, wie Jener, werden sie nie.

Was hab ich hier alles gelitten!

Man sagt alleinstehend sei das Schwerste noch erträglich, aber alleinstehend unternimmt man auch Vieles, das man nicht unternimmt, wenn man für Frau und Kinder zu sorgen hat, und wie oft sind solche leicht begonnene Unternehmungen eine Quelle von langen Leiden! — Man braucht einen jungen Mann hier nicht zu beneiden, denn er unterliegt, bis er ruhig wird, so vielen Täuschungen, so vielen Stürmen, daß er leicht, lange vor dem Greisenalter, als eine gebrochene Ruine erscheint, oder als ein jugendlicher Greis gleichgültig und stumpf durch's Leben wandelt, zu früh übersättigt, zu sehr der Menschenliebe ledig.

Man fängt erst spät an, das Leben in seiner rechten Gestaltung und Farbe kennen zu lernen, wenn es sich so nach und nach vor unserem helleren Blick entzaubert und die schmückenden Nebelbilder ins goldene Reich der Phantasie entflohen sind.

Soll ich Dir erzählen was ich Alles begonnen und wieder aufgegeben habe? Wie ich dem Glücke nachjagte, gleich einem jungen Schüler, welcher mit seinem Netze einem bunten Schmetterling nachjagt und von ihm geneckt wird, bis er die Jagd aufgiebt! — Soll ich Dir sagen wie ich gequält von Sorgen, gepeitscht von Leidenschaften, rastlos in dieser großen Mühle trabte; wie bald Ehrgeiz und Habsucht, bald Genußsucht mich trieben; wie schimmernde Hoffnungen mich täuschten, bis ich endlich wieder einmal einen tiefen Blick in meine Seele warf und mir gestand, daß ich, ein Thor unter den Thoren, Glück da suche wo es nicht gefunden werden kann.

Ich will Dich mit dieser Geschichte verschonen, denn Jeder ist durch diese Schule gegangen, und Viele fanden den Ausweg

nicht. Hast Du nicht selbst schon viele Classen dieser Schule durchlaufen und bist noch nicht auf dem rechten Wege der Weisheit?

Ich stand einmal auf dem Punkte den ganzen Plunder von Sorgen, mit meiner ganzen Person, in die Tiefen des Meeres zu versenken; diese unvermeidlichen Lebenskämpfe ganz aufzugeben. Aber da kam mir der Gedanke, daß es noch einen ganz anderen und besseren Weg giebt, als gänzliche Vernichtung; daß man nicht thöricht zu sein braucht mit den Thoren, sondern dieses ganze Treiben auch mit einem gewissen Humor betrachten kann, wenn man sich einen Standpunkt gewinnt, von dem aus man ruhig den wilden Strom übersieht.

Der Fels auf den ich mich rettete war zwar nur ein wildes Stück Land, auf dem zu leben ein großes Opfer war. Da ich aber nicht mit dem Gedanken umgegangen war, dem Himmel seine Blitze zu rauben, ward mir auch ein besseres Geschick zu Theil als dem ehrgeizigen Prometheus. Ich konnte mich bewegen; ich entwurzelte Bäume, grub mit dem Spaten die Erde um; machte mich zu meinem eigenen Sklaven und aß mein Brod im Schweiß meines Angesichts, nicht weil ich aus dem Paradiese vertrieben war, sondern um mir ein Paradies zu schaffen, indem ich erkannt hatte, daß dies für mich die Bedingung eines glücklichen Daseins sei. Das ist die Realität des Lebens. Ich fand den wahren Lebensgenuß gesichert in dem sicheren Besitz dessen was man zum Leben bedarf und fand nur Sicherheit darin, daß ich mir diesen Genuß selbst schaffe. —

Mögen Andere das Glück anderswo und wie suchen, sie können es auch finden, denn wir können nicht alle Bauern sein; aber wenn sie es in etwas Anderem zu finden hoffen als in einer zweckmäßigen, nützlichen Verwendung ihrer Kräfte und einer weisen Anwendung der Früchte, welche sie ernten, dann jagen sie einem Schatten nach, den sie immer zu fassen wähnen, der ihren Händen aber entschlüpft, ohne ihnen die geringste Befriedigung zu geben."

„Das ist Alles schön und wahr was Du da sagst," nahm ich das Wort, „und ich folge Deiner Rede mit großer Theilnahme. Ich habe selbst, wie oft schon, daran gedacht, von dem großartigen National-Geschenk des Congresses, von der Heimstätte Bill, Gebrauch zu machen, aber, dann bei näherer Betrachtung, schrak ich zurück vor solchem Gedanken. — Wie soll ich nur an den Platz kommen, wo ich mir eine solche Heimstätte aussuchen kann? — Ich müßte mit meiner Familie Hunderte von Meilen weit reisen mit der Eisenbahn, und dann mir einen Weg in die Wildniß bahnen, denn an der Bahn sind ja die Ländereien an die Unternehmer verschenkt. Dann bedarf es noch der Pferde, Ochsen und Kühe, um in dieser Wildniß nicht dem Hungertode zu erliegen. Doch das ist nur das Grobe der Sache, in das Einzelne will ich gar nicht eingehen. Ein Mann ohne Familie wird selten solch einen Entschluß fassen, und mit Familie wird er noch schwerer, ja fast unmöglich. Soll und will man die Kleinen wie junge Füllen aufwachsen sehen? Oder kannst Du mit Deinen Erfahrungen die Ansicht der Romantiker theilen, welche meinen, daß man den ganzen Tag, die ganze Woche, das ganze Jahr, im Kampf mit der Wildniß, die Axt und den Spaten handhaben, den Pflug führen und alle rohen Arbeiten verrichten und dabei noch der Jagd pflegen, die Kinder erziehen und unterrichten, überhaupt noch einer glücklichen Mußestunde genießen könne? Ja, Millionen Acker Landes warten der fleißigen Hände, aber wie können sie dahin versetzt werden? Wer dieses Problem zu lösen im Stande wäre, wer die Nahrungssorgen arbeitsamer, guter Menschen beseitigen könnte, würde die Zuchthäuser entvölkern und dem Sittenverfall eine starke Schranke entgegensetzen."

„Ich habe selbst schon viel darüber nachgedacht," sagte Gustav, „aber Ideen helfen hier dem Nothleidenden nicht, man muß sich selbst helfen, so gut man kann. — — Da Du vorerst nicht wieder hinausgehen und mit Deiner Familie draußen unbehindert leben

kannst, so halte ich's allerdings auch für's Beste, Du läßt Frau und Kinder wieder kommen, und das ist eine sehr ernste Lebensfrage. — Ich spreche mich nicht ohne Absicht ausführlich aus, denn ich möchte Dich gerne auf den rechten Weg bringen, ohne Dir gerade rathen zu können, was Du thun sollst. Eines aber muß ich Dir sagen: wenn Du hier schwärmst, träumst, Systeme erdenkst; wenn Du die Fehler, Verirrungen, Thorheiten und Schlechtigkeiten der Menschen tadeln und verbessern willst, bist Du der unglücklichste Sterbliche, und nie magst Du auf einen Erfolg für Dich selbst rechnen können. Laß Jeden seine Wege gehen, denn wenn Du all' den Blinden, welche herumtasten, die Hand reichen, sie auf den rechten Weg führen willst, was bleibt dann für Dich? — Sorge vor Allem für Dich und die Deinigen, und wenn Du das nicht thust, wirst Du ewig hier von der Gnade, der Theilnahme oder dem Willen Anderer abhängen. Gnade vertrocknet wie ein Regenbach im heißen Sommer; Theilnahme erweckt man nur in der höchsten Noth, vor welcher Dein Geschick und Deine Kraft Dich bewahren mögen; und dem Willen Anderer hier immer unterthan sein, hieße ein elender Sklave sein, trotz der Freiheit, welche uns gleich einem Sirenengesang an diese Gestade verlockte. — Ich sage Dir, werde praktisch! praktisch! Hier ist noch zu viel Materie zu bewältigen, und sie ist so strotzend reich, daß sie allen Geist zu überwuchern droht. Die Materie herrscht hier! lerne sie beherrschen und du bist einer der glücklichen Souveraine."

„Wenn ich Dir sage, Du sollst ein Egoist werden, so will ich damit nicht gemeint haben, daß Du diesem thörichten Egoismus huldigen sollst, welcher nur nach großem Besitz, nach großem Reichthum, nach Befriedigung eines unersättlichen Ehrgeizes ringt, und Alles, was ihm früher theuer und werth war, vergißt, sondern ich meine jenen praktischen Egoismus, wie ihn jeder Mensch haben muß; ein Egoismus, welcher uns dem leidigen

Elend, der Abhängigkeit von Launen und Zufällen entrückt, welcher uns anregt und ermuthigt unsere Individualität zu entwickeln und zu befriedigen.

Das Leben, hier mehr als irgend wo, verwischt die Individualitäten und treibt die Menschen wie eine Heerde, Alle Einen Weg, Ein Ziel! — Originalität, welche uns lehrt, das Leben so recht nach unserem Behagen zu genießen, geht fast gänzlich verloren. — Geld ist ihr Gott, dem laufen sie Alle nach." —

„Ich rathe Dir, ziehe Dich zurück von diesem Wettlauf, denn wir sind nicht dafür geeignet; wir suchen und finden unser Glück mehr in unserem Gemüthe, als in unserer Tasche. — Der Mensch braucht nur eine bescheidene, aber gesicherte Existenz, die nicht von Willkür oder Zufällen abhängt, um sich behaglich auszuleben. Die Reichsten mit all' ihrer Pracht, ihren Dienern, Pferden und Schmeichlern, und all' ihren Genüssen, bis zur Uebersättigung, sind nicht die glücklichsten Menschen." —

„Sieh, ich bin ein Bauer geworden, nur aus Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Es hat mich einen ernsten Kampf gekostet, bevor ich meinen Standpunkt gewann, den ich nun festhalte und bei dem ich mich wohlbefinde. Wenn ich sonst mit großen Hoffnungen und Ansprüchen das Kleine und Unscheinbare vor meinen Füßen liegen sah, ohne mich danach zu bücken; wenn ich für Millionen schwärmte und das Bedürfniß fühlte, reich zu sein, um glücklich zu sein, verlor ich viele wahre Freuden, welche mir jetzt meine bescheidene Lage reichlich bietet." —

Gustav zog die Uhr, stand auf und sagte: „Nun, alter Freund muß ich Dich verlassen, denn die Stunde meiner Abreise ist nahe. Lebe wohl, und vergiß nicht alle die guten Lehren, die ich Dir gab." — —

Rückkehr meiner Familie und weitere Entwickelung.

Rückkehr war beschlossen und ausgeführt, und nach einer Trennung von einem Jahr waren wir Alle wieder vereinigt, in einem kleinen Haus mit Garten, das ich in Bushwick Avenue, einer Außenward von Williamsburg, gemiethet.

In den Augen conservativer Menschen, welche ruhig ihre Wege gehen, ungestört ihr Lebensziel verfolgen und die Dinge nehmen wie sie sind, erscheine ich sicher nicht als ein Held der Consequenz, wenn man nicht den beständigen Kampf gegen widerwärtige Zustände als solche anerkennen will. Meine innerste Natur war für ein ruhiges, anschauliches Leben angelegt, aber meine geistige Entwickelung und Urtheilskraft weckte in mir den Willen, an dem nimmer endenden Culturkampf Theil zu nehmen. — Ich mußte es thun, um mir selbst genug zu thun. Und hier kommt mir ein geflügeltes Wort in die Feder, das ich wohl in meiner Jugend hörte, das mir aber seit fünfzig Jahren nicht in den Sinn kam: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich." Ich will es annehmen als wahr, denn wenn ich mir die Frage stelle: ob ich wohl in einem ruhigen, eng begrenzten Lebenskreise glücklicher geworden wäre? wage ich keine Antwort darauf. Ich nehme mein Leben nicht hin als das Resultat eines mir bestimmten Schicksals, und kann deshalb mein Schicksal nicht anklagen; ich betrachte es als das Resultat meines Willens und muß damit zufrieden sein, und bin es auch.

Ein Jahr verstrich nun endlich einmal ohne besondere Veränderung in unserer Lage; doch sollte diese Ruhe nicht viel länger währen.

Meine Prinzipale waren Juden, zwei Brüder, wahre Typen der Neuzeit in unserer Handelswelt, also wahre Schacherseelen, deren ganzes Wesen und Thun nicht die geringste Sympathie in

mir erwecken konnte. Meiner freisinnigen Denkweise entsprechend, hegte ich durchaus kein Vorurtheil gegen die Juden; ich hatte früher und jetzt Umgang mit ganz tüchtigen und leidlichen Juden, ja mein Theilhaber in meinem letzten Geschäft in Deutschland war ein Jude. Ich war immer geneigt, ihre schwachen Seiten den Einflüssen der schlechten Behandlung von Seiten der Christen während des Mittelalters zuzuschreiben und zu entschuldigen. Aber es liegt doch auch Etwas in ihrem Nationalcharakter, das der großen Masse derselben hinderlich ist, sich zu emanzipiren. — Sie sind geborene Fanatiker und tragen diesen Geist in Alles, was sie thun. Sie halten sich heute noch für das auserwählte Volk Gottes und erwarten und fordern, für ihren treuen Dienst, auch Schutz und Hülfe in gerechten und ungerechten Handlungen; eine höhere Moral kennen sie nicht. — Meine beiden Prinzipale gehörten zu der großen Classe, nicht zu den Ausnahmen. Von einem freundlichen, liebevollen Verkehr unter sich, noch viel weniger mit mir und ihren Arbeitern, konnte man niemals auch nur eine Spur entdecken; dagegen konnten sie stundenlang in ihren Lehnstühlen, der Eine in einer, der Andere in der anderen Ecke, sitzen und über ungelegten Eiern brüten, d. h. auf Profit sinnen. —

Mein scharfsinniger Freund Gloß sagte mir, als ich mich einmal über meine freudelose Stellung aussprach: „warum haben Sie diese Stelle angenommen? Die Juden sind heute noch, was sie vor zweitausend Jahren gewesen, und was sie damals waren, das können Sie aus den Gesetzen schließen, die Sie im Leviticus finden." — So thätig sie im Schacher sind, haben sie doch eine große Arbeitsscheu. Selbstsucht, Geiz und Prahlerei, Ehrsucht und dennoch Geringschätzung wahrer Ehrenhaftigkeit, — da ihnen Alles käuflich erscheint, — Feigheit, aber unbescheidenes Vordrängen; und wo die Feigheit aufhört, eine, keine Grenzen kennende Grausamkeit und Rachsucht, das sind Charakterzüge des

Judenthums. — Wenn man ihnen das sagt, fragen sie sich nicht, was Wahres daran sei? sondern finden es viel bequemer, diesen Tadel dem Religionshaß oder dem Neid der Christen zuzuschreiben und pochen auf ihre gefüllten Geldsäcke und deuten auf ihre Mendelsohns, Meyerbeers, Börnes, ihre Genies in allen Branchen des Lebens und unter allen civilisirten Nationen. — Sie anerkennen nicht, daß diese die Frucht der christlichen Civilisation und humanen Gesinnung sind, aber gewiß nicht die Frucht des Judenthums. — Und was haben diese Genies mit den Unarten der Juden zu thun? — Ihre Prunksucht und großmäulige Prahlerei macht die Juden einer anständigen Umgebung verhaßt, und deshalb werden nur diejenigen von ihnen in anständiger Gesellschaft gerne gesehen, welche sich so viel Bescheidenheit angeeignet haben, daß sie die Grenzen des Anstandes nicht verletzen. Mit der Religion hat das gar nichts zu thun, nur mit dem Charakter.

Unter den angegebenen Umständen konnte sich zwischen uns ein auf gegenseitige Achtung gegründetes Verhältniß nicht entwickeln. Wir standen uns wie ungelöste Räthsel gegenüber. Daß Juden, die selbst emanzipirte Sklaven sind, auf Seite der Sklavenhalter stehen konnten, wie es so vielfach der Fall war, blieb mir immer unerklärlich, und daß Leute, welche Geld im Ueberfluß hatten, ihre Abstimmung bei wichtigen Wahlen mit fünf Dollars erkaufen ließen, wie es ebenfalls vielfach der Fall war, zeigt dafür, wie wenig sie ihr Stimmrecht als „Ehrensache" betrachteten. — Ein Kunde, ebenfalls ein Jude von Detroit, welcher zuweilen persönlich Einkäufe in New York machte, erzählte in unserer Office mit Wohlgefallen, wie eifrig er sich mit Politik befasse, und wie viel einträglicher das für ihn sei, als sein Spezereiladen. — Ich war so naiv, darüber Glossen zu machen, aber was thaten die Demokraten nicht und nach ihnen die Republikaner, um die Politik zu verpesten?

So dem Juden, wie dem Christen,
Ist die Welt ein Börsenspiel. —

Der eine meiner Prinzipale reiste nach Europa, und der andere, glaube ich, wartete nur darauf, um einen so unbequemen Menschen, wie ich es ihm gewesen zu sein scheine, los zu werden. Denn der eine war noch nicht an Bord des Dampfers, als ich schon unterrichtet war, daß ich mich nach einer anderen Stelle umzusehen habe.

Gesegnet ist der Mensch, dessen Existenz nicht gerade von der Laune des Zufalls oder anderer Menschen, oder auch, wie gewöhnlich die der Arbeiter, von Angebot und Nachfrage abhängt. Das ist die Schraube, um welche sich die große soziale Frage der Arbeiterwelt dreht. In was unterscheidet sich denn das Loos eines armen Menschen hier von dem in Europa? In einem besseren Lohn? — Aber dafür muß er auch wieder theurer leben und hat viele Lebensfreuden zu entbehren, deren Werth er draußen vielleicht kaum zu schätzen weiß, die hier aber, für die Masse, so gut wie nicht vorhanden sind. —

In diesem Lande ist der Arbeiter nur Maschine, und wird auch so behandelt. Kam ich nun hierher, um ein Sklave dieser unerfreulichen, unergötzlichen Zustände zu werden? Ich wollte mich frei machen, wollte selbstständig werden und dazu war mir kein anderer Weg geboten als der Handel. — Handel ist gleichsam die Lebensader dieser großen Republik, wie er ja überhaupt die treibende Idee der ganzen Menschheit geworden ist, und auch bleiben wird, so lange Reichthum und luxuriöses Leben als das Hauptziel aller menschlichen Bestrebungen anerkannt wird.

Es war aber weder Sucht nach Reichthum, noch Begehren nach einem luxuriösen Leben was meinen Ehrgeiz anregte, sondern nur das Bedürfniß einer unabhängigen bescheidenen Existenz. Was ich in Deutschland hatte, und so leicht aufgab, als wäre es der Beachtung kaum werth, und als hinge es nur von meinem Willen

ab, in der von Reichthum und Ueberfluß strotzenden neuen Welt meine Lage nach meinem Wunsche zu ordnen, das ward mir hier schwerer zu erringen als meine europamüden Leser sich einbilden können. War ich vielleicht zu blöde um zuzugreifen? Zu träge um mich zu bücken nach den Schätzen, die vor meinen Füßen lagen? Zu dumm um die Zustände um mich her zu beachten und zu meinem Vortheil auszubeuten, was ja ein Hauptzug im Charakter des Kaufmanns sein muß? — Ich will das hier nicht entscheiden, sondern die Antwort dem spekulativen Urtheil Anderer überlassen. Ebenso widerstrebt es meinem Gefühle, meine Erinnerungen aus jener Zeit in ein komisches Gewand zu kleiden, wozu mir mein nunmehr begonnener Großhandel mit hier fabrizirtem Limburger Käse, welcher unterdessen den importirten ganz aus dem Markt verdrängte; mein Handel mit Maccaroni und Suppennudeln; mit Graupe und Griesmehl, reichen Stoff liefern könnte. Es genügt mir, zu gestehen, daß meine Anstrengungen von sehr zweifelhaftem Erfolg begleitet waren.

Neue Aussichten.

Keinen Erfolg! — ich hatte eben keinen Krämergeist, das ist Thatsache!

In einer freien Welt, wie diese hier, hat Das, was man thut, nichts zu bedeuten, sondern nur der Erfolg. Anerkennung hat man nur zu erwarten, wenn man Erfolg hat, ob verdient oder nicht; Erfolg deckt Alles. In einer so heuchlerischen Welt, wo Schein und Lüge wirksamere Mittel sind zum Zweck, als die reinste Moral und Wahrheitsliebe, darf man nur ein oberflächliches Leben und Streben erwarten. Nach der Tiefe und Höhe strebt man nur im materiellen Sinne, indem man nach Gold und Kohlen gräbt in

der Tiefe, oder mit dem lieben Gott in der Höhe ein Compromiß macht für alle Sünden.

Ja, was Du thun magst, habe nur Erfolg und laß' Dich nicht erwischen, dann bist Du ein gemachter Mann!

Zu diesen Reflexionen veranlaßte mich meine gegenwärtige Lage, obgleich sie nicht direkt mit meinem Käsehandel in Verbindung standen. — Aber auch ein Streben in ernsterer Richtung muß sich bezahlt machen oder es isolirt. Freilich giebt es auch solcher Einsiedler hier, aber in einer Welt, welche mit Dampf getrieben wird, gleichen sie nur Predigern in der Wüste, deren Stimme zu keines Menschen Ohr dringt.

Selbst in der Politik, welche doch in einer Republik der Ausdruck des nationalen Geistes sein soll, ist hier noch nichts von höherem, nationalen Streben zu erkennen. Man strebt nach persönlichem Einfluß für persönliche Zwecke.

Zur Zeit von welcher ich rede, war die Sklavenfrage die große Frage, welche die beiden herrschenden Parteien, die Demokraten und Republikaner, trennte. Die Sklavenhalter und Sklavenzüchter des Südens wollten nicht allein die Sklaverei geschützt sehen in ihren Staaten; ihr Streben ging offenbar darauf aus, die Sklaverei auch im Norden, wo sie verpönt war, legitim zu machen.

Das war keine Politik im Interesse der Nation, der Humanität, des Zeitgeistes; es war lediglich persönliches Interesse.

Die Führer der Demokratie in den freien Staaten, wahrscheinlich im Solde der Sklavenbarone, hielten die Masse ihrer Anhänger unter so strenger Parteidisziplin, daß sie weiter nichts waren als Werkzeuge und keine freien Männer, welche nach praktischen Vernunftschlüssen handeln. Der Süden bot Alles auf um die Sklaverei, diesen Fluch der Menschheit, dieses Bleigewicht, welches jeden höheren Aufschwung der Nation niederhielt, zu heiligen. Die Priester der christlichen Religion wetteiferten in

den Kanzeln, dieses verabscheuungswürdige Institut als eine göttliche Einsetzung aus der Bibel zu beweisen. Aber die Gefahr hatte den besseren Elementen die Augen geöffnet, und in der literarischen Welt war der Feldzug schon längst eröffnet, als eine neue Präsidentenwahl bevorstand. Wie konnte es anders sein, als daß diese geistige Anregung mich ebenfalls fortriß zur Theilnahme an diesem politischen Kampfe um so hohen Preis!

Carl Schurz erntete in diesem Feldzug seine ersten und, meiner Meinung nach, seine einzigen, wohlverdienten Lorbeeren. Sigismund Kaufmann, mein Freund schon aus der deutschen Revolutionszeit her, veranlaßte das Central-Committee der Republikanischen Partei im Staate New York, mich als Redner auszuschicken, und, noch am Vorabend der Wahl, sprach ich zu einer großen Versammlung deutscher Arbeiter in College Point.

Am nächsten Abend, mit Sonnenuntergang, war der Sieg der Republikaner entschieden: Lincoln, Abraham Lincoln, wohl der größte der Präsidenten der Vereinigten Staaten, war erwählt. Ein Parteiwechsel in der Regierung, hatte damals noch einen totalen Wechsel im Beamtenpersonal der Administration zur Folge, und mußte es haben. —

Hier scheint es mir zum besseren Verständniß der politischen Zustände nothwendig einen flüchtigen Blick auf den Mechanismus zu werfen, welcher das Getriebe der großen Fabrik lebendig und in Bewegung erhält.

Die Republik besteht bekanntlich aus vielen Staaten, und aus Länderstrecken, welche sich noch nicht qualifizirten einen Staat mit geordneter Munizipalverwaltung zu bilden, und noch durch die Nationalregierung als Territorien verwaltet werden. — Aber auch die Staaten sind nicht unumschränkt souverain, sondern sind ein integrirender Theil der Nationalregierung, mit bestimmt begrenzten Staatsrechten. — Die Nationalregierung besteht aus einem Präsidenten und Vice-Präsidenten, welche alle vier Jahre,

durch die sämmtlichen Staaten, nach einem in der Constitution festgestellten Modus, erwählt werden. Der Präsident ernennt sein Cabinet, welches vom Congreß bestätigt wird, und ist, unter Mitwirkung dieses Cabinets, eigentlich nichts oder soll nichts Anders sein, als die Executive des Congresses, jedoch mit dem Recht, einem Gesetz seine Sanction zu versagen, indem er seine Gründe hierfür dem Congreß in einem Veto mittheilt. Aber auch dieses Veto kann der Congreß mit zwei Drittel seiner Stimmen für nichtig erklären.

Der Congreß besteht aus einem Senat und einem Repräsentantenhaus. Letzteres ist erwählt um die Staaten zu repräsentiren je nach Einwohnerzahl; der Senat besteht aus je zwei Senatoren für jeden Staat, welche durch die Legislaturen der Staaten ernannt werden.

Die Staatsregierungen sind der Nationalregierung nachgebildet, und sind repräsentirt durch einen Gouverneur, Lieutenant-Gouverneur, Senat und Legislatur, allesammt durch eine Majorität der Staatsbürger erwählt.

Dies ist hinreichend für meinen Zweck.

Man sieht hieraus, wie Alles im Grunde auf die Volksstimme zurückgeführt werden kann und wie absolut nothwendig es ist, daß das Volk vom reinsten Patriotismus und einem uneigennützigen, rationellen Urtheil beseelt und geleitet sein muß, um das Gedeihen der Republik zu fördern. Aber man sieht auch daraus, wie leicht selbstsüchtige und ehrgeizige Demagogen einen verderblichen Einfluß auf die große Masse ausüben können, welcher um so gefährlicher wird, je talentvoller und gewissenloser sie sind! —

Große Urtheilskraft und strenge Logik wird selten von der Menge geübt, denn wie Schiller sagt:

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Doch sind sie in Corpore, gleich wird auch ein Dummkopf daraus.

Dennoch leitet oft in Zeiten großer Aufregung, bei Entscheidung wichtiger Fragen von nationalem Interesse, die Masse ein guter Instinkt, denn im ganzen Volke lebt doch immer die Absicht das Beste zu thun. Und so geschah es bei der Wahl Lincolns, trotz der drohenden Stellung, welche die Demagogen der Südstaaten und ihre Verbündeten im Norden gegen die Wahl einnahmen. Dazu kam noch der Umstand, daß ausnahmsweise drei Candidaten im Feld waren.

In die interessante Geschichte jener Zeit, welche ja weltbekannt ist, darf ich hier nicht tiefer eingehen, als sie mit meinem eigenen Leben in Zusammenhang steht.

Eine vielleicht nicht sehr zweckmäßige Bestimmung der Constitution setzt fest, daß die Wahl eines Präsidenten jedesmal am Dienstag nach dem ersten Montag des Monats November, die Einführung desselben in sein Amt aber erst am darauffolgenden 4ten März stattfinde. — Diese vier Monate benutzten die Rebellen um so eifriger, als Buchanan, der abtretende Präsident, nebst seinem Cabinet mit ihnen in Complott war und eine verrätherische Unthätigkeit beobachtete. — Die geringe Flotte war auf entfernte Stationen vertheilt; die kleine Armee machtlos, und nichts geschah während der vier Monate, um diesen hilflosen Zustand zu bessern. Der Fall von Fort Sumter zeigte, daß es den Südländern mit dem Sezessionskrieg bitterer Ernst war, und so kam die republikanische Regierung an's Ruder, unter Befürchtungen aller Art, so daß selbst Lincoln für gut fand, seine Reise nach Washington, welche ja durch einen Sklavenstaat ging, unter Verkleidung als Schottländer vorzunehmen. — Die Rebellen waren wohl selbst noch nicht gerüstet, um einen Ueberfall in Washington zu wagen und die Einführung des Präsidenten in sein Amt zu verhindern.

Ein Umschwung der Ideen im Norden vereinigte Demokraten und Republikaner unter dem enthusiastischen Feldgeschrei: „Die Union muß und wird erhalten werden."

Ein neues Leben begann. Die großartigste Industrie für Ausrüstung einer zahlreichen Armee und einer Flotte, sowie die Werbungen für Bildung der Regimenter, nahm alle Kräfte der Nation in Anspruch.

Hier mag es wohl am Platze sein, einen Widerspruch, welcher jedem denkenden Leser auffallen muß, zu besprechen und zu erklären.

Was konnte denn die freien Staaten auf einmal wie durch Zauber, vereinigen gegen den Süden? vereinigen sogar bis zu dem grimmen Ernst eines blutigen Zweikampfes! — Was konnte diese leidenschaftlich getrennten Parteien zu einem so energischen Handeln vereinigen? —

Etwas, das die Sklavenhalter so wenig kannten als ihre Verbündeten, die Führer der demokratischen Masse des Nordens: Patriotismus! —

Zum ersten Male seit dem ersten 4ten Juli und dem Kampfe für Unabhängigkeit und Freiheit begeisterte ein Nationalgefühl die große Volksmasse des Nordens; riß die Schranken nieder, welche blinder Eifer und Selbstsucht gezogen und falsche Propheten sorgfältig gepflegt hatten. Gegen diese gewaltige Strömung der öffentlichen Meinung anzukämpfen, ja, nur einen Versuch zu machen, sie zu hemmen und in die alten Wege zu leiten, wagte keiner der bekannten Führer, die es für gut fanden festen Boden zu suchen, um als Zuschauer den Strom an sich vorüberbrausen zu lassen und günstigere Zeiten abzuwarten.

Eine gänzliche Umwälzung der Verhältnisse war die Folge. Was mit Ausrüstung der Armee und Flotte, mit Montirung und Verproviantirung in Beziehung stand, war Trumpf, während in den Geschäften der alltäglichen Routine eine Crisis eintrat, welche Tausende in die Werbebureaus trieb, um Prämien und lustiges Lagerleben mitzugenießen, so lange der Spaß dauern würde, denn dafür hielt es noch die uneingeweihte, an Prahlereien gewöhnte Menge.

Mein Zweck erlaubt mir nicht, tiefer in diese Kriegsgeschichte einzugehen, da ich an dem aktiven Dienst nicht Theil nahm. Hätte ich nicht eine Stelle in der Zollverwaltung erlangt, wäre ich zwar sicherlich, wie viele meiner Freunde, in die Reihen der Kämpfer eingetreten, denn ich hatte dazu Anregung genug, indem wir, Blenker, Gustav Pauli, Struve u. A., in unserer während der Wahlcampagne classischen Weinkneipe bei Joseph Weyand in Spruce Street, die ersten Schritte thaten, das Blenker'sche Regiment auf die Beine zu bringen. — Ich war aber nie ein Kampfhahn, nie ein Freund der Soldatenwirthschaft, und zog es deshalb nach eigener Neigung und im Interesse meiner Familie vor, der Republik meine Dienste in der Verwaltung des Zollwesens, das ja nicht minder wichtig war, zu widmen und that dies mit dem Vorsatz, meinen deutschen Landsleuten als Beamter der Republik Ehre zu machen, und ich darf hier, ohne unbescheiden zu sein, sagen, daß ich diesen Vorsatz getreulich in Ausführung brachte, bis auf den heutigen Tag.

Die Presse.

Nebenbei war ich auch vor und während der Kriegsjahre sehr thätig im Dienste der Freiheit, als einer der Redakteure des New Yorker Demokrat, welches Blatt sonderbarer Weise, trotz seines Titels, das Hauptorgan der deutschen Republikaner war, während die Staatszeitung die Demokratie vertrat.

Mein Beruf als Beamter, welcher darin bestand, nachdem die Güter ausgeladen und examinirt waren, den richtigen Zollbetrag zu berechnen, nahm mich täglich von 10 bis 3 Uhr in Anspruch. Jeden Abend ein paar Stunden, und drei Nächte jeder Woche bis

2 auch 3 Uhr Morgens, arbeitete ich an der Redaktion. Die associirte Presse, wozu wohl alle Morgenblätter gehörten, hatte ein Bureau, wohin alle Nachrichten während der Nacht aus allen Theilen der Welt gerichtet wurden, diese gelangten in Abschrift, etwa jede Stunde, an die betheiligten Blätter. — Was Alles wir davon brauchbar fanden, mußte nun rasch übersetzt und den Setzern übermittelt werden. Leitartikel und andere Arbeiten der Redaktion sind dann meistens schon besorgt, bis auf eine Uebersicht der wichtigsten Nachrichten, nebst etwa nöthig erachteten Bemerkungen. — Diese Arbeiten sind weder leicht noch auch dankbar. Soviel Geist und Fleiß man auch darauf verwendet, kann man sich dennoch keinen Namen damit erwerben, denn man schreibt anonym, und ich habe manchmal ganz andere Leute für meine Arbeiten loben hören. Die einzige Befriedigung gewährt dem strebenden Kämpfer die Gelegenheit, seine Gedanken jeden Tag in Tausenden von Exemplaren vervielfältigt und verbreitet zu sehen, und demnach das Bewußtsein zu haben, auf die Richtung der öffentlichen Meinung einen großen Einfluß auszuüben.

Oeffentliche Meinung? — Nun ja, soweit die Leser des Blattes in Betracht kommen. Da aber nur die Anhänger der Partei das Blatt lesen und es sich auch in der Regel so mit andern Blättern verhält, ist der Einfluß dennoch nur ein auf Gleichgesinnte begrenzter.

„Die Presse" als ein Gesammtbegriff ist ein vieldeutiges Orakel; eine Macht, welche einer vielseitigen Auslegung unterliegt; ein Chamäleon, welches in allen Farben schillert. Sie dient dem Rückschritt ebenso wie dem Fortschritt; dem Aberglauben wie dem Unglauben; sie ist dem Laster wie der Tugend dienstbar und verbreitet eben so viel Lüge als Wahrheit. Sie ist im Ganzen eigentlich nichts weiter, als ein Spiegel der Zeit und bietet als solcher allerdings ein gewaltiges Mittel, Zeit und Zeitgenossen kennen und verstehen zu lernen. Die amerikanische Presse nun insbesondere betrachtet,

hat sich ein so weites Feld ihrer Thätigkeit errungen, daß ich ihre unbegrenzte Anmaßung wohl mit einem anderen Namen als dem der „Preßfreiheit" bezeichnen möchte. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie gegen Personen in den höchsten Lebensstellungen verfährt; die schonungslose leidenschaftliche oft injuriöse Kritik, welche sie übt gegen Männer, die von einer Gegenpartei dem Volke zur Wahl empfohlen, oder auch schon im Amte sind, können nicht anders als verderblich auf den ganzen Volkscharakter wirken; denn da die Partheien sich gegenseitig mit gleichen Waffen bekämpfen, muß nothwendig anstatt einer allgemeinen Achtung, eine allgemeine Geringschätzung die Folge sein.

Ein ehrenhafter Charakter hält es unter seiner Würde, solchen Angriffen mit Ernst und Strenge zu begegnen, und gerade diese Gleichgültigkeit gegen alle Ehrenkränkungen hilft den wahren Lumpen oft zu ihrem Ziel.

Nicht minder auffallend ist die mehr als naive Dreistigkeit, mit welcher ein Heer von Reportern zu Werke geht. Sie haben eine so hohe Meinung von ihrer Mission, daß sie sich berechtigt glauben, in Erfüllung ihres Berufs alles Zartgefühl bei Seite setzen zu dürfen. — Sie dringen in Hotels und Familien: examiniren Herzen und Nieren gleich einem Untersuchungsrichter, und behandeln oft die ernstesten, traurigsten oder schlechtesten Ereignisse mit einer Frivolität; oder die unbedeutendsten mit einer Weitschweifigkeit, welche nicht geeignet sind, den sittlichen und geistigen Standpunkt der Leser zu heben, vielmehr das Gegentheil zu bewirken. Die Concurrenz der Blätter; die Sucht das Neueste und, wo möglich, Alles zu bringen; Eitelkeiten zu verletzen und andere zu befriedigen; die dummsten Fragen zu beantworten, kurz alles Das zusammen, macht so eine New Yorker Zeitung zu einem Quodlibet oder auch einer tragikomischen Tageschronik. Sie bietet Stoff zu Dramen, Novellen und Lustspielen. Sie weint Thränen der Trauer und der Freude; hält Capuziner-Predigten

an die skeptische Masse und betet mit den Revivalisten; malt das Laster und die Hinrichtung von Verbrechern in den glühendsten Farben, und malt den Teufel daneben um, wie Schiller sagt, Alle zufrieden zu stellen. Feinde und Gegner der Freiheit haben nicht Ursache, die Preßfreiheit, wie sie hier ausgeübt wird, zu fürchten, denn sie ist mehr ein Bundesgenosse der Verderber des Volkes, indem die Presse wie die Politik den Volkscharakter eher herunterzieht als erhebt. —

Das Volk hier hat eben keine Ideale, und man zeigt ihm auch keine! Es ist arm, sehr arm!

Schlußfolge.

Erstaunlich! wie die Menschen sich doch überall gleichen. — Ich hegte immer die Ansicht, daß die Freiheit die Menschen veredle; größer und besser mache; ihren Geist erhebe und erleuchte, ihr Herz und ihren Sinn der Liebe und Freude öffne. — Ich habe gedacht, der große Begriff: Menschheit, müsse für Jeden der Inbegriff einer Gottheit werden, aber ich muß es gestehen, es war eine Täuschung. Beruhte mein Glaube an die Menschheit auf einem Irrthum? einem gänzlichen Verkennen ihrer innersten Natur? — oder sind wir nur auf Irrwege gerathen, welche dahin führten, daß sich Jeder zu seinem eigenen Abgott macht, also die ausgeprägteste Selbstsucht repräsentirt?

Meine Erfahrungen während und nach dem Bürgerkrieg, trotz der großen Dinge die geschehen, haben meine Hoffnung auf eine größere und bessere Zukunft der Republik nicht zu stärken vermocht. — Nicht ein großer Gedanke, sondern nur sich widerstrebende Interessen haben den Bürgerkrieg erzeugt und die

Befreiung der Sklaven veranlaßt, und weitere Folgen des Sieges, wie ich sie so gerne hier aufzählen möchte, sind bis heute noch nicht sichtbar.

Ich kam, wie man aus meinen Mittheilungen ersehen hat, nicht als ein Enthusiast hierher. Ich habe nicht erwartet nur gute, große Menschen hier zu finden, aber ich war doch berechtigt in dieser großen Republik auch Republikaner zu suchen. Menschen mit freiem Geist, großem Herzen, hohem Streben. Bürger welche, wenn auch in Parteien geschieden, dennoch ein einiges Ziel zu erreichen suchen, nämlich die Verwirklichung der großen Ideen der Neuzeit in Philosophie und Humanismus.

Wenn irgendwo auf diesem Erdenrunde, so war es hier, wo's sein konnte! Ja, wo's noch geschehen könnte. Wir haben eine neue Welt, ein freies Feld; wir haben keine Zwingburgen zu zerstören, keine Guillotine spielen zu lassen, um mit Ausgelebtem aufzuräumen; ja wir haben sogar die fertige, äußere Form, aber der Inhalt fehlt; wir haben eine Republik, aber keine Republikaner. Wir haben nur die trübe Schattenseite, nicht die glänzende Lichtseite eines republikanischen Lebens, denn dazu fehlt uns die Sonne: der Geist.

Doch auch der Geist ist vorhanden, er schläft nur. Ja es ist Etwas in der menschlichen Natur, das uns befähigt, groß und edel zu denken und zu handeln und wer das Glück hat, unter Verhältnissen aufzuwachsen, welche diese schöne Seite des Lebens entwickeln und fördern, der kann sein Dasein einen schönen Traum nennen. Die Masse aber, die große Masse, die träumt jetzt einen wilden Traum von Hunger und Qualen, Mühen, Verfolgungen; von Lastern, Schmutz, Lügen, Betrug, Mord und Selbstmord. — Man könnte sagen, das ganze Thierreich wiederholt sich und ist repräsentirt in der Menschheit, nur mit der unseligen Zugabe unvollkommener Denkkraft. Reinecke Fuchs ist keine Fabel, es sind Menschen die ihre Thiermaske vorgenommen. Abda Troll

repräsentirt eine ganze Classe von Menschenkindern. Finden wir nicht alle Eigenschaften der Thierwelt, von den kleinsten Insekten und dem Wurme bis zum Löwen und Elephanten wieder in den Menschenracen? Wer kann glauben und hoffen, in eine solche Masse nur große, nur edle Gedanken zu pflanzen, die zu großen edlen Thaten reifen? — Das ist, nach dem jetzigen Lauf der Welt, ja nur ein Traum! — ein Traum woraus uns das wirkliche Leben mit seinem Lärm, und seinen unerbittlichen Anforderungen ernüchtert.

Wer hier in Amerika einen so schönen Traum verwirklicht zu sehen hofft, der muß nur nicht selbst hierherkommen, denn hier wird ihn die ungeheuerliche Mühle „Alltagsleben" wecken, die alle seine Illusionen zermahlt und verarbeitet in ein Stück Brod und vielleicht auch etwas Butter dazu. —

Familien-Angelegenheiten.

Die neuen Aussichten hatten sich für mich und meine Familie in so weit günstig gestaltet, als ich am 18. Oktober 1861 in meine Stelle als Beamter am Zollamt eintrat, und somit in einem geregelten Wirkungskreis, mit einem anständigen Gehalt, der drückendsten Sorgen enthoben war, und mich einer gewissen Gemüthsruhe erfreuen konnte, nach welcher ich mich seit zwölf Jahren vergebens gesehnt hatte. — Doch auch die sicherste Existenz versichert keiner Familie auch einen ruhigen, ungestörten Lebensgenuß.

Mein ältester Sohn, Philipp, den ich wegen des raschen und gänzlichen Verfalls des Schiffbaus nun dem Häuserbau zugewendet hatte, um ihn später zu einem Architekten ausbilden zu lassen, hatte

einen Freund, Carl Engel, ein Lithograph, welcher mit seinem Vater arbeitete. Wir waren mit der Familie befreundet und beide jungen Leute waren gut gesittet, wohl gewachsen, kräftig und wie es in ihren jungen Jahren oft der Fall ist, voll romantischer Ideen von der Welt und ihren Herrlichkeiten. Ihr jugendlicher Uebermuth verleitete sie, sich heimlich zu entfernen.

Eines Tages kamen beide nicht nach Hause. — Ich unterlasse es, den Eindruck zu beschreiben, welchen dieses unglückliche Ereigniß auf die so liebevoll besorgte Mutter und auf mich selbst machte. Vier Wochen vergingen in Sorgen und Vermuthungen, als ein Brief ankam, woraus wir erfuhren, daß die beiden Freunde den Entschluß gefaßt hatten, mit dem Wallfischfänger Gay Head eine Reise zu machen; der Eine als Schiffszimmermann, der Andere als Matrose. — Wohl hatte mein armer Junge sein Unrecht schon eingesehen und tief gefühlt; wohl warnte er in dem Briefe seine Brüder, mit den innigsten Ausdrücken, vor solch' einem Schritte, den er schon bereute. Aber die Reue kam zu spät, denn schon waren sie weit von den Lieben, zu denen sie sich zurücksehnten. — Es war sein letztes Lebenszeichen. Nach drei Jahren erfuhren wir durch den Capitain, daß die beiden jungen Leute, während einer schönen, mondhellen Nacht, als sie zusammen die Nachtwache hatten, im stillen Ozean, nicht allzufern von der Küste, das Schiff heimlich verließen, wahrscheinlich um schwimmend das Land zu erreichen. Das Land aber war für sie eine Fata Morgana, das ihren sterbenden Blicken entschwand. Vielleicht versanken sie erschöpft, Arm in Arm, in die Tiefe, denn nie hörten wir wieder von ihnen.

Unser Leben hatte unterdessen seinen geregelten Gang genommen und glücklich nannte ich jeden Tag, welcher ruhig im stillen, alten Geleise vorüberging. Junge Leute haben ihre Sing- und Turnvereine; Theater und Bälle fehlen hier auch nicht; reiche Leute, besonders amerikanische Familien, suchen ihre Zerstreuungen

in größeren Kreisen, unter Bekannten und Verwandten, ja selbst die Kirchen haben, in Bezug auf Geselligkeit, für Viele ihre Bedeutung und Anziehungskraft. Für uns deutsche Einwanderer aber, die wir uns nicht leicht der amerikanischen Denk- und Lebensweise anfügen können, hat das Leben eine traurige Einförmigkeit und Nüchternheit, denn wir finden keine herzlichen Freunde. Dabei liegt Alles in einer großen Stadt wie New York so weit auseinander. Die Lebensverhältnisse solcher Leute, welche vielleicht, ihrer Denkungsart und Gemüthsstimmung nach zusammen paßten, sind so verschieden, daß sich ein freundschaftlicher Verkehr nicht entwickeln kann.

Auf dem Lande und in kleineren Städten ist die Aufpasserei, Pedanterie, Sectirerei, geistige Beschränktheit, Temperenz-Fanatismus und Klatschsucht noch viel mehr im Schwunge und empfindlicher fühlbar, und so ist es erklärlich, daß fremde Familien meistens auf sich angewiesen sind und auf ein geselliges Leben und geistigen Verkehr verzichten müssen. Wir waren Einsiedler inmitten all' des Lärms der uns umgab. Wir hatten zwar viele Bekannte, aber, wie gesagt, der Verkehr war, durch nothwendige häusliche Thätigkeit und viele Umstände anderer Art, erschwert. Wir hatten, wo wir immer wohnten, wohlgesinnte Nachbarn, die uns schätzten, und ich habe immer darauf gesehen, nicht in großen Miethhäusern, auch nicht in übervölkerten, billigen Stadttheilen zu wohnen. Wir besuchten manchmal ein Theater, hörten eine Oper, aber das nahm eine halbe Nacht in Anspruch, denn solche Vorstellungen dauerten gewöhnlich bis gegen Mitternacht, dann mußten wir in den überfüllten Straßeneisenbahnen bis zur Ferry, um über den Fluß zu kommen, da wir in Brooklyn wohnten, und eine neue Fahrt per Straßeneisenbahn brachte uns in weiteren 45 Minuten, auch wohl einer Stunde, vor unsere Wohnung. Man begreift, daß dies mehr ein Opfer als ein Vergnügen ist. — Ueber diese Seite des amerikanischen Lebens und die Kosten solcher

Genüsse könnte ich noch manches Interessante mittheilen, doch wozu? — Nur sei hier erwähnt, daß, da Alles hier Privatspekulation ist, um viel Geld zu machen, der Lebensgenuß, wenn er ansprechend sein soll, sehr theuer ist, während man in Europa an ein heiteres Leben gewöhnt ist, das uns viele schöne Genüsse gleichsam in den Weg legt, ohne daß man sie so absichtlich suchen und so theuer bezahlen muß.

Für die Kinder hatte ich nun auch noch besondere Sorgen, welche sich einstellen wenn sie in ein Alter treten, wo man an einen Lebensberuf für sie zu denken hat.

Dies ist hier schwerer als man sich einbildet. Was soll man aus den jungen Leuten machen? — Die Meisten werden in eine Office gesteckt, wohin sie als Laufburschen gebracht werden und ihren Weg weiter suchen müssen, ohne daß man sich viel um sie bekümmert. Ein guter Theil ihrer Jugend geht in einer Art Schlemmerleben hin, wo sie Gelegenheit in Ueberfluß haben, ihre Schlauheit auszubilden, ihren Geist aber einzuschläfern. — Andere kommen in Fabriken, wo sie eine recht mechanische Arbeit womöglich zur höchsten Vollkommenheit bringen müssen, ohne in irgend einer Weise in das ganze Geschäft einen Einblick zu erlangen. — Handwerke werden hier nur wenige getrieben. — Es ist eben ein großes Uebel, daß in dem Leben wie es sich hier gestaltet hat, die meisten Menschen zu Maschinen herangebildet werden, denn nur als solche kann man sie mit Nutzen verwenden.

Ich hatte mir einmal vorgenommen, keines meiner Kinder für den Handel zu erziehen, da ich nicht glauben konnte, daß sie darin einen guten Erfolg erzielen würden. — Mein Zweck war, sie in Geschäfte zu bringen in welchen sie sich einmal selbstständig machen könnten. Die Lithographie, für welche ich immer noch eine gewisse Vorliebe hegte, schien mir dazu wohl geeignet, und ich fand für Herrmann eine Stelle als Lehrling, da er auch die nöthigen Vorkenntnisse dazu hatte. — Für Johannes fand ich bei einem wohl-

bekannten Xylographen ein Unterkommen, und beide sind heute, in ihren Branchen, als sehr gute Arbeiter anerkannt. Louis besuchte die Academie, und bereitete sich vor zum Advokatenstand. Später machte er die nothwendigen praktischen Erfahrungen in der Office von Zitz, Kapp & Goepp und ist jetzt junior Partner mit Sigismund Kaufmann. — Für mein gutes, herziges Kind Marie hatte ich nicht minder Sorge zu tragen, denn sie war nun zwölf Jahre alt und hatte bisher die öffentliche Schule besucht, die mir aber in keiner Weise genügte. Es ist meine Ueberzeugung, daß in diesen Anstalten Herz und Verstand, durch Verkehrtheiten und verderbliche Einflüsse, welche ich hier nicht weiter erörtern will, in Gefahr kommen. Diese Ueberzeugung basirt auf den Folgen der Erziehungsmethode in Haus und Schule, welche sich mir überall aufdrängten, und einen so widerwärtigen Eindruck auf mich machten, daß ich, in voller Uebereinstimmung mit meiner Frau, den Entschluß faßte, unser Kind einer guten Erziehungsanstalt in Deutschland anzuvertrauen. Es war gewiß in unserer Lage in jeder Hinsicht ein großes Opfer, aber wir erkannten die Nothwendigkeit und entschlossen uns dazu mit der innigsten Liebe. Es war ein großer Gedanke für die Mutter, die ihr Kind wie ihr eigenes Leben liebte, diesem Liebling eine Ausbildung zu Theil werden zu lassen, die sie selbst in ihrer Jugend entbehrt hatte, aber in der heutigen Welt für nothwendig erachtete. — Und was mich betrifft, so darf ich wohl sagen, daß ich meine höchste Lebensfreude darin fand, mein liebes Kind für den hohen, edlen Beruf der Frau fähig zu machen und vorzubereiten. — Fräulein Justina Batz in Offenbach war die Vorsteherin eines solchen Instituts, zu welchem ich das vollste Vertrauen hegte, und ich übergab ihr mein Kind um so lieber, als ihre Mutter eine der lieblichsten Rosen war in dem Strauße geliebter Wesen, die einst mein Herz besessen. —

Fünf Jahre vergingen und unsere schönsten Hoffnungen waren erfüllt, denn Marie war nach allen Zeugnissen, ein Muster edler

Sitten, reich an Kenntnissen, mit liebenswürdiger Bescheidenheit gepaart. Die Mutter sollte sie heimholen um den Schmuck unseres Hauses, die Freude unseres Alters zu werden. Da kam eine Schreckensbotschaft. Marie war krank geworden. Schnell eilte die Mutter in Begleitung Louis' hinaus, und fand ihr Kind an der galoppirenden Schwindsucht leidend.

Wer fühlt unseren Schmerz? wer begreift meinen Gemüthszustand? — Keine Hoffnung! keine Rettung! —

Sie eilten alle Drei nach Montreux.

Ach arme, arme Mutter! — —

Wenn ich mir das Bild vor die Seele stelle, wie eine liebende Mutter, ein guter Bruder Tage und Nächte zubrachten vor dem Bette der dahinschwindenden Jungfrau, welche so vollberechtigt zu einem frohen Dasein, dennoch einem frühen Tode geweiht war, dann scheinen mir Worte kalt und bedeutungslos im Vergleich zu dem tiefen Schmerz den ein solcher Zustand erzeugen mußte. — Bange, lange Nächte, deren Stille nur unterbrochen ward von dem verheerenden Husten, und dem Glockenschlag der nahen Kirchenuhr, zogen vorüber, nur um hoffnungslos das nahende Ende eines schönen, jungen Lebens zu verkünden. Nur die höchste moralische Kraft, und die tiefste, innigste Liebe, konnte die Mutter in diesem schweren Kampfe aufrecht halten, um nicht selbst zu erliegen. Ungesehen nur durfte sie ihre Thränen weinen, und ihre Seelenleiden mußte sie stille tragen, hinter einem Schein von Hoffnung auf dem Antlitz. —

Doch die Kranke ging mit vollem Bewußtsein dessen was ihr bevorstand, ihrem Ende entgegen.

Am 15. Februar 1870 Morgens, sagte sie voll heldenmüthiger Resignation: „Ich muß sterben. Gebt mir einen Kuß, den letzten. Auch einen für meinen goldigen Papa, meine beiden lieben Brüder Hermann und Johannes." Dann war sie still — stille ewig! —

Es wohnten viele feingebildete Damen in der Pension wo

meine liebe, liebe Marie starb; sie Alle hatten sie liebgewonnen während ihrer Krankheit und nahmen den innigsten Antheil an der trauernden Mutter, aber diese ließ es sich nicht nehmen, ihr geliebtes Kind selbst zu schmücken für das Grab. — Sie ruht auf dem Friedhof von Montreux.

Mit diesem Liebling meines Herzens gingen alle die schönsten Hoffnungen zu Grabe, welche ich noch vom Leben hegte. Ein Band der reinsten, innigsten Liebe verknüpfte mich mit diesem immer zartsinnigen Kinde, und nie vergaß ich den Abschied an Bord des Schiffes, als ich, der letzte von Allen, sie in meine Arme schloß, von innerer Erregung stumm gemacht, und sie ein leises: „ach nein! ach nein!" hinhauchte.

Es mußte sein! Das Leben fordert solche Opfer von uns, wenn wir Etwas erreichen wollen. Die Correspondenz welche sich später entwickelte, erweckte in mir den Gedanken mit ihrer Hülfe noch manches Schöne auszuführen was mich beseelte, aber was mein bewegtes Leben mir nicht gestattete in Ausführung zu bringen. — Mit ihrer Lebensfackel erlosch auch in mir die Gluth der Begeisterung für dichterisches Schaffen, das erkannte ich wohl als ich es versuchte, meinen Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu geben in einer Elegie, welche ich meinen beiden geliebten Dahingeschiedenen widmete, Philipp, dem Aeltesten im Stillen Meere, und Marien, der Jüngsten in den Schweizer Bergen. — Ich habe begonnen aber das Werk unvollendet den Flammen übergeben.

Der höchste Schmerz und die tiefste Trauer haben keine Worte.

Auf meinen ausdrücklichen Wunsch blieben Mutter und Sohn einige Zeit zur Beruhigung und Erholung noch in Deutschland und wählten ihren Aufenthalt in Heidelberg.

Um nun meine Familienangelegenheiten, mindestens im Umrisse, in Zusammenhang zu bringen, muß ich einige Jahre zurückblicken. Herrmann hatte seine Lehrzeit bestanden und hatte auch einige Uebung in der Oelmalerei erlangt. Dieser Umstand machte ihn

sehr geschickt zu Chromo-Arbeiten, welche zu dieser Zeit einen großen Aufschwung hier nahmen. Er war beliebt und geachtet von seinen Lehrherrn und Collegen; aber ein junger Mann fühlt immer einmal das Bedürfniß, seine Kraft in neuen Verhältnissen zu prüfen und sich einmal in der Fremde zu bewegen. Eine vortheilhafte Offerte veranlaßte ihn in ein bedeutendes Geschäft in Cincinnati einzutreten, wo gar bald Umstände eintraten, welche ihn zum Theilhaber machten. Bald darauf verheirathete er sich und war demnach, als selbstständiger Mann, unserer directen Sorge enthoben. —

Johannes hatte ebenfalls seine Lehrzeit vollendet, mit einer kleinen Unterbrechung während der kriegerischen Aufregung und Rüstung gegen die Rebellen. Junge Leute, welche das gesetzliche Alter von einundzwanzig Jahren nicht hatten, mußten zwar, um sich anwerben zu lassen, die Bewilligung ihres Vaters oder Vormundes haben; aber das Bedürfniß zahlreicher Regimenter, und die Begeisterung der Jugend, halfen über dergleichen Hindernisse hinweg, und da Johannes eine impulsive Natur hatte, ernste Ueberlegung ihm gänzlich mangelte, erlag er wohl leicht den Einflüssen junger Freunde um so mehr, als ein Pastor der Gemeinde unter welcher wir wohnten, ihr jedoch nicht als Mitglieder angehörten, sich damit beschäftigte, ein Regiment anzuwerben. Ohne mein Wissen und Willen kam er eines Tages heim als Soldat der Republik. —

An ein dauernde, wohlbewußte Begeisterung für die große Sache der Republik war doch bei solchen Knaben noch nicht zu denken und nachdem der Wunsch eine Wahrheit geworden, sah ich wohl, daß die blauen Hosen solcher jungen Helden manchmal in Gefahr schwebten in einer ganz anderen Farbe zu glänzen. So ein neues Regiment war im Lager und wurde disciplinirt, während es durch Anwerbungen vollzählig gemacht wurde, was mehrere Wochen in Anspruch nahm. Johannes hatte, in seiner jugend-

lichen Weise, nur die romantische Seite ins Auge gefaßt, ohne alles Verständniß für den Ernst der Sache, und so behandelte er sie. Er kam oft heim ohne Urlaub, wurde wahrscheinlich dafür auch zur Rede gestellt, wohl auch durch eine leichte Strafe an Disciplin gewöhnt, aber davon erfuhr ich Nichts, bis er einmal mehrere Tage bei uns zugebracht hatte. Es fiel mir nie ein, daß er das ohne Erlaubniß thue, bis ich in Erfahrung brachte, daß er in Staten Island in der Festung sitze als Deserteur.

Das zeigte mir nun auf einmal die Gefahr, in welche der arglose, unkluge junge Mensch mit seinen illusorischen Heldenträumen gerathen war. Das Regiment lag bereits in den Barracken im City Hall Park, und sollte in ein paar Tagen nach dem Kriegsschauplatze aufbrechen. — Ich nahm meinen Freund Kaufmann in Anspruch; wir nahmen einen Habeas corpus Befehl heraus. Der Oberst mußte den jungen Rekruten in den Gerichtssaal bringen lassen; und der Richter befragte mich über die Gründe, welche mich veranlaßten seine Befreiung vom Dienste zu verlangen. Diese waren seine Unerfahrenheit und allzugroße Jugend, welche ihn beständig der Gefahr aussetzten, strafbare Handlungen zu begehen ohne irgend eine böse Absicht; daß seine Anwerbung überhaupt ungesetzlich, da sie ohne mein Wissen und meine Einwilligung geschehen sei. Auf die Frage des Richters, was ich dazu gesagt, als ichs erfahren habe, antwortete ich offen und der Wahrheit gemäß, daß ich ihm nun nicht helfen und er nichts besseres thun könne als ein tüchtiger Soldat zu sein. Diese Aeußerung brachte allgemeine Heiterkeit im Gerichtssaale hervor, doch hielt es mein Freund Kaufmann für gut als mein Anwalt nun einzuschreiten, damit ich nicht durch meine Offenheit, meine Sache selbst verderben möge, und der Richter sprach ohne weitere Umstände das Urtheil, daß ich dem Clerk des Gerichts die hundert Dollars, welche der Junge als Prämie erhalten hatte, zurück erstatte, worauf seine Entlassung erfolgte. —

Ob ihn diese Episode vorsichtiger machte, will ich nicht entscheiden. Immer behielt er einen romantischen Zug in seinem Charakter, aber er hatte ein gutes, unverdorbenes Herz, das ihn nie auf schlimme Wege führte. — Er vollendete seine Lehrzeit, ward ein guter fleißiger Arbeiter, verheirathete sich nach Jahren und lebt jetzt in einer kinderlosen aber glücklichen Ehe. —

So standen die Sachen als meine Frau mit ihrem jüngsten Sohne Louis zurückkehrte aus Deutschland. —

Herrmann hatte nach mehrjährigem Aufenthalt in Cincinnati beschlossen New York zu seiner Heimath zu machen und löste zu dem Ende seine Verbindung mit dem Geschäfte in Cincinnati, trotzdem es ein bedeutendes und sehr einträgliches war. Zufällig traf er mit Frau und Kind am selben Tage hier ein, an welchem seine Mutter aus Deutschland ankam. —

Johannes und seine Frau wohnten bei mir während der Abwesenheit der Mutter, so daß jetzt auf einmal wieder die ganze Familie versammelt war. —

Ich habe noch zu erwähnen, daß ich seit einigen Jahren mein eigenes Haus besaß. Es war in einem noch nicht sehr bevölkerten Stadttheile von Brooklyn, lag in einem schönen Garten, welcher den Raum von drei Bauplätzen einnahm, in guter Nachbarschaft, und war ein recht anmuthiger Besitz. Dies war ein sehr glücklicher Umstand, denn es wurde uns ein kleines Paradies. Herrmann und Johannes bezogen bald eigene Wohnungen in unserer Nähe, so daß wir uns täglich sehen konnten.

Ich habe bereits erklärt, daß ich keine Familiengeschichte zu schreiben beabsichtige und deshalb wäre es hinreichend diesen kurzen Umrissen nur noch hinzuzufügen, daß wir einig und den Umständen entsprechend auch zufrieden waren. Doch darf ich nicht unerwähnt lassen was uns Deutschen hier das Leben zu einem recht eintönigen und freudeleeren macht: der Mangel an einem innigen und ungenirten Umgang, da ja nur sehr Wenige

von uns die englische Sprache so bemeistern lernen, wie dies zu einem solchen Umgang durchaus nothwendig ist. Die Frauen meiner Söhne waren Amerikanerinnen, die kein Wort Deutsch verstanden. Man denke sich das Verhältniß recht lebhaft und man wird gestehen müssen, daß das was ich hier sage vollkommen gerechtfertigt erscheint. Meine Kinder und ich selbst konnten eine Unterhaltung in englischer Sprache führen; die Mutter war dazu nicht fähig und konnte es nicht sein, da die Verhältnisse ihr jede praktische Uebung vorenthielten, mit Ausnahme dessen was unumgänglich nöthig war für die Haushaltung. Unter uns sprachen wir grundsätzlich immer Deutsch. Wer fühlt nun nicht heraus, wie störend ein solcher Zustand sein muß und wie wenig er geeignet ist, ein herzliches und inniges Verständniß herzustellen. Wie sehr man sich auch gegenseitig bemüht, den Mangel auszugleichen, Geist und Gemüth bleiben unbefriedigt.

Dies ist ein Gegenstand von hoher Bedeutung und großem Einfluß, denn die Sprache ist das halbe Leben und wer sich die Sprache des Landes in welchem er lebt, nicht ganz aneignen kann, wird immer und immer wieder daran erinnert, daß er heimathlos ist, daß er in der Fremde lebt. Meine Marie kam heim mit blutendem Herzen, mit in tiefe Trauer versenktem Gemüth. Dahin waren ihre süßesten Hoffnungen! Wo sollte sie nun Trost suchen? in welchem Herzen sollten ihre Seufzer ein Echo finden? wo einen Ersatz für die verlorene Liebe ihres Kindes? — Wo nur manchmal eine kleine Zerstreung? — Die Frauen ihrer Söhne waren ja auch ihre Töchter, aber — nun ich habe ja oben erklärt, daß diese Liebe nur eine stumme sein konnte, und überdies bin ich geneigt, den Amerikanerinnen die Fähigkeit einer wahrhaft tiefen Gemüthsstimmung abzusprechen.

Schon manche Mutter ist durch den Verlust eines Lieblings einer unheilbaren Melancholie verfallen und wahrlich! ich hatte Ursache solch' ein Unheil zu befürchten; nur meine vorsichtige, aufmerksame, liebevolle Behandlung hat das vielleicht verhütet.

Wenn ich unseren kleinen Besitz von einem anmuthig gelegenen, geräumigen Haus und schönem Blumengarten, unser kleines Paradies nannte, so bewährte es sich ganz besonders als solches, während dieser schweren Zeit der Trauer. Ja, ich darf behaupten, daß der Umgang meiner Marie mit ihren Lieblingen, den Blumen, einen Umgang mit Menschen, in dieser Zeit vielleicht mehr als ersetzte. Sie waren meine Bundesgenossen in der Aufgabe, ihr Gemüth heiter und offen zu halten für freundliche, liebevolle Eindrücke. Trübe, trübe Stunden zwecklosen Grübelns in der Einsamkeit wurden vermieden durch eine zarte Sorgfalt und Pflege für die lieblichen Kinder der Natur; durch eine Herz und Geist stärkende und befriedigende Beschäftigung im Freien.

Meine journalistische Thätigkeit hatte ich ganz aufgegeben und meine offizielle Thätigkeit nahm mich nur von 10 bis 3 Uhr in Anspruch, so daß ich einen guten Theil meiner Zeit dem Umgang mit meiner guten, lieben Marie widmen konnte, dessen sie so sehr bedurfte. Wir bekämpften und überwanden auf diese Weise eine Gefahr welche unser Lebensglück bedrohte.

Das Custom House.

Meine Erfahrungen im Custom House bilden einen so wesentlichen Theil meiner Lebens- und Leidensgeschichte, zugleich aber auch eine so sichere Basis für Beurtheilung amerikanischer Zustände, daß ich nicht unterlassen darf, ausführlicher darauf einzugehen.

Seit langen Jahren bildete das Custom Haus, d. h. das Institut welches gleichsam den ganzen Welthandel mit den Ver.

Staaten vermittelte und die einzige Einnahme-Quelle der Regierung war, den Brennpunkt aller politischen Thätigkeit der Nation, denn in demselben conzentrirte sich die Macht des Finanzministeriums, dessen langer, gewaltiger Arm nach allen Richtungen hin, über die ganze Union reichte.

Parteien bildeten sich zwar über Prinzipienfragen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es Männer gab, welche es ernst und aufrichtig damit meinten. Aber die Haupttriebfeder für die Masse der gewöhnlichen Politiker, war dennoch nur das allgemein geltende Losungswort: „Dem Sieger gehört die Beute!" denn ohne diese Aussicht hätte sich Niemand um Politik bekümmert. Um diesen Ausspruch zu rechtfertigen darf ich nur daran erinnern, daß die Republik nicht etwa das Ergebniß einer reifen nationalen Entwickelung, ein tiefgefühltes Bedürfniß war; es war ein nur zufällig gefundener ungeschliffener Edelstein an dessen mährchenhaftem Werthe Jeder seinen Antheil haben wollte.

Die Sklavenfrage aber war eine von so großer Bedeutung, daß sie eine weit tiefer gehende Aufregung hervorrufen mußte, welche durch Compromisse nicht mehr geschlichtet werden konnte. Die Antisklaverei Partei war eine solche, welche sich aus ernsteren Elementen der Gesellschaft rekrutirte, und sich durch langjährige Kämpfe so gekräftigt hatte, daß sie ihrem Prinzip endlich einen entscheidenden Sieg errang durch die Wahl Lincolns.

Es war nicht die Beute, aber es war eine absolute Nothwendigkeit, daß ein rascher und durchgreifender Wechsel der Beamtenwelt erfolgte.

Soweit meine eigene persönliche Erfahrung reicht, kann ich behaupten, daß während der ersten Zeit der republikanischen Herrschaft, auch die wahre, ehrenhafte, ernste republikanische Gesinnung vorherrschte. Da war kein Knownothingthum, was wir auch Knotenthum nennen könnten, kein Neid, keine Eifersucht, kein Wettrennen der Schlauköpfe nach den Stellen. Wenigstens habe

ich davon nichts erfahren; aber ich muß auch hinzufügen, daß ich damals noch, ein wahrer Michel Perrin, jeden Menschen für grundehrlich hielt, und gar nicht daran dachte, hinter die Coulissen zu schauen. Ich wurde für meine Dienste belohnt und befördert wie Andere. Ich trat mit einem jährlichen Gehalt von Tausend Dollar ein; erhielt bald Zwölfhundert, dann Achtzehnhundert, dann Zweitausend.

Unterdessen hatten, vier Jahre später, die Umstände sich geändert. Der Krieg war zu Ende; die Armee entlassen; Gold und Lebensbedürfnisse standen hoch, um so werthloser erschienen die Greenbacks, welche während des Krieges und nachher flogen als hätten sie Flügel. Die Millionen Bounty Gelder mußten verjubelt werden, denn was kann man Besseres mit dem vielen Gelde anfangen? Eine wilde Jagd der Verschwendung, des Luxus, der Begierde nach Genüssen und — dann wieder nach Geld, ward in Scene gesetzt, wie das ja die Folge eines jeden Krieges und Sieges zu sein scheint. Unter diesen Einflüssen ward das alte Motto in der neuen Partei sehr laut und dringend: Dem Sieger die Beute! —

Anstatt eines Aufschwunges in Moral und politischem Leben stellte sich vielmehr das Gegentheil ein, und Jeder suchte zu „machen" was „gemacht" werden kann. Die alte Geschichte in neuer Auflage! — Neue Menschen drängten sich heran die alte Wirthschaft fortzuführen, man wollte ja nichts Besseres; und wie war denn die alte Wirthschaft? — Es war mit einem Worte eine Geldsache. Die größte Sache der Republik: ihre Verwaltung, eine Geldsache! —

Schon wer zur Wahl einer Beamtenstelle aufgestellt sein wollte mußte viel spenden; wer gewählt sein wollte noch mehr. — Die Candidaten für irgend ein Amt, von oben herab bis zum Alderman, mußten ihren Wortführern und Anhängern, Faustkämpfern, kurz allen politischen Loafern, welche durch Muskel oder Großmäu-

ligkeit Einfluß auf die Abstimmung zu haben schienen, die besten Stellen versprechen, welche zu vergeben sie ihrerseits beanspruchten, als die Erwählten des Volkes; die großen Männer der Nation! — Die Congreß-Mitglieder im Haus und Senat; die Mitglieder der Staats-Legislaturen; die Mayors und Gouverneurs; die Gemeinderäthe, kurz alle diese siegreichen Patrioten verlangten die unzähligen Stellen, welche nicht einer Wahl unterworfen sind, für ihre Anhänger.

Diese Anhänger, ob gebildet oder roh; ob ehrenhaft oder Lumpe, erwarteten ihren Lohn und schwelgten im Hochgefühl einer bevorstehenden reichen Ernte. Man griff nach den besten Stellen, wie nach den geringeren, denn es kam sehr wenig auf die Kenntnisse an, welche man besaß. Es kam auch nicht auf die Ehre oder den Gehalt an, welche eine Stelle einbrachte, sondern man frug nur: was ist die Stelle werth? — d. h. was kann ein smarter Mann daraus „machen"? Ich hörte einen Mann, der eine Inspektor-Stelle à $3 pro Tag erhalten hatte, seinen Freund, einen Doktor, schon einladen, nach vier Jahren eine Reise nach Italien zu machen! Dieser Mann war sogar ein Deutscher, welcher die Universität absolvirt und bereits die Rolle eines „großen Mannes" in Deutschland gespielt hatte. Ich bekenne dies hier, um gerecht zu sein gegen die Amerikaner, die ich wahrlich nicht aus Muthwillen oder in böser Absicht tadle, denn es würde mir eine ungleich größere Befriedigung gewähren, wenn ich nur Großes und Gutes von ihnen zu sagen hätte, aber ich muß hinzufügen, daß sie solche Zustände und Gesinnungen selbst hervorgerufen hatten und ganz entschieden theilten! Solche Ansichten der gewissenlosesten Ausbeuterei herrschten allgemein, ja, ich erinnere mich, sie einmal in einem Bericht eines Untersuchungs-Committee als selbstverständlich quasi gerechtfertigt zu sehen und in der Presse wie im ganzen Volke war es zur Gewohnheit geworden, einen Zollbeamten nicht allein, sondern jeden Beamten

der Republik für nichts besser als einen Dieb zu betrachten, oder, mindestens doch als einen Schmarotzer, welcher an der Krippe steht und vom Fett des Volkes zehrt.

Traurige Zustände wo Jeder zahlen muß, um in's Amt zu kommen und stehlen muß, um sich wieder bezahlt zu machen. Christliche Liebe und ein höchst unvollkommener Begriff von Rechtlichkeit nennt das aber nicht stehlen, sondern „machen". — Der Congreßmann „macht" indem er sich herabläßt in irgend einem Eisenbahn- oder anderen großartigen Unternehmen, wozu die Hülfe des Congresses erforderlich ist, Stocks anzunehmen auf Credit, also scheinbar kauft, und dann ganze Länderstrecken dafür bewilligt, vielleicht auch noch unverzinsliche Darlehen befürwortet! — Er „macht" indem er, scham- und ehrlos, colossale, offenbare Schwindel aller Art von erlogenen "Claims," wie neuerdings erst den Pensionen-Schwindel, im Congreß einführt und durchbringt. Der Custom Haus Clerk „macht" indem er sich vom Broker bezahlen läßt, für Dienste, die er unentgeltlich zu leisten hat, aber „seine Kunden" begünstigt; von wirklichen direkten Betrügereien, im Einverständniß mit Schmugglern, die oft genug entdeckt, aber nie bestraft wurden, gar nicht zu reden! — Der Wieger „macht" indem er bei Gütern, welche nach Gewicht verzollt werden, weniger Brutto und mehr Tara angiebt! — Es war eben nicht Sitte, diese Günstlinge der Senatoren, diese Schooßkinder der großen Staatsmänner, welche die Zollverwaltung monopolisirten, zu stören, oder gar zu controlliren.

Die Sucht und Begierde zu „machen" was gemacht werden kann, war ein tolerirtes Uebel; eine sittliche Pest, eine empörende Nichtswürdigkeit, welche epidemisch geworden, gerade unter der Classe von Menschen, welche sich das Privilegium aneignen, die öffentlichen Angelegenheiten dieser großen Republik zu leiten; es war nicht etwa Sache einer Partei, sondern ein nationales Uebel.

Will man nun behaupten, daß Diejenigen am besten thun, welche

sich von dem gefährlichen Sumpf der Politik fern halten? — Mit Nichten! — Wo sollte die Republik hingerathen wenn nicht auch ehrliche Männer unter ihren Beamten wären? Es sind deren nicht Wenige in der Zollverwaltung, aber sie waren bisher viel mehr die Sündenböcke der schlauen Betrüger, als die Bevorzugten.

Meine interessantesten Erfahrungen im Custom Haus, machte ich im Seizure Room, wo die Schmuggelfälle verhandelt wurden, bei denen ich einige Jahre lang zu Rathe gezogen wurde, wenn deutsche und französische Briefe zu lesen waren, und es waren solcher Fälle nicht wenige. Dieses Seizure Room war das Sitzungszimmer der zollamtlichen Inquisition, und wessen Bücher und Briefe dahinkamen, der konnte sich auf einen gefährlichen Aderlaß gefaßt machen. —

„Bücher und Briefe?" — aber wie kamen die dahin? — höre ich fragen.

Nun, auf eine sehr einfache Weise! Die Regierung muß nothwendig sich selbst, und auch die ehrlichen Geschäftsleute schützen gegen Uebervortheilung von Seiten gewissenloser Betrüger, deren es überall eine große Anzahl giebt, selbst unter Leuten, welche sehr große Ansprüche auf Achtung von Seiten ihrer Mitbürger machen. Dafür machte der Congreß Strafgesetze, und Niemand wird behaupten wollen, daß der Congreß damit seine Befugnisse überschritten habe. Aber Gesetze sind auch verschiedener Auslegung in der Praxis unterworfen, und so mag es sein, daß dieses Gesetz in einer etwas zu ausgedehnten Weise in Anwendung gebracht wurde, wenn man, mit einem Warrant versehen, irgend ein Haus überfiel, Bücher und Briefe wegnahm, die Safe versiegelte und einen Wächter zurückließ, ohne daß man so recht angeben konnte, weßhalb dies geschah. — Wo man es wußte, da war nicht viel gegen das Verfahren einzuwenden; aber die Strafen waren groß; der Collektor, Naval Officer und Surveyor erhielten ein Viertel davon unter sich zu theilen; der Informer erhielt ein Viertel und

die Hälfte fiel dem Schatzamt in Washington zu, dem Fiskus. — Man sieht, welche Verführung zu Mißbräuchen dieses System hatte, das zuletzt in ein förmliches Raubsystem ausartete, jedoch die "Happy Family" vollkommen befriedigte. Ein böswilliger Clerk konnte ein Haus in eine fatale Lage bringen, wenn er sich mit einem Special-Agenten verständigte, oder ein Special-Agent konnte sich irgend ein großes Geschäft, als Ziel seiner Verfolgung ausersehen und einen Search Warrant erlangen. Wußte man auch nicht genau anzugeben, was eigentlich gegen das Haus verbrecherisches oder verdächtiges vorlag, so bemächtigte man sich ja der Bücher und Papiere, Briefe und Copierbücher und es war ein Leichtes aus der Masse dieser Documente irgend eine Anklage zu formuliren, wie z. B. der Fall von Phelps, Dodge & Co. zur Genüge zeigt, ein Haus, welches sicherlich nie den Gedanken hegte, einen absichtlichen Betrug zu begehen, aber ¼ Million Dollar Strafe zahlte. Die fatale Lage eines solchen Hauses, das Stocken des Verkehrs, die Aufregung, Angst, heimlichen Winke und Drohungen, treiben die meisten Opfer solchen Verfahrens, zu einem feigen Compromiß. Unschuldige müssen mit dem Schuldigen leiden, denn gegen solche asiatische Satrapenwirthschaft gabs keine Appellation, keine Hülfe als Geld; oder ein ruinirender Prozeß.

Wie ich bereits mittheilte, rief man mich nur ins Seizure-Room wenn deutsche und französische Briefe vorlagen, woraus Stellen, welche auf's Zollamt Bezug hatten, zu übersetzen waren.— Da es sich meistens um eine jahrelange Correspondenz handelte, war ich manchmal wochenlang beansprucht, und nicht selten waren meine Uebersetzungen die einzigen Beweise für wirkliche Betrügereien, welche eine Strafe von 10 und 20,000 Dollar und mehr zur Folge hatten.

Das hätte für mich ein leichter und höchst verführerischer Weg werden können mich zu bereichern; ich wußte das sehr gut, aber ich zog es vor, unter allen Umständen meinem Lebensprinzip treu

zu bleiben: Nichts zu thun, was mir meine Selbstachtung kosten mußte. Einmal lag die Versuchung sehr nahe und einladend vor mir. Ich hatte das Copirbuch eines Juwelenhändlers zu lesen, dessen Importationen Hunderttausende von Dollars betrugen, und auf einem losen Blatt, der Copie eines Briefes an seinen Theilhaber in Paris, war ihr ganzer Plan, die Regierung zu betrügen, festgestellt. Die Preise alle waren 10% unterm Werth zu berechnen und ein eignes Buch dafür zu führen, damit der Absender mit „gutem Gewissen" die Rechnungen vor dem Consul in Paris beschwören konnte. Die beispiellose Kürze und Bestimmtheit dieses Briefes, welcher auf einem dünnen Löschpapier als Abdruck des Originals vor mir lag, und die ebenso beispiellose Unvorsichtigkeit, sie im Copirbuch lose aufzubewahren, setzten mich in Erstaunen und wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß dieser Wisch dem Schreiber jetzt $25,000 werth sei, denn nichts Anderes konnte gegen ihn sprechend, entdeckt werden. Ich durfte dieses Blatt zusammenfalten und in die Westentasche stecken, so war es für mich so gut wie ein Check auf die Bank, den ich des anderen Tages einkassiren konnte. Nein! so werth war mir das Geld nie, daß ich meinen eignen Werth dafür wegwerfen sollte. — Ohne Bedenken übersetzte ich diesen unwiderleglichen Beweis der Schuld und der Mann zahlte mindestens $40,000 Strafe. —

Viele, welche dieses lesen, werden lächeln. Die Einen ungläubig, die Andern mitleidig, aber mein Freund Kaufmann war der Advokat des Angeklagten, und wird mein Gewährsmann sein für die ganze Wahrheit des hier Mitgetheilten.

Und ist es vielleicht unbescheiden, daß ich diesen Akt, dessen Tragweite und Bedeutung ich klar und positiv kannte, hier so ausführlich erwähne? — Bei dem fast allgemein geltenden Grundsatz, daß jeder Zollbeamte ein Dieb ist, und um kein Haarbreit höher gestellt wird in der Achtung seiner Mitbürger, als ein „Taschendieb" der seine Chancen benutzt; bei dem ebenfalls hier so

allgemein als „richtig“ geltenden Ausspruch Göthe's: „nur Lumpe sind bescheiden“ finde ich diese Unbescheidenheit nicht allein gerechtfertigt, sondern absolut nothwendig.

Mit welcher Stirne könnte ich mich hier aufwerfen als Kritiker solcher Lumpe, welche ihre Nichtswürdigkeit hinter der Maske „stiller Bescheidenheit“ bergen? Und welche Beachtung verdiente diese Kritik, wäre ich selbst Einer jener weitverbreiteten Sippe dunkler Ehrenmänner und Heuchler, welche dem Grundsatz huldigen: „was gemacht werden kann, wird gemacht“? Ich bin es mir selbst schuldig und auch der Menge ehrlicher Beamten, gegen diese falsche Meinung und schlechte Behandlung zu protestiren. Ist es nicht eine traurige Erfahrung für tüchtige und ehrliche Arbeiter, daß sie sehen müssen, wie die Unscrupulösen und Anmaßenden weit mehr Beachtung finden, während ihrer weder Anerkennung noch Belohnung wartet? — Oder ist das vielleicht ihr Lohn für treue Dienste, daß man ihnen nicht den Laufzettel schreibt, wenn sie eine Zeitlang „an der Krippe standen um sich zu mästen?“ wie die Presse die zarte Rücksicht hat, sich bildlich auszudrücken, ohne nur einen Unterschied zu machen zwischen Guten und Schlechten? Die Presse hat, durch ihre bis jetzt so gedankenlose Behandlung dieses so wichtigen Gegenstandes, nicht wenig dazu beigetragen das ganze Beamtenthum der Republik zu demoralisiren, anstatt zu heben. — Einem Mann, welcher für Gerechtigkeit die hohe Achtung hegt, die ihr gebührt, erscheint ein solcher Zustand geradezu empörend, denn ungerecht sein, heißt infam sein!

Wie sollte ich das Alles hier niederschreiben, ohne des guten Collectors King zu gedenken, welchen Lincoln ernannte, als einen grundehrlichen Charakter, in der Absicht Ordnung und Ehrlichkeit im New Yorker Custom Haus einzuführen.

Armer King! Zu jener Zeit war das eine Aufgabe, welche dem Teufel den Kopf verwirrt hätte. Männer in untergeordneter Stellung konnten ihre Pflicht redlich erfüllen und dem Treiben

zusehen, und es gab auch eine Masse solcher Zuschauer. Aber ein Collector, welcher gleichsam den Mittelpunkt dieser schwindelnden Welt bildete, um den sich Alles drehte, er mußte sehr kühl sein und feststehen, um nicht mit fortgerissen zu werden. Für diesen naiven, rechtlich gesinnten Mann war das absichtlich verwirrte System ein Gordischer Knoten, und er war kein Alexander, der ihn zerhauen konnte. Die verwickelte Geschichte, wo Jeder auf eigene Faust zu handeln schien, war ihm ein unlösbares Räthsel, er verstand es nicht den Bullen beim Horn zu fassen, und man hatte nur ein spöttisches Lächeln für seine Hilflosigkeit.

Eines Tages lag ein Fall vor, wie ich sie oben erwähnte, und da man mich heranzog um einen ganzen Wust von Briefen zu lesen, war ich zugegen als King ins Seizure Room trat, und ich hörte, wie man sich bemühte, ihm einen Begriff beizubringen von der in solchen Fällen üblichen Prozedur. Er hatte aber nur ein Kopfschütteln als Antwort, und es kam mir vor, als sei er ein neuer Hamlet, im Kampfe mit sich selbst, unschlüssig was zu thun sei. — Nach dem Schluß der Office-Stunden, begegnete ich ihm in einer der Gallerien. Er hielt mich fest und richtete, in sichtbarer Aufregung, wiederholt die Frage an mich: "Is this a good case?" (ist dies ein guter Fall?)

„Ich habe noch nichts entdeckt, Mr. King, was mich berechtigte, es einen guten Fall zu nennen," war meine Antwort. Und in der That, wie konnte ich ihm, an diesem Platze, und bei der Art und Weise, wie er mich frug, meine Ansichten entwickeln über das Verfahren selbst? ich wußte ja, daß das der offizielle Weg war den man immer einschlug, und daß mein Urtheil darüber weder ein Gewicht hatte, noch verlangt wurde. — Wollte er aber eine Belehrung von mir, und hätte er mir dies in der rechten Weise mitgetheilt, wahrlich! er konnte sie haben, offen und ehrlich. Vielleicht, ja vielleicht hätte sie sein Gemüth beruhigt, seinen Willen gestählt. Vielleicht hätte ich ihm einen Weg gezeigt, Ordnung in das Chaos

zu bringen, aber wie es scheint, hatte er damals schon den Kopf verloren; er zitterte für sein Seelenheil, seine Urtheilskraft hatte ihn verlassen. Es war ihm Alles zu neu, zu überwältigend, und er beschloß sich zu retten, der arme, gute Mann; er füllte seine Taschen mit Schrot und versenkte seine Unschuld in den Fluthen des New Yorker Hafens, der ihm ein Hafen des Friedens wurde. Die kurze Scene in der Gallerie des Zollamtgebäudes, erklärte mir deutlich genug den moralischen Kampf und das tragische Ende dieses guten Mannes.

Eine andere, nicht minder interessante Episode meiner Erfahrungen als Zollhausbeamter, darf ich nicht unerwähnt lassen.

Ich war immer bestrebt, mich von Allem fern zu halten was nicht mit den Grundsätzen wahrer Ehrlichkeit übereinstimmte, aber um so mehr war ich ein scharfer Beobachter. Meine vielseitige Verwendung in allen Branchen dieses verwickelten Verwaltungszweiges gab mir Gelegenheit, tiefe Blicke in das faule Getriebe zu thun, und veranlaßte mich, alle in die Augen fallenden Mängel und Verstöße gegen Ordnung, Recht und Moral aufzuzeichnen. So entstand eine ziemlich ausführliche Kritik, basirt auf persönliche Erfahrung und Beobachtung, welche ich ordnungsmäßig zusammenstellte, um gelegentlich auf die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform hinzuweisen, die ja schon längst allgemein gefühlt wurde. Selbst der Congreß beschäftigte sich ernstlich mit dieser Frage und sandte ein Committee nach New York, mit der Vollmacht, die schreienden Uebelstände in der Zollverwaltung zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten. Das schien mir eine günstige Gelegenheit, meine Arbeit, zum Nutzen der Nation, zu verwenden. — Obgleich ein erfahrener Freund vor einem solchen Schritt mich warnte, da er mir eher Schaden als Nutzen bringen dürfte, trug ich dennoch keinen Augenblick Bedenken, gegen die mir verhaßten Mißbräuche aufzutreten, und schrieb an ein hervorragendes Mitglied des Committees, Senator Howe, ein Republikaner, folgenden Brief, welchen ich wortgetreu übersetze:

„Mein Herr!

Seit zehn Jahren bin ich als Beamter im Custom Hause thätig und bin in allen Branchen der Zollhaus-Verwaltung, welche der Naval Office obliegen, verwendet worden. Ich war bei der Buchführung des **Ware House** Departements beschäftigt; dann beim Amendiren und Liquidiren der Zollbeträge; ward, bei großem Andrange von Schiffen und in Folge dessen von überhäuften Anmeldungen von Importationen, als Hülfe zugegen für die Entry Clerks; hatte zwei Jahre lang die Rückzahlung von Zöllen für wieder ausgeführte Güter zu berechnen, und wurde während einer Periode von mindestens vier Jahren im **Seizure Room** zu Hülfe gerufen, um französische und deutsche Correspondenz zu lesen und zu übersetzen, wenn Defraudationsfälle zur Untersuchung vorlagen.

Hieraus werden Sie den Schluß ziehen können, daß ich vielseitige und genaue Auskunft über den Geschäftsgang des New Yorker Zollamts geben kann. — Ich habe meine Beobachtungen niedergeschrieben, in der Absicht sie drucken zu lassen, wenn sich je eine passende Gelegenheit darbieten sollte, durch meine Mittheilungen Etwas dazu beitragen zu können, eine absolut nothwendige Reform zu erzielen.

Meine Notizen beziehen sich nicht auf einzelne Fälle von Betrügereien, sondern vielmehr auf die vielen eingeschlichenen Uebel und Mißbräuche, welche schon so viele Klagen verursachten und das wichtigste finanzielle Institut der Vereinigten Staaten in so üblen Ruf brachten.

Wenn Sie beabsichtigen, dieses Material für Ihre Zwecke zu verwenden, bin ich bereit, entweder als Zeuge aufzutreten, oder Ihnen meine schriftliche Arbeit vorzulegen, bitte aber, bis dieser Punkt entschieden ist, diese Mittheilung als eine Privatsache zu betrachten. Sollte die Untersuchungs-Com-

mission aber den Wunsch hegen, mein Manuscript zu besitzen und zu benutzen, dann habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß ich persönlich und öffentlich für Alles was ich darin aussage, verantwortlich gemacht werde."

Anstatt einer Antwort fand ich einige Tage später eine Notiz in der Zeitung, daß die Commission beschlossen habe, keine schriftlichen Mittheilungen anzunehmen; aber ich erhielt auch keine Einladung auf den Zeugenstand zu treten, denn man wollte ja die Wahrheit nicht hören!

Diese großartige Commission hätte ihre Sitzungen im Astor House Monate lang fortsetzen können und hätte noch nicht so viel erfahren als ich ihr in einem Tage sagen konnte, denn sie war umgarnt von einer Clique von Interessenten welche dafür sorgten, daß die volle Wahrheit gar nicht an den Tag gebracht werden konnte; und so war das Resultat ein Bericht, welchen zu unterzeichnen ich mich sicherlich geschämt haben würde.

Ich dachte nun daran, ein Memorial an den Congreß zu richten und schrieb, indem ich eine Copie obigen Briefes beilegte, deshalb an Carl Schurz, welcher mir antwortete, daß das vielleicht ganz zweckmäßig wäre, daß er jedoch keine bestimmte Meinung aussprechen könne, da ihm das Material nicht bekannt sei, welches ich dazu gesammelt. Ueberdies war das Ende der Sitzung sehr nahe und es war sicher, daß die Custom Haus Angelegenheiten nicht mehr während derselben zur Verhandlung kommen würden.

Ich zog es deshalb vor, mein Manuscript dem City Editor der „Tribune" zu überlassen. Er fand es äußerst interessant, und versprach mir einen Auszug daraus zu geben, welcher vier bis fünf Spalten des Blattes einnehmen dürfte. Er hat, wie er mir später sagte, diesen Auszug machen lassen, und hat mir wiederholt seine Anerkennung über den Inhalt ausgesprochen, sogar in meinem Beisein, dem Vormann der Setzer den Auftrag gegeben, den Satz

vorzunehmen. — Das war etwa acht Tage vor der Convention, welche Horace Greeley, den Chef der „Tribune," als Präsidentschafts-Candidat aufstellte.

Ich hielt das gerade für eine günstige Zeit mit einem solchen Reform-Artikel in der „Tribune" herauszukommen, aber vergebens wartete ich auf einen Probebogen um die Correctur zu besorgen, wie abgesprochen war. — Die Vorbereitung für die Wahl, und, in Folge dessen, der Mangel an Raum, war Herrn Shanks' Entschuldigungsgrund; ich fand aber bald heraus, daß man vor der Wahl nicht herauskommen wollte, mit einer solchen Kritik gegen das Custom Haus.

Daß ich die Vertheilung der Strafgelder unter die Magnaten des Custom Hauses und die Special-Agenten, als eine niedrige Politik, überhaupt die Gelderpressungen von Brokern und Geschäftsleuten als einen schändlichen Mißbrauch darstellte, war gewiß jetzt kein geeigneter Artikel für ein Blatt, dessen Eigenthümer als Präsident der Vereinigten Staaten erwählt sein wollte und dazu um alle Stimmen werben mußte! — Das Custom Haus war ja eine politische Macht, deren Hülfe zum Gelingen absolut erforderlich war. — Dennoch hatte die Wahl für Greeley einen sehr kläglichen Ausgang.

Was aber aus meinem Artikel über das Custom Haus geworden, habe ich nie erfahren können, denn Herr Shanks wich meinen Fragen aus. Die Sache wurde mir zuletzt zum Ekel, und ich habe gerechte Ursache den Verdacht zu hegen, daß meine Arbeit, als gedrucktes Manuscript, in irgend einer Weise verwerthet wurde, denn alle meine Reform-Vorschläge, selbst die Entziehung der Theilung der Strafgelder, sind unterdessen im Custom Hause ausgeführt worden, so daß die Verwaltung ganz entschieden nach allen Richtungen hin eine bessere geworden ist. — Da ich nun vorher nie Aeußerungen ähnlicher Art auch nur andeuten, vielweniger aussprechen hörte, fühle ich mich zu dieser

Anklage gegen Herrn Shanks berechtigt, da er weder sein Versprechen erfüllte noch auch seine Handlungsweise mir gegenüber rechtfertigte.

Civil Service Reform.

Ich habe zwar die Bezeichnung „Civil Service Reform" in meinem Manuscript nicht gebraucht, denn mit einer strengen Kritik gegen die eigene Partei aufzutreten, war damals noch kein Modeartikel, sondern eine verhaßte Ketzerei. Doch waren die Uebel so sehr in die Augen fallend, daß Allen die da sehen wollten, eine Reform als eine absolute Nothwendigkeit erscheinen mußte. — Ich habe auch nicht die Anmaßung, behaupten zu wollen, daß ich der Erste oder gar Einzige war, welcher das Bedürfniß erkannte, denn es giebt hier Männer genug, welche ernst und redlich streben, auch Ehrlichkeit in die Politik einzuführen, aber es ist nicht zu leugnen, daß sie einen schweren Stand haben, um etwas Rechtes zu erzielen.

Die Frage einer Civil Service Reform scheint zwar einfach, aber sie ist von so tiefgehender Bedeutung, daß das fernere Gedeihen und längere Bestehen der Republik, zu einem nicht geringen Theil, davon abhängt. Ihre Wichtigkeit wird erst dann ganz zu Tage treten, wenn sie, was nicht ausbleiben kann, zu einem wesentlichen Theil der Platform einer neuen Partei gereift sein wird.

Bis jetzt hat diese Frage ihre Anhänger unter den Politikern beider Parteien, aber ohne Ernst, nur um damit zu coquettiren, denn die Majorität derselben weiß sehr wohl, daß sie mit Einführung dieser Reform zugleich den Einfluß zerstören, welchem sie ihre Wahl verdanken. Diese Reformfrage wird bis jetzt noch ge- und mißbraucht. Sie ist ein Stichwort geworden für eine

Masse jener Zungendrescher, jener windigen Volksfreunde, welche mit jedem Winde segeln können, da ihr eignes, werthes Selbst ihr Ziel ist, und es ihnen deshalb einerlei sein kann, mit welchem Winde sie fahren. — Wenn Leute, welche das Wort „Reform" kaum auszusprechen wagten, und ihr gutes Theil dazu beitrugen, eine Reform zur absoluten Nothwendigkeit zu machen, sich derselben jetzt bemächtigen um immer im Fahrwasser zu bleiben, in und außerhalb des Congresses, so ist das ein Mißbrauch, welcher gefährlicher werden kann als das Uebel, welches beseitigt werden soll, denn es ist eine weltbekannte Thatsache, daß selbstsüchtige Schlauköpfe, welche persönliche Zwecke verfolgen, ehrliche Leute leicht überlisten, und daß Proseliten immer übertriebenen Eifer zeigen.

Es handelt sich nicht allein darum tüchtige, sondern auch ehrenhafte, wohlgebildete Männer in die Aemter zu bringen und diese wollen nicht allein geschützt sein in ihren Rechten, sondern auch in ihrer Ehre.

Präsident Arthur hat einen glücklichen Gedanken ausgesprochen in seiner Botschaft, wenn er sagt: „Gar manche Eigenschaften charakterisiren einen musterhaften Beamten. Vor Allem gehört dazu Ehrlichkeit, Fleiß, gute Gewohnheiten, gute Gemüthsart, Geduld, Ordnung, artiges, taktvolles Betragen gegen Vorgesetzte, wie auch umgekehrt. Der Mangel dieser Eigenschaften wird nicht ersetzt durch bloßes Vielwissen u. s. w."

Wenn man den unter allen Umständen und nach allen Richtungen hin verderblichen Einfluß der Politiker auf die Verwaltungsbehörden und ihre Beamten abschaffen will, so muß man sich, nach der andern Seite, wohl hüten, durch leichtsinniges Experimentiren eine gefährliche Praxis einzuführen, welche den Prüfungs-Commissionen und den Chief Clerks ein weites Feld für Intriguen eröffnen. Ein Chief Clerk z. B., welcher der einzige Vermittler ist, zwischen dem höheren Beamten und den

Clerks, und nicht eine einzige jener guten Eigenschaften besitzt, welche der Präsident hervorhebt, dagegen aber, von falschem Ehrgeiz und Dünkel aufgeblasen, mit Suspendirung droht und überhaupt die Rolle eines Sklavenaufsehers spielt, wäre für tüchtige Beamte, welche sich selbst achten, keine willkommene Zugabe zur Civil Service Reform und gewiß nicht geeignet, den Beamtenstand zu heben, für welche Behauptung ich sehr sprechende Beweise anführen könnte, wenn ich es nicht verschmähte hier Persönlichkeiten auszufechten, wo es sich nur um Prinzipien handelt.

Um nun meine Ansichten über Civil Service Reform zum Schluß zu bringen, will ich sie hier in kurzer und bestimmter Form aussprechen.

Die Uebel gegen welche diese Reform in die Schranken tritt sind:

1. Die zügellose Anmaßung einer Classe sogenannter Volksmänner, welche, nicht von Patriotismus, sondern von Ehrgeiz und Selbstsucht getrieben, alle erlaubten und unerlaubten Mittel anwenden, um durch erschwindelte Majoritäten in die wichtigsten öffentlichen Stellungen zu kommen, und nicht allein damit zufrieden:

2. Auf ihren zweifelhaften Erfolg pochend, auch die Aemter, welche nicht einer Wahl unterworfen sind, für ihre Creaturen und Günstlinge in Anspruch nehmen.

3. Daß bei Besetzung dieser Stellen auf diese Weise weder Fähigkeit noch Moral in Betracht kommen, und dadurch das öffentliche Wohl Menschen anvertraut würde, welche ihre Stellung vor allen Dingen zur Förderung ihrer persönlichen Interessen mißbrauchen.

4. Daß dieser Zustand Männer von Charakter und ehrenhaften Grundsätzen, der politischen Thätigkeit immer mehr entfrembete, überhaupt dadurch in der großen Masse eine beklagens-

werthe Indifferenz für nationales Leben erzeugt wurde, wodurch die Politik zu einem Privat-Geschäft von Intriguanten und ihren Parteigängern herabsank.

5. Daß unter dem Prinzip der Beutevertheilung der rechte Geist unseres politischen Lebens erstarrte; eine freie Parteibildung, je nach Erkenntniß und Ueberzeugung, verhindert, und anstatt eines allgemeinen Bestrebens, das Wohl der Republik zu fördern ein, ihre Entwickelung hemmender, maschinenmäßiger Parteidienst eingeführt wurde.

Gegen diese chronisch gewordenen Uebelstände, tritt nun die Idee der Civil Service Reform auf, um die Administration, d. h. die öffentliche Verwaltung der Republik, welche unter jeder Regierung eine gleichmäßig correcte, gerechte und gute sein soll, den wechselnden Einflüssen der Parteien zu entziehen.

Es liegt im Interesse der Nation, und folglich eben so sehr im Interesse aller Parteien, daß erfahrene, ehrliche, in der öffentlichen Achtung hochstehende Beamte, in ihrer Stellung gesichert sind, so lange sie ihre Pflichten redlich erfüllen.

Dadurch, daß die Stellen der Beamten den verderblichen Einflüssen der Parteien, und den Forderungen anmaßender Congreß-Mitglieder entzogen werden, tritt die zahlreiche Classe der Diener der Nation, aus der erniedrigenden Stellung der Abhängigkeit von der Gunst politischer Drathzieher, in die Stellung unabhängiger Bürger, und es ist durchaus nicht nöthig, durch ein beschränkendes Verbot sie von der Politik fern zu halten, da sie ihren moralischen Einfluß, wie jeder andere unabhängige Bürger nach Ueberzeugung für jede Partei geltend machen können, und nicht mehr die gehorsamen, ängstlichen Diener ihrer politischen Patrone sind.

Unsere Beamten müssen ihre Stellung ihrem eignen Werthe verdanken.

Jeder vernünftige Mensch wird einsehen, daß eine solche

Reform, nach zwei Richtungen hin, einen mächtigen, höchst wohlthätigen Einfluß auf die Reinigung unseres politischen Augiasstalles ausüben muß.

Unwürdige Aspiranten für wählbare Stellen verlieren dadurch ihren Einfluß auf die Masse politischer Loafer, da sie weder Stellen noch Sinecuren zu vertheilen haben, und die für die Nation so hochwichtige innere Verwaltung wird, zu gleicher Zeit den Händen einer gewissenlosen, diebischen Bande entrissen.

Die unausbleiblichen Folgen sind:

Die Wahl besserer Männer in den Congreß und die Einführung einer geregelten, ehrlichen, achtunggebietenden Geschäftsführung.

Civil Service Reform schließt demnach alle Elemente in sich, eine mächtige politische Partei ins Leben zu rufen, welche die moralische sowohl wie die materielle Hebung der Nation zum Zweck hat, ein Ziel, welches zu erreichen der Theilnahme und Mitwirkung aller guten Bürger werth ist.

Nun noch, im Interesse der Civil Service Reform

Ein Wort an die Presse.

Eine nach philosophischen Grundsätzen, unabhängige, freie Presse gab es bis jetzt hier noch nicht, so weit die täglich erscheinenden politischen Blätter in Betracht kommen. Sie Alle unterwerfen sich freiwillig den Einflüssen und der Censur der Parteien. Selbst diejenigen welche, durch gelegentliche Kritik ihrer eigenen Partei, als unabhängig erscheinen wollen, nehme ich von diesem Tadel nicht aus.

Eine Presse, welche nicht den Parteileidenschaften, sondern einer höheren Politik dient, wird sich erst entfalten wenn die Nation über die beengenden Schranken einer kleinlichen Zopfzeit geschritten, die Wahrheit vertragen kann und hören will. Die Presse folgte mehr vorsichtig und nachgiebig der öffentlichen Meinung, als daß sie energisch und bahnbrechend aufgetreten wäre.

Dieser Umstand tritt auch zu Tage in der Behandlung, welche die Frage einer Civil Service Reform in der Presse erfährt. — Hier wird "Rotation in Office," als ein spezifisch amerikanisches System befürwortet, und wenn ich auch zugebe, daß dies für alle wählbaren Stellen gerechtfertigt erscheint, so trage ich kein Bedenken, es für Stellen in der Verwaltung, wo geübte, erfahrene und treue Diener eine absolute Nothwendigkeit sind, als eine Thorheit und Ungerechtigkeit zu bezeichnen.

Zu dieser Ansicht berechtigt mich die Presse selbst, die demokratische wie die republikanische, welche das eingeführte Raubsystem als eine nicht zu ändernde Thatsache annahm, dasselbe nie zu bekämpfen suchte vom Standpunkt einer höheren Moral, sondern es vom niedrigen Parteistandpunkt betrachtete und beurtheilte.

So wurde die wichtigste Angelegenheit der Republik, ihre Finanzen, die ganze complizirte Maschinerie, wie eine weise Staatsökonomie sie fordert, als eine Versorgungsanstalt für die politischen Handlanger unserer „großen Männer" angesehen, und Anstalten, welche mit der Politik durchaus nichts zu thun haben, allen Einflüssen politischer Kämpfe preisgegeben. Die "Outs" — Demokraten wie Republikaner — behandelten die "Ins," die ganze Beamtenwelt der Republik, als eine Diebsbande, welche sich auf Unkosten der Nation bereichert; als eine Heerde von Hungerleidern, welche für eine kurze Zeit an der Krippe stehen, um sich auf öffentliche Kosten zu mästen.

„Diese Ansicht hat die Presse, ohne Ausnahme, verschuldet und befördert! — Und wenn sie damit sich rechtfertigen will, daß ihre

Schilderungen der Wahrheit gemäß sind, wie kann sie nun es unternehmen, einen so verderblichen Zustand als „speziell amerikanisch“ aufrecht halten zu wollen, durch ein sophistisches Umgehen der Hauptfrage? —

Ich frage die Presse:

Ist denn eine Stelle im Custom House für einen Mann, welcher Etwas gelernt und einen ehrenhaften Charakter hat, solch ein reiches Almosen, daß er dadurch zur Zielscheibe des Neides und der Verleumdung wird?

Ist es ein so beneidenswerthes Loos $1800 — $2000 per Jahr zu verdienen, bei pünktlicher und anstrengender Erfüllung von Berufspflichten, welche große Aufmerksamkeit und mehr als gewöhnliche Intelligenz erfordern? —

Ist es gerecht, daß man gute wie schlechte Beamte mit gleichem Undank und gleicher Geringschätzung behandelt?

Ist es der Verwaltung, also dem rein geschäftlichen, nicht politischen Theile der Republik dienlich oder fördernd, diese Stellen als eine Sache der Willkür und Gunst zu betrachten; oder ist es vielmehr eine Sache der Politik und Gerechtigkeit zugleich, treue und fleißige Diener in Ehren zu halten und zu belohnen, wie es in der ganzen civilisirten Welt unter Geschäftsleuten aller Branchen des Handels und der Gewerbe üblich ist? —

Was diese Stellen so verlockend und anziehend macht, ist der Mißbrauch den man damit treibt. Gegen diesen Mißbrauch sollte die Presse ihren Eifer wenden, und sie würde der Republik einen höheren Dienst erweisen, als gegen eine stehende Beamtenklasse zu eifern, deren gesicherte Stellung der Politik einen größeren Spielraum gewinnt, nach höheren Zielen zu streben. —

Ich frage die Presse ob sie ihre Arbeiter und Redacteure mit derselben Rücksichtslosigkeit und Geringschätzung behandelt, wie die Beamten der Republik?

Sie thut dies ebensowenig wie andere Geschäftsleute, da die

Erfahrung uns lehrt, daß jeder Arbeiter, welcher seine Pflicht getreu erfüllt, mindestens die Anerkennung erwartet, sich in seiner Existenz und Ehre gesichert zu wissen.

Weder praktischen Geschäftsleuten noch auch einem nach rationellen Grundsätzen geordneten Staat wird es einfallen, mit solcher Rücksichtslosigkeit gegen gute Diener zu verfahren, da die unausbleibliche Folge die sein müßte, daß nur Männer, welche die Noth dazu treibt, sich um solche Stellen bewerben würden, oder weit mehr noch solche, welche ihre unter den besten Umständen unsichere Stellung, gewissenlos zu jeder Ausbeute benutzen, wie Gelegenheit sie bieten mag.

Solche schlechte Elemente werden dann immer vorwiegend die Bewerber bleiben, denn sie machen sich aus einer schlechten Behandlung nichts, wenn sie nur ihre eigenen Zwecke erreichen können. Alte und junge Männer, welche die Kenntnisse besitzen, eine hohe oder niedere Stelle im Custom Haus auszufüllen, sind sehr zahlreich aber wenn dieses Wissen auch eine unbedingt nothwendige Forderung ist, welche an die Bewerber gestellt wird, so ist der moralische Charakter der Angestellten ein nicht minder wichtiger Gegenstand der Beachtung, wenn die Reform eine nachhaltige, wohlthätige Wirkung haben soll. —

Allgemeine Betrachtungen.

Um amerikanische Zustände ohne Vorurtheil und ohne Uebertreibung zu schildern; um mich auch von allen selbsterdachten Spekulationen und gewagten, einseitigen Behauptungen fern zu halten und mein Urtheil nur an Thatsachen zu knüpfen, hatte ich begonnen, mir Ausschnitte aus täglichen Zeitungen zu sammeln,

welche alle Seiten des Lebens berührten: Personen, Politik, Gerichtsscenen, Congreß, Legislaturen, Volksfeste, Ehen- und Familienverhältnisse. Dabei sollte die Presse sehr wesentlich in Betracht kommen, in ihrer Art und Weise die Fragen zu behandeln, was von hoher Bedeutung ist, um ein gerechtes, unparteiisches Urtheil über den moralischen Zustand des Volkes zu fällen. Doch diesen Plan mußte ich aufgeben, denn die Ernte ist zu unerschöpflich und würde mich viel zu weit über den Zweck dieses kleinen Werkes hinausführen.

Meine Leser müssen sich mit meinem subjektivem Urtheil begnügen, wie ich es mir daraus bildete, und welches ich gesprächsweise hier mittheilen will, wie ich es, im Umgang mit Amerikanern, ohne Rückhalt auszusprechen gewohnt war.

Auffallend war es mir oft, daß ich solche Gespräche immer selbst in Anregung bringen mußte, denn so eifrig der Amerikaner auch seine Zeitung liest, hört man doch höchst selten deren Inhalt in einem ernsten Austausch verschiedener Meinungen besprechen, selbst über Gegenstände, worüber sich auszusprechen einem denkenden Menschen ein wahres Bedürfniß sein muß.

Wenn ich also über einen unbegreiflichen Stumpfsinn in der Masse des Volks für eine ruhige, belehrende, aufklärende Unterhaltung klage, so beruht dies auf einer langjährigen, mit Absicht und Zweck gemachten persönlichen Erfahrung, deren Ursache ich auf den starren, fast verknöcherten Parteidienst zurückführe. Man hat für Alles sein schablonenartig zurechtgelegtes Urtheil vom Parteistandpunkt aus, denn das ist eine Hauptaufgabe der Parteipresse und die Masse nimmt das alles mit kühlem Gleichmuth als selbstverständlich auf, ohne sich zu bemühen die Sache recht zu verstehen.

Im Allgemeinen fehlt dem Amerikaner die Gabe, logische Consequenzen zu ziehen, was eine Folge der Abrichtungsmethode in den Schulen sein mag. Er fühlt kein Bedürfniß, Ursache und

nothwendige Folgen von Ereignissen und Zuständen zu suchen, wenn sein eigenes Interesse dadurch nicht unmittelbar gefährdet ist. —

Enthüllungen ungeahnter Betrügereien; ehrlose Handlungen und Schandthaten von Menschen, welche in der öffentlichen Meinung hoch standen; Rechtsverletzungen und Schwindeleien; Morde und Compromisse mit gewandten Dieben, verursachen dem Amerikaner keine tiefe Gemüthsaufregung, keine moralische Entrüstung, rufen keine Frage in ihm wach, welche mehr als die Oberfläche berührt.

Ein äußerlich so christlich angethanes Volk, so indifferent gegen diese überhandnehmenden sozialen Uebel, woher mag das kommen?

Ist es vielleicht die Uebersättigung, der Ekel, welchen die tägliche Presse erzeugt an der Kost, die sie uns bietet? —

Manches Gift, in Uebermaß genossen, wirkt ja auch als ein Gegengift, warum sollten nicht die täglich sich wiederholenden, oft mit Behagen breitgetretenen, mit Witz und leichtfertigem Humor behandelten Nichtswürdigkeiten eine ähnliche Wirkung haben?

Es ist nicht nöthig irgend ein Blatt zu nennen, welches besonders in dieser Richtung sündigt, sie alle ergehen sich, anscheinend mit Wohlgefallen, in diesen Irrgängen menschlicher Leidenschaften und Schwächen, vielleicht in dem Wahn befangen, daß das Volk solcher Kost bedarf, oder, wie Demagogen thun, daß man ihm, um seine Gunst zu erlangen, nur bieten muß was es schmackhaft findet.

Doch, was rede ich von der Presse, als einer Macht, welche das Böse will? — Das wäre ja zu entsetzlich, und daß sie sich für sehr gut, ja ausgezeichnet hält, geht aus dem unzweideutigen Lobe hervor, welches sie von Zeit zu Zeit sich selbst zu spenden Veranlassung nimmt. Und warum denn nicht?

Die Presse bringt Alles, denn sie schreibt die Tageschronik. — Und ist die Geschichte der Menschheit nicht viel mehr eine Geschichte des Lugs und Trugs, der Heuchelei und Gewalt, als die Geschichte des wahrhaft Humanen, Guten, Edlen? —

Was würde in unserer Zeit, bei unserer Geistesrichtung, wohl ein tägliches Blatt, welches keine Mord- und Schwindelgeschichten bringt, für Aussicht auf Erfolg haben? Nicht den geringsten.

Wie die Weltgeschichte, ist auch die Geschichte der einzelnen Nationen eine Geschichte der Irrungen, in welchen wir befangen sind. Was soll es uns nun wundern, wenn, durch die tägliche Uebung, die Gewohnheit zur andern Natur wird, und die Empfindlichkeit gegen widerwärtige Eindrücke zum Schweigen bringt? Was soll es uns wundern, wenn die Grundsätze der Moral nicht einer festen Basis entspringen, wie z. B. die Erscheinungen in der Natur einer unabänderlichen Weltordnung?

Unsere Moral ist ein Chamäleon, das die Farbe wechselt, je nach den Umständen.

In der Religion giebt es eine katholische und eine protestantische, ja jede Sekte innerhalb dieser Religionen, hat ihre eigene Moral.

In der Politik wird die Moral nach dem Erfolg bemessen. Moralisch gut kann aber im Grunde nur das sein, was nach allen Seiten hin auf die Menschheit eine gute Wirkung hat, und deshalb wage ich die Behauptung, daß die Abwesenheit dieses Grundsatzes, und der gänzliche Mangel einer moralischen Entrüstung, eines ernsten Abscheus vor schlechten Handlungen, eine übergroße Bereitwilligkeit zur Entschuldigung aller Vergehen gegen Moral und gegen Gerechtigkeit, ein zwar sehr christlicher, aber doch höchst verderblicher Zug im Charakter des Amerikaners ist.

Ich habe es nicht Einmal, ich habe es oft versucht, mein Urtheil in dieser Hinsicht zu berichtigen, aber es bestätigte sich bei den wichtigsten Veranlassungen. — Fälle welche mich im höchsten Grade aufregten; welche das Rechtsgefühl jedes ernstdenkenden Mannes verletzten; oder gegen welche das moralische Gefühl sich empören mußte, schienen meinen amerikanischen Bekannten kaum

einer Erwähnung werth, oder wurden mit einem Witz abgethan. Und dieser Gleichmuth ist nicht etwa das Resultat einer stoischen Weltanschauung, es ist Gedankenlosigkeit; denn in seiner Zuversicht auf eine große Zukunft und auf die Gnade Gottes, wurzelt für den Amerikaner Nichts in einem gänzlich verderbten Boden, noch hat es nothwendig verderbliche Folgen.

Wenn man eine Nation beurtheilt, wie sie in ihrem öffentlichen Leben sich kund giebt, darf man jedoch nicht unterlassen, auch der Ausnahmen zu gedenken, welche die Mängel und Verkehrtheiten derselben klar genug erkennen, aber nicht im Stande sind, oder auch nicht den energischen Willen haben dagegen anzukämpfen, und es giebt dieser Ausnahmen sehr Viele. Ja, in neuester Zeit ist das Bedürfniß für Reformen viel allgemeiner fühlbar geworden, und man verschmäht es nicht mehr, Mittel und Wege zu besprechen, wie man den Geist des Volkes zu einer regeren Theilnahme am politischen Leben der Nation, erwecken könne?

„Ihr seid doch ganz andere Menschen als ich hier zu finden erwartete," sagte ich einem ernsten Amerikaner, welcher meine Ansichten über Religion und Politik nicht theilte, den ich aber grade in der Stimmung fand, einen "Dutchman" über Religion und Politik sprechen zu hören.

„Ich will nicht sagen, daß Ihr schlechter seid als irgend eine andere Nation, selbst meine Deutschen nicht ausgenommen, die ich sehr hoch stelle, aber besser seid Ihr auch nicht.

Ich will sogar zugeben, daß Ihr in mancher Hinsicht weiter vorgeschritten seid als wir, aber das habt Ihr nur der unschätzbaren Erbschaft von Euren Vorfahren zu verdanken, der unbeschränkten Freiheit nämlich, die Ihr eben so gedankenlos gebraucht, wie Ihr sie gewissenlos mißbraucht. Wer es sucht, kann leidlich gut mit Euch umgehen, wenn er nur das berührt, was er lobenswerth an Euch findet; aber Euer allzufester Glaube an Eure Republik und Eure eingebildeten republikanischen Tugenden erzeugt eine

phlegmatische Gleichgültigkeit gegen die Gefahren die Euch drohen. Ihr seht mitleidig auf die alte Welt, die Euch ihren Ueberfluß an unzufriedenen Menschen zuschickt, aber mit Ausnahme der politischen Freiheit und des Bodenreichthums einer neuen Welt, finden die neuen Ankömmlinge nichts Neues und nichts Besseres in der neuen Heimath. — Man dient hier der Lüge mehr als der Wahrheit, und der Cultus wahrer Menschenliebe hat hier vielleicht weniger ernste Bekenner als in der alten Welt.

Ich könnte zahllose und schlagende Beweise aus dem öffentlichen Leben zur Bestätigung meines Tadels anführen, aber wozu?"

„Laß hören," sagte mein Freund, „und wäre es nur zu meiner eigenen Ueberzeugung, denn das muß doch der Zweck einer ernsten Unterhaltung sein."

„Nun ja," erwiderte ich, „nehmen wir einen naheliegenden und laut schreienden Fall. Nehmen wir Beecher mit seiner Gemeinde.

Hier handelt es sich um den moralischen Standpunkt von Amerikanern, welche die höchsten Ansprüche auf Achtung und Einfluß machen.

Daß der Mann gefehlt, nehme ich als eine Schwäche seiner Naturanlagen, welche seine Sinnlichkeit über seine moralischen Grundsätze Herr werden ließen; ein Zustand, welchen ich zwar nicht billige, aber sogar verzeihlich finde. — Daß aber er und seine Gemeinde die öffentliche Meinung so gering schätzten und die Schamlosigkeit hatten, die delikate Sache zu einer Comödie vor Gericht zu machen, wobei sogar Männer wie Evarts sich nicht scheuten eine Rolle zu spielen; ja, daß man Beecher veranlaßt, und er es wagt, sein Amt als Sittenlehrer und als Diener Eures Gottes, fortzusetzen, das geht doch an Rücksichtslosigkeit über Alles, was man dem Volke bieten darf.

In der Politik habe ich nicht minder schlagende Beispiele unverzeihlicher Geringschätzung der öffentlichen Meinung, Verletzung des Anstandes und Verleugnung wahrer Freiheitsliebe.

Nehmen wir als Beispiel aus neuester Zeit Conkling, ein eben so anspruchsvoller als einflußreicher Mann und der Repräsentant einer zahlreichen Classe von Menschen, welche in der Politik hier eine Rolle spielen, aber hinter einer täuschenden Maske republikanischer Gesinnungstüchtigkeit, freiheitfeindliche Tendenzen verfolgen. — Und wenn sich nun jeder Amerikaner prüfen, und offen die Wahrheit bekennen wollte, wird er wohl in seinem Busen eine Regung männlicher Entrüstung entdecken, gegen solchen Schein und solches Thun? — Nein! er findet eine christliche Entschuldigung dafür.

Daß das Volk in seinen moralischen Grundsätzen und republikanischen Tugenden sehr herabgekommen ist, dafür liefert der Congreß in Washington und die Legislatur in Albany mit ihren Stalwarts und Halfbreeds, ihren Untersuchungs-Committees und Enthüllungen, ihren smarten Tricks aller Art nur zu klare Beweise.

Wir haben zwar eine Union League, welche sich die Sicherung der Republik zur Aufgabe gestellt hatte, denn ihr Motto ist:

"Eternal Vigilance is the Price of Liberty."

Aber das ist jetzt ein eleganter Club, welcher dem Volke sehr ferne steht, und ferne stehen will.

Und soll ich nun noch des Präsidentenmordes erwähnen? dem ich zwar keinen Augenblick lang eine politische Bedeutung beimessen konnte, sondern den ich als die Ausgeburt eines verschrobenen Gehirns betrachte.

Wenn ich ihn erwähne, so thue ich es, weil ich trotz alledem die Legislatur in Albany, durch die unmännliche, unwürdige Weise ihres Benehmens, von der Vaterschaft dieser Unthat nicht ganz freisprechen kann.

So weit sind wir zwar noch nicht, daß Männer wie Conkling und seine Freunde, an solche Mittel denken, um ihre Pläne durchzusetzen; aber wie leicht das möglich werden kann, zeigen ja selbst

eine Masse Klatschblätter, welche es ihrer politischen Parteistellung entsprechend finden, einen solchen Verdacht zu erwecken.

Der Mörder war sicherlich weder gedungen von einer Partei, noch auch von Privatpersonen beeinflußt, aber man wird nicht leugnen, daß sein Entschluß dennoch äußeren Einflüssen seine Geburt, und sein Reifen bis zur Ausführung, verdankt.

Das Spatzengezwitscher und Gänsegegacker, welches der infame Akt eines eben so ehrsüchtigen als charakterlosen Querkopfs, in den meisten amerikanischen Blättern hervorrief, und selbst sein Prozeß, legen Zeugniß ab für meine Behauptung Eures Stumpfsinnes. — Die wahre Quelle des Uebels wollt Ihr nicht finden, Ihr wollt sie nur trüben, indem Ihr die schmutzige Vergangenheit des Individuums aufrührt, das sich durch die unwürdige Aufführung Eurer politischen Größen und durch den infamen Mißbrauch des knechtischen Parteidienstes, den ihr „Politik" nennt, bis zu der grauenhaften That aufsteifte um sich berühmt zu machen. Ja, er lebte in dem Wahne, sich von irgend einer mächtigen Seite her Anerkennung zu erringen.

„Sage mir, Freund, liegt die Schuld nur allein in der Kurzsichtigkeit und absoluten Verkehrtheit des Mörders? oder in Fäulniß unserer sozialen und politischen Zustände, welche das Gift erzeugen?"

„Aber Parteien muß es ja doch geben in einer Republik," warf mein Freund ein.

„Muß? — nein! aber es wird immer Parteien geben," erwiderte ich. „Jedoch keine, welche nur der Habsucht oder dem Ehrgeiz dienen, wie man Euch zu thun abrichtete. Du wirst mir doch nicht behaupten wollen, daß in Eurer Politik irgend eine der edlen Leidenschaften thätig ist, welche Nationen groß machen können? — Ihr seid Alle Sclaven selbstsüchtiger Intriguanten. Die Größe, das Glück, die Sittenreinheit und Ehrenhaftigkeit der Nation, die Befestigung Eurer Freiheit, Menschenliebe und Menschenwohl,

Nichts von Alledem beseelt Euch, und deßhalb könnt Ihr auch, mit Eurer versudelten Politik, Nichts von Alledem hervorbringen. Parteien soviel Ihr wollt, aber alle müssen von dem einen Gedanken erzeugt und beseelt sein, die Größe und das Wohl der Republik zu fördern. Habt Ihr eine solche Partei? — Eure Parteien kämpfen für die Beute, und das haben eure noblen Parteiblätter fertig gebracht. Ich sagte: Ihr kennt nicht die logischen Consequenzen Eures Thuns, oder fragt nicht danach wenn sie selbst in die Augen springen, denn solches Thun bringt Diebe und charakterlose Lumpe in Ansehen und treibt tüchtige Menschen aus Euren politischen Clubs und Primaries, um nicht von Eurer Pest angesteckt zu werden.

Wahrlich! es ist nicht Schadenfreude, welche mich veranlaßt zu so leidenschaftlichem Tadel, es ist das Bewußtsein, daß hier eine große Sünde gegen die Menschheit begangen wird, und daß jeder tüchtige Mensch sich aufraffen muß, diesen heiligen Tempel der Freiheit zu beschützen gegen die Uebergriffe von Thoren, denn noch ist es Zeit. —

Anstatt nur Samen des Verderbens auszusäen und den Verfall dieser herrlichen Republik zu beschleunigen; anstatt unsere geistige Kraft, unsere Intelligenz und Energie nur der materiellen Entwickelung der Nation zuzuwenden, laßt uns auch die philosophische Idee eines freien, glücklichen Menschenthums in's Auge fassen und nach deren Verwirklichung streben, denn darin ist ein größerer Reichthum verborgen, als in allen entdeckten und unentdeckten Gold- und Silberminen dieses reichen Landes!" — —

„Schön! herrlich so zu denken!" rief mein Freund, aus seinem Gleichmuth aufgerüttelt, durch die Begeisterung in die ich mich hineingeredet hatte. „Aber wie in aller Welt wäre es nur möglich, einen Anfang in dieser Richtung zu machen? Man müßte das Christenthum zu Hülfe nehmen; es mit seiner ursprünglichen Idee neu beleben!"

„Das Christenthum?" erwiderte ich, „es hat sein Rolle ausgespielt. Wenn wir Etwas erreichen wollen, laßt nur das Christenthum aus dem Spiel! Mit Eurem Gottesglauben und Eurem Christenthum könnt Ihr vielleicht Hunde hinterm Ofen hervorlocken, aber keine freien guten Menschen schaffen. Wo immer diese christliche Wirthschaft hauset, da kannst Du erfahren, daß der Himmel hoch hängt. Wir kennen das Christenthum, seinen Ursprung und seine Entwickelung bis auf den heutigen Tag.

„Der Zustand der damaligen Welt war keineswegs ein schlimmerer als der heutige, und die Entstehung der christlichen Sekte hat Nichts, was sie vor anderen Sekten auszeichnet. Die Verbreiter der Lehren Christi bemühten sich, ihren Ursprung in ein sagenhaftes Gewand zu kleiden und verschmähten es nicht, wohl aus Eifer für die gute Sache, die sie zu vertreten glaubten, viele Unwahrheiten mit einzuflechten. Was ist darin nun Göttliches zu suchen oder gar zu finden? Die Aufnahme und Entwickelung der christlichen Religion zeugt weder für ihre Göttlichkeit, noch für ihre Nothwendigkeit, denn so weit die positiv geschichtlichen Nachrichten reichen, hat sie das Loos aller anderen Religionen getheilt. Ihre Geschichte ist eine Geschichte voll fanatischer Verblendung, Lüge, Gräuel und Gewaltthaten; eine Geschichte voll Verbrechen gegen die Menschheit. Unter dem Einfluß und der Leitung der Feinde der Menschheit, ist es eine Macht geworden, welche viel mehr Leiden und Uebel, als Gutes erzeugte, und wenn die bessere Natur im Menschen sich nicht gelegentlich aufgelehnt hätte gegen den infamen Mißbrauch, den ihre Hauptträger und Verfechter damit getrieben, wer kann den Zustand der Dummheit, Niedertracht, und Sklaverei ausmalen, in welchen sie uns geführt haben würde! — All das Gute, was diese Religion erzeugte, verdanken wir mehr dem Kampfe gegen ihren Mißbrauch, als ihrem ethischen Werth, und ihre Lebensfähigkeit liegt in dem einzigen vor ihr und nach ihr ewig wahren Grundsatz der Solidarität, der Verbrüderung der Menschheit.

„Die einzige Religion, welche vor der Urtheilskraft der gesunden Vernunft bestehen kann, ist eine Religion der Liebe, eine Verbrüderung der Menschheit, deren Ziel und Cultus das Lebensglück aller Menschen sein muß. —

„Als Beweis für meine Behauptung und als Beleg für meine Verurtheilung der christlichen Religion, verweise ich auf die Lüge, welche ihrer Einführung als Basis diente; auf ihre Verbreitung durch Gewalt; auf ihre Entwickelung durch Schandthaten; auf ihren Mißbrauch unter allen Nationen, welche ihr unterworfen wurden; auf den nichtswürdigen Grundsatz der Gnade durch den Glauben und die Sittenverderbniß, welche eine solche Lehre der Erlösung erzeugen muß.

„Die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit ist die Geschichte des christlichen Zeitalters, und ein lautschreiendes, mit Blut geschriebenes Zeugniß der verruchten, gänzlichen Fälschung der ursprünglichen Lehre Jesu.

„Die Spezial-Geschichte aller Nationen Europas entspricht, in ihrer christlichen Aera, diesem Bilde der Verleugnung aller Naturgesetze im Dienste eines der Menschheit verderblichen, übernatürlichen Wahnes.

„Was hat es überhaupt für eine Bewandniß mit eurem Gottesglauben, Ihr Christen? Kannst Du mir diese Frage beantworten? Ich will Dir sagen, was ich darüber denke.

„Ihr glaubt an einen Schöpfer? nun als nothwendige Folge dieses kindlichen Glaubens müßt Ihr auch glauben, daß der allmächtige, allwissende Schöpfer einen Zweck hatte als er schuf. Oder denkt Ihr er habe es nur so zum Zeitvertreib gethan? Nein, nimmermehr, denn sonst dürften wir ja auch annehmen, wir Menschen seien in der That nur das Produkt einer seiner Künstlerlaunen, eine Carricatur seines Selbst, ein verzerrtes, verschrobenes Geschöpf mit dunklen Ahnungen von unserem Urbild versehen, und unsere Erde sei nur das Marionetten-Theater worauf wir,

zur Belustigung und ernsten Unterhaltung unseres Schöpfers unsere Rollen spielen! — Das wäre schrecklich und müßte nach tausendjährigen Erfahrungen doch Gott und die Menschheit zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß der Mensch — „der Mittelpunkt und Hauptzweck des Weltalls," da er einmal nicht Gott sein kann, eben nichts anderes als dessen Hofnarr ist.

Ich hege diesen Glauben an eine voraus durchdachte, närrische Bestimmung, nicht, noch viel weniger an eine höhere Bestimmung, denn wenn das der Fall wäre, müßte ich den großen Schöpfer, der Alles kann und Alles so gut machte, der Pfuscherei beschuldigen als er sein Meisterstück unternahm und nur einen Narren hervorbrachte, der die Herrlichkeit und wunderbare Ordnung in der Natur mit blöden Augen und grundfalschen Begriffen anglotzt, und sich schon so weit von seinem Ursprung entfernte, daß er es für eine schwere Sünde hält sich in seiner Sündhaftigkeit gottähnlich zu dünken und ebenso davor zurückschreckt ein rechter Mensch, ein Kind dieser Welt zu sein! — Wie Wenige, unter den Millionen die da leben, kommen nur zu der Höhe der Weltanschauung, welche wir so schön auf den zwei letzten Seiten des ersten Bandes von Humboldts Kosmos, ausgesprochen finden. Ich habe den Band hier und will Dir ein Theilchen der schönen Stelle lesen. Er sagt: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechtes behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenracen. Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt; zur Freiheit welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben, bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt. Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervoll-

kommnung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dies das letzte, äußerste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Er sieht den Boden so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit ihm entdeckbar, er von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an."

„Das sagt Humboldt, der Verfasser des Kosmos, zwar mit den Worten seines Bruders, aber doch als auch die seinigen adoptirt. Eine Autorität, welche ich absichtlich anführe, da er die Natur belauschte und uns viele ihrer Geheimnisse mittheilte; da er als ein großer Mensch anerkannt ist von der ganzen civilisirten Welt. — Aber wieweit blieb unsere gepriesene Civilisation hinter diesen Ansichten zurück! — Wenn wir ihm folgten, dem großen Führer auf den heiteren Spuren der Natur, was bliebe da vom Papste übrig? — Unfehlbar würde er nicht mehr sein. Was bliebe von den „Orthodoxen" und „Rationellen" der protestantischen Kirche? was von all den christlichen Secten, und Sectchen, was vom ganzen Lügengebäude der christlichen Cultur? — doch nur der einzig wahre lebendige Gedanke, der das Christenthum überhaupt groß und wirksam machte: die Liebe! —

„Wo bleibt bei diesen Ansichten das Königthum „von Gottes Gnaden"? — Wo blieben mit solchen kosmopolitischen Ansichten einer Solidarität der Menschheit, die Junker und Junkerchen, die aufgeblasenen Größen aller Art, welche sich gegen das Natur-

recht auflehnen; das Naturrecht, das dann unsere Bibel und unser Codex sein würde? — Diese einfachen Worte Humboldts sind tiefer als J. J. Rousseau's "Contract social" und sind der herrschenden Lüge gefährlicher als Voltair's Witzblitze. — Und wie klein, zwergenhaft erscheinen wir; wie werden wir in der That eine Carricatur Eures Gottes, wenn wir von diesem erhabenen Standpunkt aus unser tägliches Thun und Treiben betrachten.

„Vielleicht ist die Erde auch kein Marionetten-Theater für ihren „Schöpfer" sondern eine laterna magica, ein Schattenspiel wo hochkomische und hochtragische Scenen am Auge vorüber huschen, z. B. eine Kaiserkrönung, wo das glückliche Volk sich um den gebratenen Ochsen schlägt. Den Jubel, den man nicht malen kann, muß man sich dazu denken.

„Oder eine Völkerschlacht für die Freiheit, wo sich die Menschheit gegenseitig lustig mordet für eine Idee, die man auch nicht malen kann, und von welcher man nachher nur träumen darf. Oder ein Auto-da-fé wo ein ganzes Schock Ketzer auf hochloderndem Scheiterhaufen verbrannt wird, während der König auf einem, eigens dazu errichteten Throne, umgeben von seinem glänzendem Hofstaat, an dem unmenschlichen Schauspiel sich ergötzt und die ganze Clerisei im Ornate Hosianah singt. Oder eine Prozession in der Peterskirche in Rom, wo jeder Theilnehmer einen Trieb der gottseligsten Frömmigkeit verspürt, dem heiligen Petrus die große Zehe abzubeißen."

„Aber das sind ja alles Dinge über die wir hier längst hinaus sind," warf mir mein Freund ein.

„Nein! drüber hinaus sind wir nicht, wir sind noch nicht daran gekommen. — Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, d. h. mit anderen Worten: die Geschichte wiederholt sich ewig, nur in etwas anderer Form, und so wird sie sich auch hier in Amerika wiederholen. — Seid Ihr hier etwa größer geworden als die

Menschen des Alterthums? Wir sind kleiner geworden, denn wir wachsen nicht auf-, wir wachsen abwärts. Wir wachsen auch nicht in die Tiefe, wir verflachen vielmehr und reifen einem Zustande entgegen wo wir vielleicht, anstatt Individuen, nur noch einen Menschenbrei darstellen, aus dem man große Männer kneten kann, die dann mit stummer Verachtung auf die Masse herabblicken aus welcher sie geformt sind, und aus welcher man ebenso gut auch Spucknäpfe und Nachttöpfe bilden kann, in antiker oder moderner Form."

„Dummes Zeug," sagte mein Gegner, „man kann die Sache auch von einer anderen Seite betrachten, und hast Du Deiner satyrischen Laune genug gethan, indem Du Deine europäische Anschauungsweise entwickeltest, so wirst Du mir Dein Ohr nicht verschließen wenn ich nun, in gleicher Weise, unsere Vertheidigung führe.

„Wir sind doch jetzt das gebildetste Volk der Erde hier, denn wir leben in der größten Republik der Welt und haben Freiheit die Jeder nach Belieben benutzen darf, was Viele allerdings bis zur Frechheit treiben.

„Wir haben keine Kaiser zu krönen, denn wir wählen unsere Präsidenten alle vier Jahre, doch haben wir bei solcher Veranlassung auch schon Ochsen gebraten.

„Wir wählen zwar selbst, aber nicht direct; wir überlassen die unangenehmen Vorarbeiten unseren „Professionellen", die das große Publikum einige Monate vorher unterrichten, für wen es zu „gehen" hat, und in dieser Zwischenzeit die Masse durch Fackelzüge und chinesische Laternen-Prozessionen über die Frage hinreichend erleuchten. —

„Da ich einmal dabei bin unsere Vorzüge aufzuzählen, um jeden ungerechten Tadel zum Schweigen zu bringen, und jeden Zweifel in unsere zukünftige Größe lächerlich zu machen, darf ich hier noch nicht in unserem Selbstlobe abbrechen, wenn es mich auch in einen

üblen Geruch bringen sollte. — Ich muß zwar zugeben, daß wir auch noch manche Schrullen haben, aber das schadet nichts, denn wir leben in der größten Republik und sind das freieste und gebildetste Volk der Erde, weshalb wir berechtigt sind mit Geringschätzung auf alle Ausländer herabzusehen, wenn wir auch noch keine guten Republikaner sind. Wir lieben die Freiheit und dehnen sie nach Kräften aus.

Wir haben keinerlei Adel und schätzen einen „selbstgemachten" Mann viel höher als einen nicht „selbstgemachten". —

Wir sind sehr ehrlich im Handel, so lange wir mit Ehrlichkeit weiter kommen, d. h. ein Paar Prozente mehr „machen" als mit einer kleinen Nothlüge und gleichen darin ganz den Juden, die wir, obgleich sie keine Christen sind, mit besonderer Gunst behandeln, indem wir jeden beschnittenen Eagle aus unserem Verkehr ausstoßen, doch den Juden als par gelten lassen; nur nicht in Manhattan Beach und Saratoga. — Wir schätzen überhaupt jeden Menschen nur so viel als er „werth" ist.

„Wir halten unsere Gesetze, so lange wir kein „Loch" darin entdecken, handeln überhaupt nach Grundsätzen, soweit wir welche haben und es uns zweckmäßig erscheint. —

„Wir erziehen unsere Kinder nicht zu Hause, damit sie sobald als möglich unabhängig werden. Wir lassen sie deshalb in der öffentlichen Schule zu öffentlichen Charakteren abrichten, weil das viel bequemer ist und uns keine Zeit kostet, denn Zeit ist Geld. — Sie sollen Alles lernen, nur keine fremde Sprachen und keine Weltgeschichte, denn wir sind Patrioten und haben das Geheimniß entdeckt, wie man den wahren Patriotismus erzeugt dadurch, daß wir nur unsere eigene Geschichte kennen und uns wenig oder gar nicht um Rom oder Griechenland bekümmern. — Was geht uns das Mittelalter und was die Reformation an? — Was sollen wir Neues aus dem 30jährigen Kriege lernen? Wir wissen ja gut genug, daß die Deutschen immer dumme Teufel waren, die sich

nicht frei machen konnten wie wir. Unser Grundsatz ist: nur unsere eignen Vorzüge zu preisen und anzuerkennen, das weckt und erhöht das Selbstgefühl und zwar ohne große geistige Anstrengung, was die Hauptsache ist.

„Daß wir, als die erste Nation der Welt, welche alle Vorzüge in erhöhtem Grade besitzt, auf die guten Eigenschaften Anderer nicht zu achten brauchen, macht uns um so geschickter ihre Thorheiten zu erkennen und darum verwundet es unseren Stolz doppelt empfindlich, wenn ein Deutscher oder Franzose oder gar ein Engländer sich ein ungünstiges Urtheil oder einen Witz über uns erlaubt, da wir ja — was unsere Blätter auch redlich thun — für jeden Tadel auf zehn Dummheiten oder Schlechtigkeiten deuten können, die sie selbst begehen.

„Dies ist gewiß eine glänzende Rechtfertigung für uns.

„Wenn wir einmal auf der Höhe der Thorheit und Selbsterkenntniß angelangt sind, daß wir uns selbst tadeln, dann werden wir wohl auch fremden Tadel ohne Aerger über uns ergehen lassen und vielleicht sogar beachten, aber solch' ein Zustand wird sobald nicht eintreten. —

„Was kümmern uns Philosophie und Logik? Wir treiben Industrie und Handel und treiben auch gern die Esel, welche uns die alte Welt in Masse zuschickt, aber ihr Witz und ihr Latein passen uns nicht.

„Alles was übertrieben ist, können wir in unserem System aber gar nicht brauchen; das verstehen die Moralisten der alten Welt nicht! — Allzugroße Ehrlichkeit und allzugroße Wahrheitsliebe z. B. macht die Menschen steif und dumm. Das ist gut in der alten Welt, wo solche Tugenden nothwendig sind, um in Achtung zu stehen, oder auch besonders für arme Leute, die ihr Fortkommen suchen. Wir hier sind noch viel zu reich, um mit solchen beschränkten Ansichten vorwärts zu kommen.

„Anstatt der strengen Wahrheitsliebe üben wir gern die „christ-

liche" Liebe, welche ein Mäntelchen um Betrug und Lüge hängt; deshalb ist auch unser Ideal von Gerechtigkeit keine Statue über Lebensgröße. Sie hat auch keine Binde über den Augen, sondern trägt eine Brille mit concav oder convex geschliffenen Gläsern, je nachdem! — An der Wage, mit welcher sie wiegt, hängt oft ein Klumpen verdickter Schmierseife, welche alle Gerechtigkeit zu Schanden macht. — Wir hassen sogar die Gerechtigkeit, wenn sie unsere Freunde schädigt; man kann ja abschreckende Beispiele genug aufstellen an unbedeutenden Personen fremder Herkunft. —

„Eine Hauptstütze unserer Freiheit und Gleichheit liegt darin, daß unsere Regierung keine Monopole haben darf, denn das wäre zu verführerisch für unsere großen Staatsmänner. — Wir haben dafür Corporationen, welche den Ueberfluß aller öffentlichen Anstalten und Unternehmungen absorbiren, und das große Publikum oder Plebs davor bewahren, zu üppig zu werden. — Der große Gedanke, das stolze Bewußtsein als Souverain dieser großen Republik zu existiren, muß selbst jedem armen Arbeiter hinreichende Befriedigung gewähren. Er braucht nicht einen Cent zu besitzen und darf doch die Hoffnung hegen, daß sein Sohn einst Präsident dieser großen Republik werden kann, denn nur die lumpigen Stellen wie Alderman, Mayor, Congreß- oder Assemblyman, Senator oder auch noch Governor können manchmal gekauft werden; kosten jedenfalls viel Geld bis man erwählt ist. — Das müssen die armen Teufel doch wieder „machen", wenn sie in's Amt kommen; und da wir, während unserer hundertjährigen Praxis, noch so viel Ehrgefühl gerettet haben, daß wir solche Schwindeleien nicht passend finden für den Präsidenten, so braucht er auch kein Geld zu spenden für seine Ernennung oder seine Wahl, besonders wenn er keins hat; er muß nur ein Mann sein, von dem unsere „Professionellen" erwarten dürfen, daß er sich wie eine gut geölte Maschine von ihnen leiten läßt. — Einen eigenen Willen oder besonders starken Charakter braucht er nicht zu besitzen. Aus

diesem Grunde wählen wir auch nicht den Präsidenten, wir lassen ihn erst durch unsere Leithämmel auspicken, dann wählen wir die Wahlmänner, und auch die werden uns vorgeschrieben! — Da Alles dies ganz maschinenmäßig getrieben wird, so ist es auch diesen Maschinen niemals eingefallen, daß sie einmal einen Anderen ernennen könnten, obgleich sie gesetzlich nichts verhinderte, wenn sie den Willen hätten. Maschinen haben aber keinen eigenen Willen. —

„Du siehst, mein Freund, wir Amerikaner verstehen Euch schon, wenn Ihr uns tadelt; aber wir verstehen uns auch selbst recht gut, wenn wir Euch nicht viel Gehör schenken. — Wir sind eben keine Romantiker; wir sind im Grunde noch nichts weiter als ganz nackte Realisten.“ — —

„Ja, das mag so richtig sein,“ erwiderte ich, „aber hier ist immer Carneval, was gar nicht realistisch ist; Ihr tragt immer Masken. Hier ist der Jahrmarkt aller Nationen, und das Leben hier beweist uns eben nur, daß die Menschen überall dieselben sind. — Die Jungen, trotzdem sie sich immer sehr viel klüger dünken, sind doch nur die Affen der Alten. — Wenn Ihr glaubt Originale zu sein, so irrt Ihr Euch gewaltig, denn nirgends in der Welt ist Originalität weniger zu finden, als gerade hier, wo sich zwar eine wahre Musterkarte von Menschheit ansammelt, die aber einem Beobachter mit philosophischer Beurtheilungskraft, ein recht klägliches Bild von Beschränktheit darbietet. Worin seid Ihr denn besser als wir in der alten Welt? — In welcher Tugend zeichnet Ihr Euch aus, im Vergleich mit den Europäern? — Ja, habt Ihr überhaupt ein Streben Euch auszuzeichnen in republikanischen Tugenden? — Im Gegentheil! ich kenne kein Volk, das sich gleichgültiger und theilnahmloser verhält gegen das Schlechteste wie gegen das Höchste und Beste im Menschen- und Völkerleben. Die größten Betrügereien, die teuflischsten Lügen und Falschheiten; die gefährlichsten demagogi-

schen Umtriebe und Käuflichkeit Eurer Gesetzgeber bringen Euer Fischblut nicht in Wallung. — Wie oft hab' ich mich schon geärgert über diesen verderblichen Stumpfsinn. Mit welchem gedankenlosen Leichtsinn nehmt Ihr alle Albernheiten und Thorheiten der alten Welt hier auf! Mit welcher affenartigen Kopflosigkeit ahmen eure Frauen die einfältigsten Moden nach, ja übertreiben sie noch bis in's Lächerlichste, denn sie haben die Mittel dazu. — Ihr seid im Grunde nichts weiter als secondhändige Europäer; Euer Leben und Thun ist eine schlechte Nachahmung der alten Welt."

„Das kann nicht anders sein, mein lieber Enthusiast," sagte mein Gegner mit der größten Gemüthsruhe. — „Die Vereinigten Staaten stehen der ganzen Welt offen. Wir nehmen Kluge und Thoren, gebildete und rohe Menschen hier auf, wie sie der ungehemmte, leichte und deshalb erstaunlich lebhafte Verkehr uns zuführt und können sie auch Alle brauchen, denn wir brauchen Kräfte für die Kultur des Geistes wie für die Kultur des Bodens; Ideale aber wie sie in der Phantasie edler Menschenfreunde leben, können hier keine Anwendung finden, wo noch so viel Material zu bewältigen ist und wo die große Mehrzahl vorerst noch nach materiellem Besitz strebt!" —

„Was könnten wir hier überhaupt Anderes wollen und sein, als Ihr in der alten Welt? Du sagst ja selbst, die Menschen sind überall dieselben, und ihr erster, ja für die große Masse der einzige Zweck ist, glücklich zu leben. Kannst Du mir nun erklären, was Lebensglück ist? — Ist das nicht für jeden Menschen ein Räthsel, welches Jeder auf seine eigene Weise zu lösen sucht?"

„Ich würde das Räthsel," erwiderte ich, „so lösen, daß es selbst dieser vielseitigen Auffassung entspricht. Ich finde das Lebensglück eines jeden Menschen darin, daß er sich ganz ausleben kann; daß er ein ganzer Mensch sein kann." —

„Das sind Worte! Worte!"

„Ja, Worte, aber für mich sind Worte mehr als leere Austerschaalen. Ihr wißt nicht, daß Worte eine Seele haben, daß sie leben und sterben; daß sie, wie gute oder böse Geister, ihre unsichtbare Macht äußern. — Man braucht zwar die Sprache meistens, um seine wahren Gedanken zu verbergen, denn wir werden ja zur Heuchelei und zum Schein erzogen. Unser Leben ist darum ein leeres, weil wir der Lüge dienen; der Lüge, die nur das Lebensglück zerstören, aber nicht aufbauen kann. — Die Worte aber, welche vom Geist der Wahrheit beseelt sind, dienen Gott, die Wahrheit ist ja Gott. — Was ist denn aus der Menschheit geworden mit dem Götzendienst, welchen sie der Lüge widmet? — Was seid Ihr hier und was wollt Ihr? — Ihr seid alles andere, nur keine Menschen, denn das, was uns vom Thier unterscheidet und auszeichnet, was uns zu einem Wesen macht, das wir als ein höher organisirtes unter dem Namen „Mensch" verstanden wissen wollen, das ist, nach allgemein herrschenden Begriffen, ein höheres, überirdisches Wesen, welches sich erst nach dem Tode entpuppen soll: dennoch ist unser ganzes Streben nur auf Sinnlichkeit gerichtet, auf materielle Genüsse. Wie schön wäre es aber, hätten wir die neue Welt im Sinne eines neuen Geistes aufrichten, hätten wir sie mit Menschen bevölkern können, welche die Knechtschaft der Gewohnheit abgeschüttelt, sich der ursprünglichen Einfachheit und natürlichen geistigen Größe wieder bemächtigen konnten. — Doch das kann ja nicht sein! — Das will man ja nicht, und indem man es für eine absolute Unmöglichkeit hält, das Streben der Masse nach solchem Ziele hinzuleiten, geben wir uns zugleich selbst auf, indem wir mit dem Strome schwimmen."

Doch, lieber Freund, sind wir Beide keine Menschen, welche eine Befriedigung darin finden Alles zu tadeln, Alles wegzuwerfen als hoffnungslos. Unser Tadel entspringt einer Quelle, reich an Liebe und Wohlwollen, welcher nicht verwunden, sondern nur

heilen möchte. So laß uns die Sache, nachdem wir unserer satyrischen Laune genug gethan, auch von einer ernsten Seite auffassen.

Der wäre höchst ungerecht, welcher in Amerika und den Amerikanern gar nichts Gutes finden könnte. Amerika ist unerschöpflich reich und die Amerikaner sind ein unternehmendes, energisches Volk; dazu gesellt sich das, fast möchte ich sagen unaussprechliche Glück einer unbeschränkten Freiheit. — Muß es nicht jeden wahren Menschenfreund auf's tiefste betrüben zu sehen, wie diese hohen Güter nur dazu benutzt werden, den Krebsschäden, welche die Gesundheit der menschlichen Gesellschaft verheeren, verderbliche Nahrung zu bieten? Giebt es für diese große, moderne Nation, welche sich aus allen Völkern der Erde rekrutirt, keinen anderen Beruf, kein höheres Ziel als die alten Krankheiten fortzupflanzen? Giebt es für die geistig strebenden Menschen aus allen Nationen, welche hier leben, keinen anderen Grund sich um Politik und öffentliches Wohl zu bekümmern, als um öffentliche Stellen zu erhaschen? — Es giebt einen anderen Grund und ein anderes Ziel, das ist: ein freies, für Wahrheit und Recht begeistertes Menschenthum herzustellen, und das kann nur durch Praxis hoher Bürgertugend geschehen. Schafft einen Bund, welcher sich Das zur Aufgabe stellt; aber freilich nicht auf Lüge und Heuchelei basirt! — Schafft einen Bund, welcher seinen Lohn in seinem eignen, hohen Streben, nicht aber in einträglichen Stellen sucht. Laßt die große Masse ihre Wege gehen, denn wir können sie nur durch gute Beispiele und gute Thaten heranziehen und heben.

Wenn wir die Geschichte als Lehrmeisterin betrachten, werden wir wohl inne, daß Unvollkommenheit der Menschen Loos ist, aber das muß die Guten nicht abhalten nach dem Ideale eines glücklichen Menschenthums zu ringen.

Die alten Griechen sind durch alle Drangsale politischer Parteiungen, blutiger Bürgerkriege, gewaltthätiger Unterdrückungen und

Verräthereien gegangen, aber das ist es nicht, was sie für alle Zeiten als leuchtendes Beispiel fortleben läßt in der Liebe und Bewunderung der Nachwelt, es sind die Opfer erhabener Vaterlandsliebe; die Errungenschaften ihres hochstrebenden Geistes; die bis auf den heutigen Tag noch veredelnd wirkenden Einflüsse ihrer Philosophie und Kunst; das ewig Menschliche das sie darstellten, was sie uns nahe bringt und unserem Herzen werth und theuer macht. —

Und wir sollten nur bewundern können, ohne nachzueifern? Ich hege den Glauben, daß hier eine große Zahl tüchtiger Männer lebt, eingeborene und eingewanderte, welche die Nothwendigkeit einsehen, der Parteibildung ein freieres Feld zu erkämpfen, die Masse zu lebhafterer Theilnahme anzuregen und von dem sklavischen Parteidienst zu befreien, um unserer Politik ein mehr nationales Gepräge zu geben.

Um dies zu erreichen, müßte man aber einen neuen, unabhängigen Weg einschlagen, und eine geraume Zeit auf Wahlsiege verzichten; müßte, unbekümmert um nahe liegende Erfolge, dem Volke nur zeigen was Noth thut und es der Macht des moralischen Einflusses überlassen, einen endlichen Sieg der guten Sache zu erzielen, welcher sicherlich nicht ausbleiben wird.

So laßt uns doch einmal eine Partei bilden, welche in der Politik, die sie betreibt, nicht eine Versorgungs-Anstalt sieht für ihre Führer. Nicht die Tasche ihrer Anhänger, sondern Herz und Verstand der ganzen Nation, verlangen Nahrung, Erhebung, Veredlung und wenn wir ihr diese Nahrung nicht bieten können, dann geht die Republik zu Grunde, ohne daß sie je zu einer wahren Blüthe gelangt. Wir Deutschen in Amerika fühlen uns ganz besonders dazu berufen, diesen Geist hier wach zu rufen und in die Politik einzuführen, und alle guten Amerikaner, welche in ihrer geistigen Entwickelung die engen Grenzen nativistischer Anschauungen überschritten und der Republik eine kosmopolitische

Bedeutung erkämpfen wollen, müssen sich uns anschließen, um diese große Aufgabe gemeinsam zu erfüllen. Ich stehe mit diesen Ansichten nicht allein da; als Beweis führe ich hier mit großer Befriedigung einen Bericht an, welchen ich dem Sonntagsblatt der New Yorker Staatszeitung vom 12. Juni 1881 entnehme:

„Stiftungsfest des deutschen ges. wissenschaftlichen Vereins in New-York. Am 12. Juni 1880 hatte der hiesige „deutsche ges. wiss. Verein" den Abschluß der ersten Decade seiner Wirksamkeit zum Anlaß einer Feier genommen. Der damals gegebenen Anregung folgend, hatte der Verein beschlossen, von nun ab alljährlich ein Stiftungsfest zu feiern und so versammelten sich denn gestern an hundert Mitglieder und Gäste des Vereins abermals in dem an der 148. Straße und St. Nicholas-Avenue gelegenen New-Mount-St. Vincent-Hotel zur Feier. Unter den munteren Klängen eines Marsches verfügten sich die Festtheilnehmer in den dekorirten Saal, für dessen Ausschmückung Keppler gesorgt hatte. Der Präsident des Arrangement-Committees, Herr Meyer, begrüßte die Anwesenden und lud sie zum Festessen ein, welches einen fröhlichen Verlauf nahm. Gegen Schluß desselben sprach der Präsident, Dr. A. Jacobi, den officiellen Toast auf das Gedeihen des Vereins. Der Redner gedachte in warmen Worten des dahingeschiedenen Prof. Al. F. Schem, welcher im vergangenen Jahre an dieser Stelle die Zwecke des Vereins so treffend auseinander gesetzt. Als die Gesellschaft in der Zeit des höchsten deutschen Nationalaufschwungs entstanden, da ging in ihr neben dem deutschphilosophischen ein deutschpolitischer Zug. Die Hoffnungen der Begeisterten sind nicht in Erfüllung gegangen. Aber es verminderte unsere Theilnahme am deutschen Vaterlande nicht, daß der Griff jener Millionen, welche stark genug gewesen, eine vorläufig partielle Einheit zu schaffen, nicht auch gleichzeitig die volle Freiheit erhaschen konnte. Unsere Anhänglichkeit an unserer Idee vom Deutschthum kann nicht dadurch verringert

werden, daß Halbgebildete, Ungebildete und vom Mittelalter noch nicht Befreite im alten Vaterlande nichts weniger als eine Harmonie der Gesinnung und Gefühle präsentiren. Denn nicht Halbbildung, nicht Unbildung, nicht Rohheit ist Deutschthum. Was wir darunter verstehen und in unseren Verein tragen wollen, ist der Gedankenreichthum der Besten der Nation; die Selbstlosigkeit seiner Philosophen, die Idealität seiner Poeten, der Humanismus seiner Reformatoren und die kosmopolitischen Tendenzen seiner Denker! Diese auf das höchst bildungsfähige Element der Amerikaner zu übertragen, eine geistige Näherung zwischen Deutschen und Amerikanern herbeizuführen, das Deutschthum selbst zu heben, seine Ideen zu verbreiten, auf das allgemeine Erziehungswesen bessernd, auf die politischen Verhältnisse reinigend einzuwirken, das seien die Ideale und Ziele des deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereins. — Mit dieser Rede, welche lebhaften Beifall fand, war der ernstere Theil des Abends erledigt und die Gesellschaft gab sich nun dem heiteren Vergnügen hin."

„Dies wäre ein würdiges Programm einer solchen Partei."

„Sehr schön gedacht von Dir," erwiderte mein Freund, „aber wie soll eine solche Partei ins Leben treten? und wer wird ihr angehören wollen in dieser praktischen Welt?"

„Praktisch? ist denn nur Das praktisch, was einen augenblicklichen Erfolg verspricht?" war meine Gegenfrage. „Und wer ihr angehören will? die bessere Hälfte der Nation wird ihr angehören. Alle in denen das Rechtsgefühl noch nicht gänzlich ertödtet, ein letzter Funke von Scham noch nicht erloschen ist. — Alle in denen noch die Hoffnung lebt, die Republik vom Versinken im Schlamm der Selbstsucht und Ueppigkeit zu retten, sie zu erheben in eine Atmosphäre, in welcher Menschenliebe und Humanität ihre herrlichen Blüthen entfalten können. — Alle welche die schändlichsten Bübereien nicht mit dem stumpfsinnigen Gleichmuth eines Idioten betrachten. Alle welche bereit sind, für jeden Senator und Legis-

lator, welcher seine Stimme feilbietet, einen Galgen zu bauen! Sie alle werden von beiden Parteien in unser Lager getrieben, um das Werk der Reinigung ausführen zu helfen."

„Wie jetzt die Sachen stehen," sagte mein Freund sehr ruhig, „könnte eine Anregung zu solch' einem patriotischen Bunde vielleicht den erwünschten Erfolg haben."

„Wir wollen das überlegen, ob und wie das große Werk ins Leben gerufen werden kann."

Zweifel.

Man muß nicht glauben, daß die Amerikaner blind wären gegen die Schwächen und Gebrechen ihrer politischen und sozialen Zustände. Der Segen der Freiheit ist nicht ganz ohne Folgen auf ihren Charakter, nicht ganz ohne Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens geblieben. Sie sind nicht ängstlich im Wägen und Wagen, wenn es sich um Fragen handelt, welche in Politik und Verkehr ihr Interesse erregen, denn es tritt ihnen keine legitime Opposition, mit allen Hülfsmitteln einer gewaltigen Organisation entgegen, und es giebt eine hinreichende Anzahl ernst und gut gesinnter Menschen unter ihnen, aber mit all dem guten Willen sind sie dennoch nicht im Stande, Zustände, welche sich durch langjährige Gewohnheit, Gedankenlosigkeit, und Zwang der Noth eingebürgert haben, anders als durch unermüdliche Ausdauer und rastlose Thätigkeit zu ändern.

Die Sklaverei war für alle guten Menschen der Vereinigten Staaten ein verhaßtes Institut, aber man weiß, daß nur eine Revolution, und zwar, sonderbarer Weise, eine Revolution im Interesse des Uebels selbst, dessen Vernichtung herbeiführte.

Sollte das Christenthum und unsere darauf basirten Zustände

— mit Einem Wort unsere heutige Civilisation einem gleichen Loos verfallen? — warum nicht?

Hat nicht der barbarische Kampf für Erhaltung der Zustände der alten, ausgelebten Weltanschauung dem Christenthum erst Bahn gebrochen?

Solche Gedanken beschäftigten meinen Geist, nachdem mein Freund mich verlassen hatte und ich wußte wohl, daß sein „Ueberlegen“ zu keinem ernsten Resultat führen könne. Da muß es noch ganz anders kommen, um die Menschen aus ihren liebgewordenen Gewohnheiten, ihrer Gemüthsruhe aufzurütteln.

Dennoch ist es schon so weit hier gekommen, daß man solche Gedanken nicht ganz von sich abweist, vielmehr sie als Gegenstand des Nachdenkens behandelt. Sie hatten auch meinen amerikanischen Freund beschäftigt. — Man darf annehmen, daß es selbst dem ernsten Freund des Fortschritts keine ganz leichte Sache ist, darüber mit sich selbst einig zu werden und mit einem klaren, nicht ängstlichen Blick in eine neue Zukunft zu schauen.

Es befremdete mich nicht, daß er, als wir uns wiedersahen und Zeit und Stimmung hatten, unsere Ideen auszutauschen, mich zu warnen suchte, anstatt mich in meinen Reformbestrebungen zu bestärken.

„Die Menschheit ist einmal eine Masse, in welche man keinen einheitlichen großen Gedanken bringen kann,“ sagte er. „Dein offenes Auftreten gegen das Christenthum kann Dir nur Gefahr, Leiden, oder doch Nachtheile bringen. Wozu ist das? Ist es nicht auch Fanatismus, nur in anderer Richtung?“

„Die Glaubenshelden des Christenthums,“ entgegnete ich, „waren keine Fanatiker; ihre Verfolger waren die Fanatiker. Die römischen Kaiser bis zu Julian waren Fanatiker, welche die alte Welt aufrecht halten wollten; die Inquisition war ein Werk des Fanatismus; Philipp II. und seine Büttel, die Jesuiten waren Fanatiker; ihre Opfer aber waren Charaktermenschen, welche

den Muth hatten, für Das, was sie als wahr und gut erkannten, offen einzutreten, selbst zu sterben.

„Wir müssen Das heute auch noch thun, und thun es. — Die Opportunitäts-Politik Gambetta's, wie Eure Expediency hier, sind für Menschen von Charakter nichts als Flickerei und Flunkerei.

„Wären jene Märtyrer ihres Glaubens solche Zweckmäßigkeits-Politiker gewesen, oder solche Jesuiten, mit ihrer Casuistik und ihren **Reservationes mentales**, so wären sie sicher nicht Opfer ihrer Ueberzeugung geworden, aber sie hätten auch nichts bezweckt und die christliche Religion hätte keine welthistorische Bedeutung erlangt, denn nur diese Opferfreudigkeit ihrer Bekenner hat sie in Aufnahme gebracht und groß gemacht. Die Scheiterhaufen wurden ihre Leuchte und der Glaube ihre Macht.

„Und denkst Du die Menschen könnten heute nicht mehr glauben ohne zu sehen? —

„Der heutige Glaube in die gleichen Menschenrechte, steht fast wie ein Fels im Sturme, und macht alle Gewalt, welche dagegen aufgeboten wird, zunichte. Jede Gewaltthat um das Recht zu unterdrücken, gewinnt dem neuen Glauben neue Anhänger: so wirkt die Macht der Ueberzeugung.

„So wenig die Götter der alten Welt fortleben konnten, nachdem sie der Menschheit todte Götzen geworden, ebenso wenig kann das Christenthum fortbestehen, nachdem es seit Jahrhunderten als ein Werkzeug zur Knechtung des Geistes, als ein Mittel zur Unterdrückung der Menschheit mißbraucht wurde.

„Wer könnte thöricht genug sein zu behaupten, daß der Zustand in welchem wir uns abquälen, der einzige und höchste Culturzustand sei, den wir zu erreichen im Stande sind? — Es ist ja nur ein Kriegszustand! — Und Du glaubst, wie Millionen Andere, durch die scheinbare Hoffnungslosigkeit desselben, berechtigt zu sein, den Kampf welchen wir dagegen führen, als nutzlos zu belächeln oder gar für gefährlich zu halten. —

„Du fragst: ob ich Etwas damit erreiche?

„Ob ich etwas damit erreiche weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich mir selbst damit genug gethan und das ist viel für ein Menschenleben. Ich weiß auch, daß ich Manchen wecke und bestärke im Glauben an eine bessere Zukunft der Menschheit. — Wohl weiß ich auch, daß nicht alle Naturen dazu angelegt sind, die Freiheit zu erringen, welche auf reine Sitten, auf Recht und Wahrheit basirt ist, aber die Ueberzeugung lebt in mir, daß wir durch eine gesunde Weltanschauung und echte Menschenliebe die Masse von den falschen Wegen ablenken können auf welchen sie ihr Lebensglück zu suchen verleitet ist. —

„Die Mittel, welcher blinder Fanatismus anwendete, um die christliche Religion zu unterdrücken, oder auch einzuführen, werden wir nicht anwenden, denn wir wollen gar keinen blinden Glauben welcher Andersdenkende verfolgt, wenn sie es wagen, Irrthum und Lüge zu bekämpfen. Du sagst: Es giebt so viele Menschen welche dieses Glaubens bedürfen. Nun ja! Aber nur so lange als man sie nicht eines Besseren überzeugt; und du mußt mir auch zugeben, daß gerade unter diesen Blindgläubigen der Zustand der Moral ein sehr niedriger ist, was keineswegs für die Nothwendigkeit des Fortbestehens des Christenthums spricht. Denkende Wesen werden besser indem sie lernen, daß sie sich selbst verantwortlich sind für ihr Thun. Ich eifre aber nicht nur gegen den blinden Glauben, sondern auch gegen die sog. Rechtgläubigkeit, gegen einen ideellen Gott.

„Ich habe schon viele herrliche Gedanken gelesen über die Gottesidee von aufgeklärten, hochstrebenden Männern, mit denen ich in jeder anderen Beziehung übereinstimmen konnte, aber wo sie von einem übernatürlichen Wesen zu sprechen begannen, wo sie unseren Blick und Geist nach der unbekannten Höhe zu richten sich bemühten, waren ihre Worte, wenn auch noch so schön, doch nur ein leerer Schall für Jeden, welcher seine schönen Gefühle auch in

klare Begriffe übertragen wollte. Wer kann sich für einen mathematischen Punkt begeistern? —

Macht doch eine freie, glückliche Menschheit das Ziel Eures Strebens! Ja es ist schon das Ziel Eures Strebens, warum müßt Ihr es denn in ein unerreichbares Jenseits verlegen? Die Menschheit ist sich Selbstzweck, das ist Alles was uns unsere eigene und die uns erzeugende und umgebende Natur lehrt. In dieser Idee liegt eine solche Macht und Fülle der Begeisterung für alles Hohe und Herrliche dessen der Mensch überhaupt fähig ist, daß ich nicht anstehe sie für die wahre Gottesidee zu erklären, welche als eine dunkle Ahnung die ganze Menschheit von jeher erfüllte und jetzt beginnt, als klarer Begriff vor ihre Seele zu treten, welcher nach Verwirklichung ringt. —

Was sind denn alle diese Religionen; was ist Buddha, Mohamed, Christus, Moses? Was sind alle die Götzen? Was sind alle die Mährchen, die erfunden wurden für die unwissende Menschheit? Nichts! Wir, die Ungläubigen, sind die Götter dieser Erde, aber wir müssen auch göttlich denken und handeln, sonst sind wir wirklich nur ein Erdenkloß. —

Wer da meint diese Verwerfung des Christenthums als eine beglückende Religion sei ein ganz neuer Gedanke, den erinnere ich daran, daß schon Kaiser Friedrich II. im XIII. Jahrhundert, angeekelt von der Pfaffenwirthschaft, ausdrücklich erklärte: Die Welt sei von drei Betrügern hinters Licht geführt worden, von Moses, Mohamed und Christus. — Und wie viel ist in den letzten sechshundert Jahren geschehen um diesen Ausspruch des deutschen Kaisers zu bekräftigen und zu verbreiten!

Neue Lehren, welche alte Gewohnheiten und verrottete Zustände bedrohen, werden immer ein Gegenstand der Verfolgung sein. Wurde Christus nicht gekreuzigt? Wurden seine Jünger nicht verfolgt? Wurden die Christen in den ersten Zeiten nicht als Staatsverbrecher mißhandelt, bis sie sich Anerkennung erkämpften

und dann selbst die Verfolger wurden? Von der ursprünglichen, christlichen Lehre, einer Verbrüderung der Menschheit, ist nichts mehr übrig und der Kampf der Menschenfeinde gegen diese einzig und ewig wahre Idee ist heute noch derselbe. Was bleibt uns übrig als ihn fortzusetzen mit den Waffen der Wahrheit und mit der Ueberzeugung, daß sie endlich siegen muß, denn Stillstand und Rückkehr sind undenkbar, weil absolut unmöglich. —

Aber dennoch, wenn wir die gänzliche Zerfahrenheit und Unnatur betrachten in welcher selbst die gebildetsten Culturvölker befangen sind, müssen wir auch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß die trostlosen Zustände uns immer tiefer ins Verderben führen, und jede schöne Hoffnung auf einen endlichen Sieg wahrer Humanität als eitle Träume erscheinen lassen. Dann kann doch, nach allen geschichtlichen Erfahrungen, nichts Anderes kommen als Verwilderung, Vernichtung, Selbstmord. Wo keine Gerechtigkeit ist, da ist auch keine Sicherheit des Lebens, keine Lebenslust; da herrscht Anarchie, Anarchie ist Gewalt, und wo liegt der Schwerpunkt der Gewalt? Doch nur in der Masse.

Da nun unserem Planeten noch Jahrtausende der Entwickelung bevorstehen und die Menschheit sich diesem Naturgesetze nicht entziehen kann, stehen ihr diese beiden Wege offen: Entweder Verwilderung oder Verherrlichung? —

Jeder wähle, je nachdem Geist und Herz ihn treiben!

Die Frauen.

Das Thun und Denken der Frauen in den Ver. Staaten ist ein wichtiger Gegenstand für eine ernste Kritik, denn ihr Einfluß auf das Leben hier kann nicht überschätzt werden. Jedoch kann dies

nicht meine Aufgabe sein. Eine charakteristische Behandlung dieser großen Frage von philosophischem Standpunkt, wäre der Feder tiefer Beobachter und Menschenkenner würdig, wenn unsere Roman- und Novellenschreiber überhaupt sich mit ernsten Studien befassen wollten.

Um gerecht zu sein gegen die amerikanische Frauenwelt und gegen mich Selbst, muß ich erklären, daß ich diese Seite des Lebens hier nur im Allgemeinen, wie sie sich nach außen hin kund giebt, beobachtete, nur mit gelegentlich tieferen Blicken, auch in's Familienleben. Das Bild, welches ich entwerfe, ist eine Silhouette; eine ominöse Bezeichnung, welche sicherlich kein freundliches farbenreiches Gemälde verspricht. Doch bin ich mir bewußt, daß es nicht ein feindlicher Geist der Tadelsucht ist, welcher mir zu den Zügen, die ich entwerfe, die Hand führt, denn ich bin durchaus kein Weiberfeind und weiß die Ausnahmen von der schlimmen Regel, welche ich aufstellen muß, um so höher zu schätzen; die Ausnahmen bedürfen aber meines Lobes nicht. —

Die amerikanische Frau ist, in ihrer äußeren Erscheinung, meist anmuthig, schlank und geschmeidig, aber fleisch- und blutarm. Kopf und Gesichtszüge, in der Majorität, dem Begriff der Schönheit entsprechend, aber physiognomisch wenig charakteristisch, was ja der typischen Schönheit vollkommen entspricht. — Diese Gleichförmigkeit bringt fast den Eindruck einer Familienverwandtschaft hervor, und eine ähnliche Gleichförmigkeit prägt sich auch ihrem Thun und Denken auf, das, wie es scheint, nur von außen bestimmt, auch wieder nur nach außen gerichtet ist. Ihre Sinnlichkeit, ihr Hang für Glanz und Schein, macht sie für ein ruhiges, häusliches Glück wenig empfänglich, aber auf Putz und Straßenleben erpicht; weshalb ich nicht ungerecht zu sein glaube, wenn ich sie einer wahrhaft krankhaften Modesucht anklage, und ihnen die Auszeichnung zuerkenne, die sie so eifrig suchen: die größten Sklavinnen der Mode zu sein; denn der Mode opfern sie Alle ohne Ausnahme,

wenn es sein muß selbst mit Aufopferung des häuslichen Comforts, ja wohl gar des häuslichen Friedens. Dieser Umstand hat sogar auch eine komische Seite, wenn man Costüme, die man anderswo nur auf Bällen oder in feinen Zirkeln begegnet, auf der Straße herumstolziren sieht; oder wenn man lange Schleppen von Seide oder Sammet, auch wohl von ganz ordinären Stoffen, in Staub und Straßenkoth herumschleifen sieht, ohne daß die Trägerin soweit dem Anstand genügte, es aufzuheben. Es entspricht ihrer leeren Eitelkeit mehr, als Besen zu erscheinen; ein Aufzug, welcher in europäischen Städten wohl manchmal die Aufmerksamkeit der Straßenjungen auf sich lenken würde. —

In früheren Zeiten konnte das dahin erklärt werden, daß man schiefgetretene Fußbekleidung und durchlöcherte Strümpfe bedecken wollte; jetzt aber ist auch in dieser Richtung ein großer Luxus an der Tagesordnung. — Das Haar, obgleich ein wesentlicher Gegenstand der Mode, erscheint oft vernachlässigt und ungekämmt und Ladies — ich meine „Ladies" mit Gänsefüßchen — die zu faul sind, ihr Kleid auszustäuben und zu neuem Gebrauche aufzuhängen, erscheinen oft mit dem alten Schmutz, aber doch mit einer großen Straußenfeder auf dem Hut.

Diese verwünschte Sucht zu scheinen was man doch nicht ist, dieses Streben nach Gleichförmigkeit Einer mit Allen, bringt eine Monotonie hervor, die durchaus nicht anziehend ist, vielmehr den Zweck, sich interessant zu machen, verfehlt. Das Alles haben wir, soweit der Keim dazu in der menschlichen Natur zu finden ist, auch in Deutschland, auch in Frankreich, überall. Es ist keine spezielle Anlage der Amerikanerin, daß es aber hier mehr charakteristisch auftritt, liegt in der häuslichen Erziehung, welche auf grundfalschen Ansichten oder vielleicht auch auf gänzlichem Mangel gesunder Ansichten basirt ist.

Ein ernster Beobachter findet den Grund des Unterschiedes der häuslichen Erziehung hier, im Vergleich mit Europa, in dem Ein-

fluß, welchen die große Majorität der im verflossenen und Anfangs dieses Jahrhunderts eingewanderten, geistig gänzlich vernachlässigten aber, aus Armuth in glänzende pecuniäre Verhältnisse gekommene Frauen, auf das öffentliche Leben ausübten. —

Bei der Spärlichkeit wohlerzogener Frauen unter diesen Einwanderern, bei der Zurückgezogenheit in welcher sie, in dem uncultivirten, rohen Lande, mit großer Selbstverleugnung sich dem Leben der Colonisten widmeten, und zunächst, ja fast ausschließlich, Verstand und Thätigkeit auf den Kreis ihrer eigenen Familie und derer Selbsterhaltung richteten, konnte es nicht fehlen, daß die rohen Elemente unter den Frauen, bei weitem den größten Einfluß ausübten, ja der hiesigen Frauenwelt das Gepräge gaben. — Diese Frauen sind allerdings jetzt Urgroßmütter oder längst vergessen, aber ihre Mängel und Irrthümer wurden mit ihrem Gelde zugleich, ein Erbtheil ihrer Kinder und leben heute noch im größten Theil unserer Jugend fort. —

Dem Anschein nach, werden die Töchter alle nur für den Salon, für den Rocking Chair, für die Straße und für die Dry Goods und Millinery Stores erzogen; ja absichtlich in einer unverantwortlichen Trägheit und Unwissenheit erhalten, in Allem was eine gute, gemüthliche Haushaltung fordert. Man könnte eine Wette wagen, daß ein Mann, welcher eine Hausfrau sucht, eine Woche lang in allen Straßencars, in allen Ferryboats unzählige, heirathsfähige Mädchen, aber darunter keine sehen würde, welche nicht den Eindruck machte, daß sie lieber eine Prinzessin, als eine „Hausfrau" würde, und welche nicht viel mehr vermuthen ließe, daß sie so viel weiß als eine Prinzessin nothwendig wissen muß, aber nicht halb soviel von einem gemüthlichen, häuslichen Leben kennt, als eine gute Mutter davon kennen muß. —

Ihre feinen Hände, entweder mit ächten oder falschen Diamantringen geziert; oder in die feinsten Glacé-Handschuhe gezwängt, ja oft bis zur Unzierlichkeit hineingequetscht; ihr Anzug, noth-

wendig nach der neuesten, wenn auch geschmacklosesten Mode; das ist der große Charakterzug der amerikanischen Frauenwelt, und da wir unbestreitbar Affennatur haben, wenn wir auch nicht direkt von Affen abstammen, so sucht es die Aermste der Reichsten gleichzuthun, nach dem natürlichen Impuls der Nachäfferei. — Die Eine thut es mit dem Luxus unbeschränkten Reichthums, die Andere mit Lumperei und allen erdenklichen zweifelhaften Mitteln.

Aber wenn ein Mann eine Frau suchte im Haus, so würde er die „schöne Lady“ im Rocking Chair im Parlor finden, denn nur Wenige schämen sich, ihre schöne Zeit in Nichtsthun zu vergeuden. Die Mutter und Großmutter aber würden vielleicht mit Wäsche oder Hausreinigung beschäftigt sein. Ich sage nicht: in der Küche, denn die Küche existirt entweder gar nicht, oder wird als eine verhaßte Nebensache betrachtet, die nur wegen der Tyrannei der Männer vorhanden ist, welche für das bischen Geld, das sie erarbeiten und heimbringen, auch etwas zu essen auf dem Tisch finden wollen, welcher zwar häufig mit sehr vielen überflüssigen Schüsselchen und glänzendem Glaswerk, aber mit Appetit raubendem ewigen Einerlei magerer Kost bestellt ist.

Kommt ein Heirathscandidat aber gar zu einer ungewöhnlichen Stunde, so findet er den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit nicht etwa in einem einfachen Hauskleid, sondern entweder in einem lumpigen, modischen Negligé, oder gar im seidenen Schleppkleid, mit Handschuhen den Besen führend, im Parlor.

Und der Schreck, wenn solch ein Unglück sich ereignet! Mutter und Tochter werden von Schamröthe bedeckt, sich entschuldigen, denn solche häusliche Arbeiten, wenn die Umstände es erheischen, daß man sie selbst verrichte, werden, soweit sie der Beobachtung der Nachbarn nicht entzogen werden können, lieber Nachts vorgenommen.

Man deute mir nicht auf die vielen Ausnahmen, welche ihren Lebensunterhalt durch Arbeiten, — und dann doch immer lieber in

Fabriken und anderen Geschäften, als im Haushalt — gewinnen müssen, denn wenn sie auch die Nothwendigkeit zwingt, anders zu handeln, sind sie dennoch im Princip und Denken den Anderen ganz ähnlich.

Und nicht allein dies! — Die reichen Frauen, wie die armen, werden durch die Presse, welche ja die öffentliche Meinung fabrizirt, in diesem Scheinleben nach außen unterstützt, obgleich es nur die Ausgeburt eines unvernünftigen Stolzes ist, welcher nicht den geringsten ethischen Werth hat.

Wo bleibt da die Antwort auf die Frage nach einem verständigen Lebenszweck? — Und was kann unter solchen Umständen selbst der Zweck der Ehe sein? —

Romantische Liebe ist, glaube ich, den amerikanischen Frauen eine höchst lächerliche Seite des Lebens, und deshalb ist die Ehe für viele nichts weiter als ein Mittel sich unabhängig zu machen; ein Widerspruch, welcher mit den verkehrten Ansichten vom natürlichen Berufe des Weibes wohl im Einklang steht.

Durch den Einfluß der Frauen, durch die gänzliche Abwesenheit republikanischer Tugenden in ihrer Lebensweise, wird die Republik wohl um ein ganzes Jahrhundert früher zum Falle gebracht werden, wozu die affenartige Erziehung der Kinder durch die zu diesem Berufe durchaus nicht vorbereiteten Mütter, wesentlich beiträgt.

Im Grunde genommen giebt es hier eigentlich gar keine Kinder, denn sie werden so früh wie möglich der Kinderwelt entrückt. — Um die Knaben bekümmert man sich sehr wenig, und die Mädchen behandelt man wie Puppen, putzt sie wie „Ladies" nach der neuesten Mode in Seide und Sammt, mit reichen Bändern, je breiter desto schöner, feinen Handschuhen, Ringen an den Fingern. Kurz man treibt alles mit ihnen was der Eitelkeit der Mutter und der Eitelkeit des Kindes schmeichelt. —

Nur keine Methode! Nur keine Grundsätze! Nur keine Be-

schränkung des Willens, keine bescheidene Unterwerfung eines kindischen, unreifen Urtheils unter die Autorität besser erfahrener Personen! Es wäre ja ein schreckliches, ein verlorenes Dasein, wenn eine Mutter über die Wohlfahrt und vernünftige Entwickelung ihrer Kinder, über ihre zweckmäßige Ernährung, ihre Gemüths- und Verstandesrichtung beständig zu wachen hätte, bis ihre Urtheilskraft zur Selbstständigkeit gereift ist. — Und um Alles in der Welt nur nicht viele Kinder! Irgend ein Mittel das zu verhüten ist willkommen. Genießen wollen die Frauen, dazu werden sie zumeist erzogen und nicht etwa durch ihre Erziehung vorbereitet, eine Pflicht zu erfüllen, welche Selbstverleugnung fordert. So sind sie erzogen, so erziehen sie ihre Kinder.

Wir in Deutschland haben darüber andere Begriffe, denn wir hatten andere Vorbilder. Unsere Chroniken erzählen uns von Burgfrauen, Edeldamen und selbst Königinnen, welche wie Schutzgöttinnen mit Fleiß und Liebe in ihrem Hause walteten und die Verehrung verdienten, die man ihnen von allen Seiten zollte. Wir wissen von Hausfrauen, welche von uneigennütziger Liebe beseelt, mit tiefem Gemüthe begabt, dem Manne seinen Lebensberuf zu erleichtern suchen, und die Sorge für das Haus gemeinsam mit ihm tragen; Frauen, welche nicht nur begehren, sondern auch geben.

Auch wir haben in Deutschland solche Frauen, welche mit den Amerikanerinnen in ihren Untugenden wetteifern können, aber es ist dorten nur Ausnahme, was man hier als Regel aufstellen muß.

Die Ehe.

Die Ehe ist ein ernster Akt, dessen Einfluß aufs ganze folgende Geschick des Menschen nicht in Abrede gestellt werden kann, und dennoch ist er hier nur eine Farce.

Wir haben zwar in unseren Zeitungen eine Rubrik für Verlobungen und Hochzeiten, wo mit der kleinlichsten Prahlerei Namen der Gäste, Stoff und Farbe der Kleider, kostbare Geschenke, kurz alles beschrieben wird, was der Eitelkeit schmeichelt. Diese Rubrik steht jedoch nur Leuten offen, welche gern mit ihrem Reichthum prunken und einen Reporter dafür bezahlen. Die meisten Ehen aber werden hier geschlossen mit einer größeren Leichtigkeit als man das allergewöhnlichste, alltägliche Bedürfniß befriedigt.

Wir brauchen kein Gretna Green; wir treiben das viel praktischer. Man kann hier, um die Sache im Extrem, aber dennoch wahr darzustellen, einer Frau auf der Straße begegnen, ihr eine Heirath vorschlagen, sie, wenn sie darauf eingehen will, an den Arm nehmen und sich von irgend einem Pastor trauen lassen; oder man kann nach der City Hall gehen, und der Mayor oder ein Alderman wird diese Ceremonie mit gleicher Bereitwilligkeit vollziehen. Weder Mayor noch Pastor haben von dem Paare vorher etwas gesehen noch gehört; es bedarf keines Ausweises irgend einer Art; man beantwortet ein paar Fragen vor Zeugen welche man nie im Leben gesehen, noch vielleicht wieder begegnet und dennoch wird ein solcher Akt vom Gesetz für unauflöslich gehalten.

Das nennt man Freiheit, ohne zu bedenken, daß man mit solch sinn- und rechtswidrigem Verfahren Tausenden lebenslängliche Ketten schmiedet. Solch' lügenhafte Affenschande kann man dem Volk als einen heiligen Akt aufbürden und das ist das Band, welches die Familie hier bindet, der Grund auf welchem die staatliche Gesellschaft beruht. —

Damit man aber nicht sagen könne, daß dies nur meine persönliche Anschauung sei, und daß ich die Farben zu grell wähle und zu stark auftrage, nehme ich eine Zeitung zur Hand und mache daraus wörtlich folgenden Auszug einer Entscheidung welche von einem sehr ernsten Manne, dem jetzigen Finanz-Secretär der

Vereinigten Staaten herrührt, als er noch „Chief-Justice" war: „Das Appellationsgericht hat in einer durch Chief-Justice Folger abgegebenen Entscheidung specielle Gelegenheit gehabt, festzustellen, was eine Heirath im Staate New York constituirt; wobei es sich aufs Neue ergeben hat, wie locker unsere Gesetze in Bezug darauf sind. Was das Gesetz verlangt, damit eine Heirath bindend sei, läßt sich am Besten durch Anführung dessen, was nach Judge Folger's Entscheidung das Gesetz nicht verlangt, ersehen. Um im Staate New York zu heirathen, bedarf es weder einer Lizens, noch eines Zeugen, noch einer Registrirung der Thatsache, noch der Einwilligung der Eltern oder Vormünder, noch ist es nöthig, daß ein Geistlicher die Ceremonie vollführt, wie es überhaupt gar keiner Ceremonie bedarf. Das Gesetz verlangt keine specielle Form, auch braucht der Contrakt nicht schriftlich abgefaßt zu sein, es genügt die gewöhnliche und trivialste Erklärung, um die Heirath bindend zu machen. Diesem Zustande, den man kaum noch einen gesetzlichen nennen kann, sollte in unserem Staate sofort ein Ende gemacht werden. Wie das Gesetz heute lautet, begünstigt es die Immoralität oder trägt doch dazu bei, eine geheiligte Institution verächtlich zu machen. Mit einer gründlichen Revision der Ehe- und Scheidungs-Gesetzgebung wäre der Gesellschaft ein großer Dienst geleistet."

Mein Urtheil über die amerikanischen Frauen ist schroff, doch rede ich hier nur von der Majorität und fühle mich verpflichtet recht viele lobenswerthe Ausnahmen zu gestatten.

Um gewissenhaft zu verfahren, muß ich gestehen, daß ich dieses Thema hier nicht erschöpfend behandeln kann. Die widersprechendsten Ansichten sind darüber schon ausgesprochen worden, denn jeder Tourist, welcher nur die glänzende Oberfläche des amerikanischen Lebens kennen lernt, macht den „Ladies" sein Compliment. Viele schwärmerische „Genies," welche nach neuen, paradoxen Gedanken haschen, und kein Verständniß für vernünf-

tiges, praktisches Leben haben, darunter Frauen wie Männer, versuchen ihren Witz und Geist um den wahren Werth dieser Sphinx klar zu machen.

So las ich kürzlich einen Artikel im „Belletristischen Journal," worin die Amerikanerin, der deutschen Frau als ein Muster in Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, in Fleiß und Gemüthlichkeit, auch in Ordnungsliebe und Sauberkeit; ja in Anwendung ihrer Zeit auf Vergnügen und geistige Erholung, dargestellt wird, so daß in diesem Vergleiche die Amerikanerin ganz im Lichte, die Deutsche aber im Schatten stand. Das brachte einen deutschen Arzt im Innern des Landes in Harnisch, um als Ritter der deutschen Frauenwelt seine Lanze einzulegen. Er kam sehr ruhig aber mit wuchtiger Waffe heraus, und zeigte deutlich, daß er noch ein ganzes Arsenal von Gründen gesammelt hatte. — Er sprach mit Wärme und, seinem Beruf entsprechend, auf vielseitige, persönliche Erfahrung gestützt, zu Gunsten der deutschen Mütter und Jungfrauen. — Die Redaktion aber überraschte die Leser dieser Artikel mit der Erklärung, daß der Ritter und Retter der deutschen Frauen wohl erstaunen würde, wenn sein Gegner das Visir heben wollte, und eine deutsche Frau vor ihm stände, wie dies wirklich der Fall sei. — Und warum nicht? — Im Conflikt der Meinungen liegt am Ende der Sieg dessen, was wahr, gut oder recht ist.

Noch einen Punkt muß ich hier erwähnen, dessen Wirkung auf den Charakter und die Entwickelung der Frauenwelt einen wesentlichen Einfluß ausübte. welcher auch heute noch nicht ganz aus dem öffentlichen Leben verschwunden ist. Man hat es in früheren Zeiten für zweckmäßig, ja besonders nothwendig gehalten, die schutzlosen Frauen gegen die treulose Doppelzüngigkeit der Männer, durch besondere Gesetze in Schutz zu nehmen, welche so ziemlich nur nach einer Seite hin gerecht scheinen.

Dieser Umstand hat dem Benehmen der Frauen gegen die Männer, sowie im öffentlichen Verkehr, ein gewisses Gepräge der

Ungenirtheit und Freiheit gegeben und amerikanische Frauen, welche hier zu den gebildeten Classen gezählt werden, oft schon im Auslande zum Gegenstand eines strengen Tadels gemacht durch ein Betragen, welches nach heimischen Gewohnheiten durchaus nicht anstößig gefunden wird. Frauen, welche zur Coquetterie geneigt sind machen davon Gebrauch und können, in gebildeten wie ungebildeten Kreisen, durch ihr herausforderndes Benehmen, Männer zu allerlei thörichten Voraussetzungen und Handlungen verleiten, welche für sie oft die unangenehmsten, ja schlimmsten Folgen haben, sofern der Coquetterie der Frau eine Absicht unterliegt.

Zum besseren Verständniß dessen was ich sage, bringe ich wieder eine Illustration dazu, in folgendem wörtlichen Auszug aus der Sun vom 17. September 1881, also noch nicht veraltet, welcher wie ein von mir erfundener Witz erscheinen würde, wenn die Scene nicht in einem Gerichtssaal, vor ernsten mit Namen genannten Richtern stattgefunden hätte. — Der Bericht lautet:

„Eine Kenntniß der Coquetterie im alten Rom, erweist sich als nützlich auf unserem Richterstuhl."

„Annie Walters, Tochter des Polizeidieners Walters in Tremont (bei New York) klagte gestern, in der Spezial Sitzung, den Francisco Jordiana, einen italienischen Arbeiter, an, sie und ihre Begleiterin, in der 135. Straße insultirt zu haben. Ihr Vater hatte ihn hierauf verhaftet. —

„Auf welche Weise hat der Angeklagte Sie insultirt?" frug sie der Advokat des Angeklagten. „Er stand auf der andern Seite der Straße und sagte „Whist! whist!"

Der Vertheidiger erwiederte, daß sein Client auf dem Wege zu seiner Arbeit an der Eisenbahn war, sein Arbeitsgeräthe trug, und vor sich hin pfiff; er stelle den Antrag, daß er entlassen werde.

„Ich schenke der Aussage (story) dieses Mädchens Glauben" sagte der Richter Power. „Wer irgend Etwas von der römischen Geschichte kennt oder gelesen, der muß wissen, daß es unter der

Jugend im alten Rom Sitte war, wenn sie eine Frau ansprechen wollten, zu rufen: whist! whist! und ich glaube, heute im modernen Rom, ist es noch ebenso Gebrauch. — Ich glaube der Aussage dieses Mädchens, denn gewiß hat sie nie römische Geschichte gelesen. Ich erkläre den Angeklagten für „schuldig."

Der beisitzende Richter Flammer schien wie vom Schlage getroffen. Richter Wandell war stumm vor Erstaunen. Stenographer Veitsch ließ vor Ueberraschung die Feder fallen. Der Dolmetscher St. Albo, einst Capitain in der päpstlichen Schweizergarde, frug seinen Nachbar: „Was sagt er — Whist! whist! Sitte im alten Rom? — habs nie gehört!

Richter Power aber erklärte, daß Francisco Jordiana schuldig befunden sei, und verurtheilte ihn zu sechs Monaten Gefängniß.

Das ist eine lehrreiche Geschichte, welche jeden Leser überzeugen wird, daß unter so väterlichem Schutze die Coquetten in Amerika schon gedeihen können. Dennoch muß ich hier den amerikanischen Frauen das Zeugniß geben, daß ihr Benehmen im öffentlichen Verkehr, in der Straße, in Eisenbahnen und Dampfbooten bescheiden und anständig ist, ja, ich trage kein Bedenken zu erklären, daß man in dieser Beziehung mehr Tadelnswerthes sieht in den großen europäischen Hauptstädten, als irgendwo hier, und daß überhaupt in großen Massenversammlungen das amerikanische Publikum weit mehr Routine hat als ein europäisches.

In Bezug auf Charakter und Bildung der Amerikanerinnen, besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen reich und arm, denn in der Erziehung beider fehlt die rechte Methode. — Die Reichen haben nur den Vortheil, daß sie vielleicht mehr lernen, aber nicht für's Haus, sondern nur für den Salon, und daß sie für die Haushaltung ein großes Dienstpersonal halten können; dagegen kann es aber einer solchen reichen Dame begegnen, daß sie aus ihrer eignen Küche gewiesen wird, wenn es ihr einmal einfallen sollte, sich um Dinge zu bekümmern, die sie nicht versteht, und die sie, — wie der Koch sagen wird, — „nichts angehen!"

Ich habe oft Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß die Manieren sehr Vieler auf Effect berechnet sind. Ihre Mundbewegungen beim Sprechen werden oft bis zur Grimasse übertrieben. Gespräche unter sich und auch mit Männern, sind meistens ohne allen tiefern Ernst, und immer ohne den süßen Zauber mädchenhafter Bescheidenheit geführt; dagegen geben sie den unwichtigsten, uninteressantesten Dingen, durch die Entschiedenheit, mit welcher sie dieselben behandeln, eine lächerliche Wichtigkeit, und ihr eifriges Bestreben, in diesen Nichtigkeiten geistreich und witzig zu scheinen, macht sie für ernste Männer abstoßend, und nur für solche anziehend, welche glänzenden Schein einem tiefern, soliden Wesen vorziehen.

Wenn ich die Amerikanerinnen einer so strengen Critik unterziehe und viel zu tadeln, wenig zu loben finde, so geschieht es nicht um sie im Vergleich mit den Europäerinnen zu verkleinern, denn ich vermeide ja Vergleiche, es geschieht, weil ich größere Ansprüche an sie mache, als an die Frauen der alten Welt.

Wir sind Republikaner der Form nach, warum nicht auch im Wesen? — Bleiben die Männer in ihrer Aufgabe zurück, wie gerne möchte ich von den Frauen Besseres sagen, aber republikanische Tugenden liegen ihrem Denken und Thun sehr ferne.

Wenn die Kaiserin Eugenie keine höhere Aufgabe kannte, als die Beherrscherin der Modewelt und ein Werkzeug der Pfaffen zu sein, warum sollten unsere Frauen ihr nacheifern, wenn die Nichtigkeit einer solchen Lebensaufgabe in so ernster ergreifender Weise vor Augen steht, und zum Nachdenken auffordert? — Aber was hilfts? Wir haben ja keine gemeinsamen Lebensziele, und Jeder dient dem Schein und der Lüge auf seine eigne Weise. Männer und Frauen, Presse und Politik, Kirche und Theater, öffentliches und häusliches Leben sind ein Sammelsurium der Charakterlosigkeit und geben ein trostloses Bild zielloser, geistiger Verkommenheit und Verirrung vom rechten Wege, in der neuen wie in der alten Welt.

Emanzipation.

Ich kann dieses Thema nicht abschließen, ohne mich über das Bestreben vieler Frauen, eine Gleichstellung mit den Männern zu erringen, auszusprechen.

Unsere Civilisation hat uns schon auf so viele Irrwege geführt, und die Freunde des Fortschritts haben in dem verschlungenen Labyrinth des Lebens, schon so viele unsichere Versuche gemacht, für allerlei s. g. Lebensfragen den rechten Ausgang zu finden, daß es wünschenswerth erscheint, auch in diese Frage über Frauenrechte, mehr Klarheit zu bringen. —

Der Frau ist von der Natur eine gewisse Sphäre als Lebensberuf angewiesen und alle Rechte, welche sie zu diesem Berufe fähig machen, dürfen ihr in einem wohlgeordneten Staatswesen nicht verweigert werden.

Wo sind aber die Rechte der Männer, welche die Frauen mit ihnen theilen wollen? — Welches sind denn die Güter, die den Neid der Frauen erwecken können? — Worin besteht das Glück, dem ehrgeizige Frauen nachjagen? — Etwa darin, daß sie die Frauenwelt in den Wirbel- und Maelstrom der öffentlichen Misere hineinziehen? Wollen sie plaidiren vor Gericht? Wollen sie Börsenschwindel treiben? Wollen sie Eisenbahnen bauen? Ward Meetings halten und die Stimmkasten fälschen helfen? Wollen sie in die Legislaturen und den Congreß gewählt werden? Wollen sie das Elend der Menschheit vergrößern helfen und verantworten? Oder haben sie im kleinen Krieg, den sie beständig führen, ihre Kräfte und Talente so entwickelt, daß sie nun auch am großen Kriege theilnehmen können? —

Müssen wir immer tiefer in Thorheit und Unnatur versinken, indem wir ganz und gar vergessen, was Menschenwohl und Menschenwürde von uns fordern, aber dagegen in närrischer Verblendung nur Phantomen nachjagen? — Zu welchem Glück, zu

welchen Freuden wird es denn den Frauen verhelfen, wenn sie im Leben, das jetzt schon so arm ist an Glück und Freude, ganz gleiche Rechte und Freiheiten genießen mit dem Manne und folglich auch gleiche Pflichten übernehmen?

Die ganze Poesie des Lebens wird sich auf ein Rechenexempel reduziren, dessen Ergebniß wir bald ins Soll, bald ins Haben eines Conto Current eintragen, um gelegentlich abzurechnen.

Liebe, uneigennützige Hingebung, Verehrung, jeder Liebesdienst, werden ein Gegenstand des Schachers, und die Wortführer eines solchen Fortschritts sollten doch so ehrlich sein, damit ihr Werk zu beginnen, daß sie die Ehe abschaffen, oder sie zu einem reinen Geschäftscontrakt machen, für die Kinder aber Erziehungsanstalten auf Staatskosten verlangen.

Es gibt Rechte für die Frauen und gibt Rechte für die Männer, aber ohne diese Zugeständnisse gibt es keine g l e i c h e n Rechte!

Doch es wird nichts helfen dagegen anzukämpfen, denn in unserer culturgeschichtlichen Entwickelung ist die Epoche des Carnevals eingetreten, wo Narrheiten beklatscht werden als höchste Weisheit, und vernünftige Reden, durch das Geschrei und Gezisch der Thoren übertönt, ungehört verhallen.

Die Frauen werden ihre Forderung der Gleichstellung in Erfüllung gehen sehen, wenn sie sich einmal Alle in den Kopf setzen, an der großen Maskerade Theil zu nehmen. —

Ob dann wohl eine ernüchternde Fastenzeit und Buße eintritt?

Ich bin kein Gegner der Frauen in ihrem Bestreben, sich alle Rechte zu verschaffen, welche ihnen wünschenswerth erscheinen, und hege nicht die Befürchtung, daß ihre Erlangung des Stimmrechts oder auch ihre absolute Gleichstellung in der bürgerlichen Gesellschaft große Gefahren und Nachtheile für unser politisches Leben mit sich bringen, denn die Frauen sind, im Ganzen genommen, weder schlechter noch besser als die Männer. Ihre Gleichberechtigung im öffentlichen Leben wird darum nur den Schwindlern ein

weiteres Feld ihrer Thätigkeit eröffnen, während aller Wahrscheinlichkeit nach die Frauen sehr wenig Gebrauch von ihren Rechten machen werden. Daß ihnen eine Gleichstellung mit dem Manne keine höheren Lebensfreuden gewährt, ist sicher, denn es ist ja eine offenbare Auflehnung gegen ihre innersten Naturanlagen.

Wollten die Frauen ihre Zeit und ihre schönen geistigen Kräfte dazu benutzen, sich geschickt zu machen, ihrer von der Natur ihnen angewiesenen Bestimmung zu genügen, als gute Mütter und sorgliche, liebende Hausfrauen, welch' andere herrlichere Resultate würden sie dadurch für sich und die Menschheit erzielen!

In einer freien, nach vernünftigen Grundsätzen geregelten Ge-sellschaft würde eine solche Idee der Gleichstellung gar keine Basis haben. Es sind nur unsere unnatürlichen Zustände, welche solche unnatürliche sozialen Bestrebungen im Gefolge haben und sogar als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Eine Erholungsreise nach Deutschland.

Sechs und zwanzig Jahre waren nun, während des hier beschriebenen Lebenskampfes in den Vereinigten Staaten verflossen und endlich sollte mein so lang gehegter Wunsch in Erfüllung gehen, mein liebes, theures Vaterland wieder zu sehen, für welches mein Herz immer die treuste Liebe bewahrt hatte, und wo meine schönsten Hoffnungen immer noch wurzelten. Ich muß es gestehen, ganz heimisch habe ich mich in Amerika nie gefühlt, denn nach meinem Denken und Urtheil ist das deutsche Volk immer noch das gebildetste Volk der Erde.

Ein Amerikaner welcher Deutschland bereist hatte, sagte mir

einmal vor langen Jahren, er begreife nicht, warum die Deutschen so zahlreich auswandern und einen blühenden Garten gegen einen Dreckhaufen vertauschen.

Nun, der Garten ist noch nicht das Beste, denn Amerika hat viele und großartige Naturschönheiten. Man vergleiche aber die Menschen, das gesellige Leben im großen Ganzen, und man findet hier Halbbildung und Rohheit; dort feine Sitte und Geist. Hier dumme Prüderie und steife Convenienz, stumme Langweiligkeit und Muckerei; dort freien Verkehr der homogenen Elemente, Frohsinn, frei von Pharisäismus, Originalität des Individuums.

Es giebt Klassen in Deutschland, ja; aber diese Klassen wissen, daß sie zusammen gehören, und ein Theil einer großen Nation sind. Was sind diese Klassen hier?

Hier sind keine Klassen, hier sind nur Egoisten. Jeder für sich.

Und die persönliche Sicherheit mit welcher man sich in jenem Garten ergehen kann! —

Ich kann einen Spaziergang durch ganz Deutschland machen, mit derselben Lust und Sicherheit mit welcher ich hier in New York, im Central Park mich ergehe.

Selbst die Amerikaner geben dies zuweilen auch zu, wofür ich einen Beweis dem Sonntagsblatt der „Sun" vom 25. September 1881 entnehme:

„Deutschland gegen Amerika verglichen." (Aus der Chicago Tribune.) „In Preußen wurde ein Mann verhaftet, weil er einen Polizeidiener anspie. Wir in Amerika wissen das besser zu machen. Hier speit der Polizeimann den Bürger an, ohne daß es in irgend einer Richtung die Gemüthlichkeit störte."—

Politische und soziale Fragen, das ist eine andere Seite des öffentlichen Lebens; von dieser Seite rede ich hier nicht; ich rede vom alltäglichen Verkehr der Menschen unter sich, und in dieser Beziehung vergleicht sich Amerika mit Deutschland, wie man etwa

in klimatischen Verhältnissen, die Polargegenden mit der sonnigen Provence und Italien vergleichen könnte. Wie frostig das Eine, wie warm das Andere. —

Und hat etwa in sozialen und politischen Fragen Amerika einen so unbestrittenen Vorzug? — Es hat nur den Vorzug sich frei aussprechen zu dürfen, den wir uns allerdings noch in Deutschland erkämpfen müssen. Aber trotz der Beschränkung wird in Deutschland, in der rechten Richtung mehr geleistet als hier, was ich mir zwar psychologisch dadurch erkläre, daß die gewaltthätige Opposition gegen alle freiheitlichen Bestrebungen, ein engeres Anschließen und kräftigere Action der Partei, welche für eine freie Menschheit kämpft, anregt. —

Aber das kann nicht den gänzlichen Mangel einer wahren Freiheits-Partei in unserer Republik entschuldigen.

Das waren meine Ansichten, welche sich auf langjährige Beobachtung stützten, wenn ich Vergleiche anstellte zwischen beiden Nationen.

Ich hatte aber so viele Deutsche gesprochen, die mit gleichen Ansichten hinausgegangen waren, theilweise mit dem Vorsatz, ihr Leben draußen zu beschließen, auch mit den nöthigen Mitteln dazu versehen, sich aber dennoch so getäuscht fanden in ihren Erwartungen, daß sie vorzogen, nach einem Lande, von dem sie wußten, daß es ihnen das Vaterland nie ganz ersetzen werde, wieder zurückzukehren, mit dem Entschluß, die vielen Vorzüge, welche amerikanische Zustände im Vergleich mit der alten Welt darboten, als einen Ersatz anzunehmen für all das Schöne und Angenehme, was sie dorten fanden und hier vermißten.

Was ist es? frug ich mich.

Wäre es möglich, daß mich ein Besuch in meiner Heimath zu einem gleichen Urtheil führen könnte?

Meine Vaterlandsliebe wurzelte keineswegs in einem beschränkten Nationalgefühl; vielmehr hatte mich mein Lebensgang und

meine Denkweise über Ziel und Zweck der Menschheit zum Cosmopoliten gemacht.

Nationalstolz aus falschem Ehrgefühl war mir fremd. Ein Streben nach Allem, was das Leben schmücken und beglücken kann, ist nach meiner Ansicht Aufgabe für alle gebildeten Nationen. „Eifersucht" aber, warum nicht hier mit Saphir's Worten es sagen? „ist eine Leidenschaft, welche mit Eifer sucht, was Leiden schafft." Und ist es für Nationen wie für Individuen nicht viel besser, man sucht mit Eifer, was Gutes schafft?

Ich habe in Amerika gelebt und gewirkt im Dienste der Menschheit, ohne Heimweh. Ich habe in Frankreich gelebt, lange genug um das französische Volk schätzen und lieben zu lernen, und halte die Kriegs- und Actionspartei der Chauvinisten, welche im Volke Haß gegen Deutschland und den Wahn der "Gloire" wach erhält und nährt, für den schlimmsten Feind ihrer eigenen Nation. Wozu denn Feindschaft zwischen diesen beiden Nationen, die nach der Ueberzeugung aller wahren Freunde des Fortschritts der Menschheit innig verbunden sein sollten, da es keine zwei Nationen giebt, welche sich so schön ergänzen.

Ist ihr Ziel Freiheit und Menschenwohl, wozu dann Eifersucht? wozu Feindschaft wo nur ein edler Wetteifer im Streben nach diesem hohen Ziele gerechtfertigt erscheint.

Daß es nicht so ist, zeugt das nicht laut dafür, daß wir falsche Wege geführt werden? — Aber so lange Unverstand und Thorheit mächtig genug sind, Nationen im Interesse einiger Machthaber und falscher Volksfreunde gegen einander zu hetzen, so lange müssen wir auch auf dem Kriegsfuß stehen und wie Preiskämpfer zum Streit gerüstet sein, und ich wage, ohne mich eines Widerspruchs schuldig zu machen, hinzuzufügen: Heil der Nation, welche die besten Schläge führt und den Sieg erringt! — Sie kann im Bewußtsein ihrer Stärke großmüthig sein und unaussprechliche Leiden verhüten, wenn sie dazu gebildet genug ist.

Wie gesagt, ich schätze und liebe die Franzosen, denn sie haben schon Großes für die Menschheit gethan, aber ich scheue mich nicht, wenn ich beide Nationen vergleiche, den Deutschen die Palme der höchsten Cultur zuzusprechen, soweit überhaupt die Cultur bis jetzt zu wahrem Humanismus hinstrebt. Deßhalb freue ich mich ihres Sieges um so mehr, als die Franzosen, selbst durch ihre Niederlage, einen entschiedenen Fortschritt im rechten Wege machten.

Man denke sich einmal recht lebhaft den Fall, daß die Franzosen über Deutschland den Sieg davon getragen hätten, wie man ihnen einen leichten Sieg vorschwindelte, und man darf schaudern, wenn man sich die wahrscheinlichen Folgen eines solchen Unglücks vor Augen stellt, denn der schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn.

Von solchen Ideen erfüllt, trat ich in Gesellschaft meiner Frau meine dreimonatliche Erholungs-Reise nach der alten Welt an.

Wir machten die Ueberfahrt in der ersten Cajüte des Dampfers Rhein, und hatten alle Ursache mit der glücklichen Fahrt, sowie mit Behandlung und Reisegesellschaft an Bord zufrieden zu sein. In Southampton verließen wir das Schiff, fuhren in einer windstillen, mondhellen Nacht über den Canal nach Havre, wo wir Morgens früh ankamen und gegen Abend unsere Reise nach Paris fortsetzten. —

Da eine Reisebeschreibung dem Zwecke dieser Mittheilungen ferne liegt, werde ich mich auf nur wenige einzelne Begegnungen und auf den Eindruck beschränken müssen, welchen die alte Welt, so weit ich sie wieder sah, auf mich machte.

In Paris hielten wir uns zehn Tage auf, denn ich mußte meiner Frau doch die Herrlichkeiten dieser Weltstadt zeigen, welche in der Erinnerung aus meiner Jugendzeit alle noch glänzend vor mir standen. —

Aber für mich war Alles anders geworden. Was früher mich

begeistert hatte, durch seine imponirende Größe und geschichtliche Bedeutung; was mich durch bestechenden Glanz, durch verführerisches Aeußere früher eingenommen, hatte jetzt für mich seinen Zauber verloren; ich sah es mit anderen Augen und anderen Gedanken an; doch das Volk war für mich dasselbe. Wohlgesittet, freundlich und gefällig, lebt es und leidet gleich mir, strebt und arbeitet im Kampf ums Dasein; liebt und hasset, lacht und weint und hofft auf bessere Zeiten. Nichts begegnete mir, das mich im Geringsten verletzte und warum auch sollten wir uns feindlich ansehen, da wir ja das gleiche Loos des Lebens auf dieser Erde theilen?

Am Abend vor meiner Abreise besuchte ich noch das Haus, in welchem ich früher als Correspondent thätig war und wo meine liebe Clara einst wohnte. Das Geschäft bestand noch, aber unter anderer Firma. Leon, der älteste Sohn meines Prinzipals, war eine Zeit lang Theilhaber, wohnte auch noch in einigen Zimmern des oberen Stocks mit seiner kleinen Familie, war aber gerade zu der Zeit aus dem Geschäfte verdrängt worden, da er während des Krieges und der Belagerung alle seine Geldmittel eingebüßt hatte. Der jüngere Bruder war in Berlin als Weinhändler etablirt und gab nebenbei ein Blatt heraus — ich glaube „Olivenzweig" oder ähnlich betitelt, welches, seinem Titel nach, jedenfalls zwischen beiden Nationen eine versöhnende Tendenz hatte. Gewiß eine schöne Aufgabe für einen jungen Franzosen.

Es waren dreißig Jahre, daß wir uns weder gesehen noch miteinander verkehrt hatten, als ich unerwartet in's Zimmer trat; aber Leon erkannte mich auf den ersten Blick und nahm mich in freudigster Erregung meinen Namen rufend, in die Arme.

Schwere Verluste, die Kriegsunruhen und Aufregungen aller Art, hatten den Vater hinweggerafft, aber die hochbetagte Mutter lebte noch und war auf die Hülfe des Sohnes und auf ihre Kunst als Portraitmalerin, die sie früher nur als Dilettantin, aber mit Erfolg übte, für ihren Lebensunterhalt angewiesen.

O, dachte ich, wie schön wäre es jetzt ein reicher Mann zu sein und eine kleine Skizze mit einem großen Check bezahlen zu können! —

„Sie müssen meine Mutter sehen, aber ich schicke das Mädchen voraus, um die gute alte Dame vorzubereiten, damit die Ueberraschung sie nicht zu sehr aufregt," sagte Leon. Und in der That war der Empfang so herzlich, wie nur eine Mutter einen Sohn empfangen kann. Die Scene lockte Thränen in Marien's Augen. Alter, Verluste und Sorgen hatten die Frau sehr verändert, aber ihre Herzensgüte und Freundlichkeit hatte sie sich bewahrt.

„Ja," sagte sie, „Becker und Grützner — frühere Reisende des Hauses — sind Millionäre und wir sind arm geworden, so wechseln die Loose der Menschen in der Welt." Da sie, wie ich früher schon mittheilte, taub war, konnte unsere Unterhaltung keine sehr lebhafte sein und ich mußte für Manches meine Schreibtafel zu Hülfe nehmen, wenn ihr Schallhorn nicht hinreichte, mich verständlich zu machen. Mit ächt weiblicher Innigkeit sagte sie:

„Die gute Clara ist auch längst todt," wohl ahnend, daß sie damit eine zarte Saite meines Herzens berührte, und als einen gemüthlichen Scherz richtete sie an meine Frau die Frage: ob sie auch recht wisse, was für einen guten Mann sie habe? — Das Alles geschah in einer so liebenswürdigen, freundschaftlichen Weise, daß ich wohl sagen kann, es war eine der interessantesten Begegnungen auf meiner Reise. Noch im Hofe winkte sie uns vom Fenster herab mit ihrem weißen Tuche einen letzten Abschiedsgruß zu.

Ich verließ Paris nicht gerade enttäuscht, denn daß es mir nicht sein konnte was es mir früher war, wußte ich wohl; und daß es eines längeren Aufenthaltes bedürfe, um neue Bekanntschaften zu machen und mich heimisch zu fühlen, sagte ich mir vorher. Aber auch die ganze äußere Erscheinung, das Straßenleben, der Verkehr hatte nichts Imponirendes für mich, nachdem ich seit einem

Vierteljahrhundert das beispiellose Wachsthum New Yorks mit angesehen. Paris ist eben nur eine Binnen- und Fabrikstadt, während New York Fabrik- und Hafenstadt ist, und in lebhaftem Verkehr mit der ganzen Welt steht.

Nach Deutschland.

In der Einrichtung und Verwaltung der Eisenbahnen in Europa und den Ver. Staaten spricht sich ein charakteristischer Unterschied zwischen Monarchie und Republik aus. Hier die Gleichheit, dort der Classenunterschied. Aber schon hat sich die Geldaristokratie auch hier das Recht errungen in einem Palastwagen zu fahren. Hier scheidet das Geld, dort mehr Stand und Bildung, das ist der Unterschied im Unterschied.

Morgens früh verließen wir Paris in einem Coupé II. Classe, welche sehr comfortabel sind, waren Abends in Straßburg und nahmen den Nachtzug nach Frankfurt.

Da stand ich nun wieder auf dem Schauplatz meiner früheren Thätigkeit, aber ein Fremdling. Und nicht allein die Menschen waren mir fremd, auch äußerlich hatte die Stadt sich wesentlich verändert und vergrößert. Dinge, die wir entstehen sehen, fallen uns nicht in die Augen, aber wenn man lange in Amerika lebt und sich die alte Welt, wie sie uns immer vorkam, in ihrem greisenhaft langsamen Vorschritt denkt, ist man überrascht von dem vielen großartig Neuen, das uns entgegentritt. Die Welt steht eben nirgends still. Nicht minder finden wir die Menschen verändert, denn die Poesie des Lebens ist doch nur in der Jugend lebendig, und selbst unsere Erinnerung an jene glückliche Zeit verliert im Alter ihren rosigen Schein.

Nur Wenige waren noch am Leben von Denen, die mir in der Jugend nahe standen und meine Illusionen theilten, und ich glaube, Keiner von ihnen hatte sich, — was doch ein Recht des Alters ist, — jene Frische des Gemüthes erhalten, welche sich den Einflüssen der Zeit entzieht; sie hatten ruhigere Tage und Jahre verlebt als ich, aber in dieser Ruhe ist auch ihr Gemüthsleben so ziemlich eingeschlummert und hatte stereotypen Gewohnheiten Platz gemacht.

Die politischen Ereignisse hatten Deutschland theilweise eine neue Gestaltung gegeben, aber von einem politischen Leben ist meiner Beobachtung nichts entgegengetreten als ein ernster und drohender Zwiespalt zwischen Arbeit und Capital, also die sogenannte soziale Frage, welche mit dieser Leidenschaftlichkeit in Deutschland nie vorher aufgetreten war. Mit gesteigerten Bedürfnissen und kostspieligerem Leben, war der Erwerb des Geldes in den Vordergrund getreten und benahm den Errungenschaften auf dem politischen Gebiete theilweise ihren Nimbus und ihre Bedeutung. Es war eben doch noch nichts Rechtes für Deutschland gewonnen. Mir kam es oft vor, als hätte Deutschland eher einen Theil seiner Hoffnungen eingebüßt, als in Erfüllung gehen sehen; als hätte es einige schöne Illusionen abgestreift und sich mehr materialistischen Tendenzen zugewendet.

Trotz der herrschenden Unzufriedenheit fehlte es aber nicht an Festen, Ausflügen, schönen Genüssen aller Art, so daß ich sagen muß: das Leben war schön.

Ich darf nicht wie viele Andere, behaupten, daß ich nicht mehr in Deutschland leben möchte; im Gegentheil, es ist ein reiches Leben unter guten, lieben Menschen, ein Leben voll Wärme, Lebenslust und, wenn wir tiefer blicken, doch auch sehr ernstem Streben. Es liegt noch manche Wandlung für uns in der Zukunft Schooß, denn wir haben unsere nationale Größe noch lange nicht erreicht. Daß meine Beobachtungen, welche ich in der kurzen Zeit

meines Aufenthaltes zu machen Gelegenheit hatte, meine Hoffnung in dieser Richtung besonders stärkten, will ich nicht behaupten. Doch ich vertraue auf den Geist, welcher ungesehen aber unbeirrt zu großen Zielen die Wege bahnt.

Nichts suche ich mehr zu vermeiden, als ein zu einseitiges Urtheil zu fällen, in Fragen von hohem, allgemeinem Interesse, und höre deshalb gerne die Meinung Anderer über den gleichen Gegenstand.

So las ich kürzlich in einer hiesigen deutschen Zeitung einen dem Berliner Tageblatt entnommenen Artikel, aus der Feder eines Engländers, welcher in seiner Jugend drei Jahre auf deutschen Universitäten studirte, deutsch vollkommen geläufig spricht und ein großer Verehrer und Freund Deutschlands ist.

Nach Jahre langer Abwesenheit, da Berufspflichten ihn in seinem Vaterlande festhielten, kehrte er endlich einmal zurück, um durch eigne Anschauung sein Urtheil über Zustände, die ihm unklar geworden, zu berichtigen.

Wir waren also Beide in der gleichen Lage, es war daher interessant unsere Noten zu vergleichen; und ich finde mich veranlaßt, dieses, meinem Zweck entsprechende Material, theilweise hier zu benutzen.

Der Engländer lehnt es ab, die politischen Verhältnisse Deutschlands zu besprechen und wendet sich den „sozialen Gegenständen" zu, indem er sogleich die Flügel schwingt, um sich in der Atmosphäre der edlen Ideen von Herder, Göthe und Lessing zu wiegen. Er sagt:

„Ihr Herder, Ihr Göthe und Ihr Lessing, sie haben uns in so wahrhaft ätherische Regionen emporgehoben, daß es eine bittere Enttäuschung ist, dieselben im Laufe der Zeit nicht verwirklicht, ja unterschätzt zu sehen."

Es mag vielen Träumern so gehen; aber es ist nur eine Täuschung, denn Göthe und Lessing waren gar keine ätherische

Idealisten. — „Diese Geistesriesen," wie der Engländer sie nennt, hatten ja nicht die Absicht die Probleme des praktischen Daseins zu lösen, noch konnten sie, unter den herrschenden politischen Zuständen, sich diese Aufgabe stellen; sie konnten der Menschen Dasein und Selbstzweck nur beleuchten, der Eine mit gelegentlichen Streiflichtern; der Andere mit der Fackel der Wahrheit, mit welcher er Irrthum und Lüge bloßlegte. — Es war nur ein Same den sie ausstreuten; und ihre Ideen, wenn sie Lebenskraft besitzen, müssen doch, und werden aus dem Bereich der Theorien endlich ins wirkliche Leben übergehen."

Der Engländer spricht von einer Minderzahl welche diese Ideen bisher als ihr Privateigenthum betrachtete und damit coquettirte; er sagt:

„In Deutschland hält sich die gebildete Minderzahl in strenger, ich möchte sagen unpatriotischer Abgeschlossenheit, und deshalb kommt ihr hoher Standpunkte der Nation nicht zu Gute."

„Dies erklärt mir die befremdende Thatsache, welche schon so vielen meiner Landsleute räthselhaft war, daß Deutschland, obgleich es viel unterrichteter ist als wir und die Franzosen, im Ganzen dennoch weniger civilisirt scheint. Der Bruch ist weit und hat sich nach beiden Seiten hin erweitert und deshalb hat, wie mir däucht, die eine Partei jede Hoffnung verloren, ihn zu überbrücken, und die Aufgabe — falls sie dieselbe je unternommen — im Stiche gelassen". — Ich antworte darauf:

Wer den Zustand Deutschlands beurtheilen will, ohne dessen politische Entwickelung mit in Betracht zu ziehen, wie der Engländer dies thut, der ist ein Schwärmer oder kommt, da er ohne einen Hauptfactor rechnet, zu einer nur halben Lösung seiner Aufgabe.

Ist je ein Volk politisch mehr mißhandelt worden als das deutsche? — Es giebt wohl kaum ein demüthigenderes Beispiel aus dem Mittelalter, als Heinrich IV. im Büßerhemd, vor dem Papst

Gregor VII; kaum ein traurigeres der neuen Zeit, als der dreißigjährige Krieg, wo Deutschland der Tummelplatz war für Abenteurer und Eroberer; kein empörenderes als der Rheinbund verrätherischer Fürsten; nichts Verächtlicheres als die Mißachtung, welche Deutschland zu Theil wurde auf dem Wiener-Congreß; nichts Nachtheiligeres für die Nation, als ihre Zerstückelung unter der sogenannten heiligen Allianz; nichts Niederträchtigeres als der Mord der deutschen Freiheit durch die Carlsbader Beschlüsse. Erst Einheit und Freiheit! das ist die Ueberbrückung. Ohne diese beiden Bedingungen giebt es keine Atmosphäre für Deutschland, in welcher die großen Ideen unserer „Geistesriesen" Wurzel schlagen und Früchte tragen können für die ganze Nation, und nicht blos für eine Minderzahl, welche ihre Aufgabe „im Stiche läßt." —

Die Lösung dieser Aufgabe liegt nicht im Willen einer Minderzahl, sie ist das Werk des Zeitgeistes, der sich allmählig Bahn bricht.

Die wahre Weltgeschichte ist nicht die Geschichte der Eroberer und Herrscher, es ist die Culturgeschichte der Menschheit, und es geht ein Zug durch diese Geschichte, welcher als unumstößliches Gesetz sich darstellt, daß das Alte sich auslebt und Neues an dessen Stelle tritt.

Dieser Prozeß vollführt sich nur langsam, ja fast unmerklich, bis der Conflict der Meinungen in offenen Kampf ausbricht und zur endlichen Entscheidung führt.

Daß Deutschland einem solchen Entscheidungskampfe noch fern steht, ist meine Ueberzeugung, daß es aber einem solchen entgegengeht ist gewiß, denn die Lenker der Geschicke der Nationen huldigen immer noch dem Grundsatz, daß Gewalt vor Recht geht, und dieser Grundsatz verliert allmählig seinen Boden.

Meine Reise war lediglich der Erholung gewidmet und die kurze Zeit welche derselben zugemessen war, widmete ich einem

Aufenthalt im Taunus und einer Rheinreise. Von Politik hörte ich Niemand sprechen und nicht ein einziges Mal wurde eine Frage an mich gerichtet, über die Zustände in Amerika. Es will mir scheinen als fehle dem heutigen Volksleben die ernste Unterlage, eine gewisse Vorahnung großer Dinge, welche das Leben früher durchwehte, deren Anklänge bei Festen und Volksversammlungen ein Echo fanden und Bedeutung hatten; während jetzt, nachdem der Siegesrausch beruhigt, der Schwindel sich gelegt, eine allzugroße Ernüchterung eingetreten ist.

Man weiß jetzt, daß man mit all' den großen Thaten und Opfern an Menschenleben Nichts errungen hat. — Was soll Einheit ohne Freiheit? und wo ist Freiheit wenn die Gesetze alle auf Gewalt basirt sind, nicht auf die ewigen Menschenrechte, welche man mit Gewalt unterdrückt.

„Warum denn," frug ich einen jungen Mann, „wollt Ihr Alle nach Amerika, Ihr jungen Helden, welche die großen Schlachten schlugen um das herrliche Vaterland gegen Raub und Erniedrigung zu schützen? Warum denn diese Flucht der Jugend von dem Dienst für's Vaterland, der ja für Jeden eine Ehrensache und eine Lust sein sollte?" — „Und auch sein konnte" war seine Antwort! „Aber wo der Nationalstolz vermittelst Gewehrkolben, Degen, Fußtritten, Ohrfeigen oder noch schlimmerer Mißhandlungen, aus den Köpfen und Herzen der Jugend herausgetrieben wird, und ein Mann, mit noch etwas Ehrgefühl, jeden Augenblick Gefahr läuft, sein Leben gegen böse Buben einsetzen zu müssen oder einer tödlichen Selbstverachtung zu verfallen, da haben Männer keine Heimath."

„Ich gestehe," erwiderte ich, „daß mich Nichts mehr empörte und demüthigte, als wenn ich Nachrichten dieser Art in unseren amerikanischen Zeitungen zu Gesicht bekam. Ich bebte vor Zorn, als wär mir's selbst begegnet. Ja, ich ward wohl auch ungerecht gegen den Mißhandelten, und Alle welche einer solchen

Schandthat beiwohnten, und nannte sie Feiglinge, daß sie nicht, auf der Stelle, wo die Frevelthat begangen wurde, Rache nahmen, selbst um den Preis des Lebens. Ich weiß es wohl, es ist leichter darüber reden, als einen solchen Entschluß fassen. Es ist aber Sache der Nation und ihrer Vertreter, diesem empörenden Unfug ein Ende zu machen. Ist es nicht auch Majestätsbeleidigung? — oder geschieht es vielleicht im Dienste der Majestät gegen die entrechtete Nation?" „Wenn Sie so denken," sagte der junge Mann, „dann werden Sie auch einsehen, warum Tausende sich hinaus sehnen, um ihre Menschenwürde zu retten aus diesen jammervollen Zuständen ewiger Bevormundung und Knechtschaft; denn Polizei und Militär sind hier nicht Diener des Volkes, sie sind nur die Büttel und Vollstrecker einer Gewaltherrschaft." —

„Mein lieber, junger Freund, ich sehe es ein," antwortete ich, „aber es ist nicht das rechte Mittel, den unseligen Zuständen ein Ende zu machen. Hättet Ihr wohl die herrlichen Siege errungen, wenn Ihr dem Feinde entflohen wäret; wenn Ihr ihm den Rücken zugekehrt, anstatt ihm kühn die Stirne zu bieten? — Schafft die Lüge aus dem öffentlichen Leben, mit all' ihrem täuschenden Flitter; erringt Euch die Freiheit daheim, die Ihr in der Fremde sucht, denn auch in der Fremde herrscht die Lüge."

„Wir sind Alle die Opfer falscher Führer, die wir als große Männer mit offenem Munde anstaunen, während sie uns um unser Lebensglück beschwindeln."

„Habt Ihr den äußeren Feind bekämpft, warum nicht auch den inneren?"

„Macht Euch frei, dann seid Ihr frei! — und nur freie Menschen sind gute Menschen."

Man wird aus alledem, was ich hier über Deutschland sage, den Schluß ziehen, daß es mir Das nicht mehr war, was es mir früher gewesen, denn für mich war das heutige Leben und Treiben

all seiner früheren Poesie entkleidet, ein nackter, unerfreulicher Materialismus.

Wer mehr wollte, der konnte es wohl auch finden, aber dazu war mir weder Zeit noch Gelegenheit geboten. Man kann Zeit und Geist auch auf ganz unnütze Dinge verwenden und das geschieht in Deutschland jetzt in allzu ausgedehnter Weise.

Was von Zeit und Geist nicht die alltäglichen Berufspflichten in Anspruch nehmen, sondern der Fortbildung, der Erholung und dem Vergnügen gewidmet wird, geschieht sehr mangelhaft und ohne tieferen Sinn. Wenn ich die Sing- und Turnvereine ausnehme, und ihren wohlthätigen Einfluß auf das öffentliche Leben anerkenne, so bleibt mir wenig zu loben übrig, denn weder die Theater noch die Unterhaltungsliteratur sind, was sie für das Volk sein könnten und sein sollten. Diese beiden Hebel für Volksbildung, wo Herz und Geist der Masse gesunde Nahrung finden sollte, werden viel mehr mißbraucht als, ihrem großen Zwecke entsprechend, benutzt, indem man auf der Bühne im Drama und Lustspiel das Alltägliche und das Niedrigste mit einem gewissen Nimbus umgiebt, welcher der Sinnlichkeit, nicht aber der Sittlichkeit Vorschub leistet; und im Roman und der Novelle, welche in unzähligen von Exemplaren im Volke verbreitet werden, sieht und hört man Menschen eine Rolle spielen, welche in der That die Zeit nicht werth sind, die man zum Lesen verwendet.

Und wir haben ein ganzes Heer solcher unberufenen, aber nimmer rastenden Schöngeister, welche die Welt mit ihrem Gewässer überfluthen. Was verleitet denn dieses Heer von Zungendreschern, ihre Witzkörnchen immer aus Königen, Herzogen, Grafen und Baronen herauszuflegeln? — Was veranlaßt sie denn, ihre geschmacklosen Sentimentalitäten und Schwindeleien fast immer hochstehenden Damen in den Mund zu legen? — Ohne Fürsten und Baronessen kann kaum eine Novelle, noch weniger ein Roman von diesen Fabrikarbeitern der Verleger

zusammen geflickt werden, denn das ist ein Feld, auf welchem ihre Leser eben so wenig zu Hause sind, als sie selbst, und auf welchem der unsinnigste Klatsch am besten gedeiht.

Bin ich ungerecht? — wohl gegen Wenige, und deshalb muß ich auch Ausnahmen zugeben. Die Masse aber dieser Scribler, und darunter welche von Ruf, verdient Züchtigung und wäre ich ein Critiker von Beruf, ich würde es für meine Pflicht halten, sie mitsammt ihren Verlegern, an den Pranger zu stellen.

Wenn ich nun aus meinen Erfahrungen in der neuen und der alten Welt ein Resultat ziehen soll, so komme ich zu folgendem Schluß:

Das Grundprinzip der Regierung in Deutschland ist: Unterdrückung.

In Amerika: Freiheit.

Unterdrückung fordert zum Widerstand auf, und so ist es psychologisch erklärlich, daß trotz der unklaren, scheinbar apathischen Zustände, wie sie auf der Oberfläche des Volkslebens erscheinen, in Deutschland dennoch alle Denker, alle geistig strebsamen, alle wahrhaft gebildeten, nach Freiheit ringenden, sich selbst achtenden Menschen unbewußt einen Bund bilden gegen Gewalt und Unterdrückung, was jeder freien Aeußerung, jeder Anspielung auf eine größere, bessere Zukunft eine Bedeutung, einen Reiz verleiht, überhaupt einen Geist der Opposition wach erhält, den Verstand zu einer scharfen Critik herausfordert und zu einem endlichen Sieg der Freiheit führen muß.

In Amerika kennt die Masse eine solche Anregung nicht, vielmehr ist sie dem ungerathenen Sohn zu vergleichen, welcher sein Erbe vergeudet in dem Wahne befangen, daß es kein Ende nehmen kann.

Wir Europäer, und besonders wir Deutschen, sind deshalb durch unsere Erfahrungen in der alten Welt wohl geeignet und berufen, mit mehr Ernst und Tiefe in die hiesige Politik einzugreifen, da

wir den Werth der Freiheit höher schätzen und die Gefahr ihres Verlustes klarer sehen.

Die Republik der Vereinigten Staaten von Amerika ist, trotz ihrer Mängel, das Land der Freiheit und wir haben all unsere Energie und Intelligenz aufzubieten, um sie erhalten und veredlen zu helfen, denn ihr Untergang wäre ein unersetzlicher Verlust für die ganze Menschheit.

Rückkehr.

Nach einer 14tägigen glücklichen Fahrt landeten wir mit demselben Dampfer „Rhein," welcher uns hinaustrug, auch wieder in Hoboken, wo unsere Kinder uns freudig begrüßten.

Wenn man mich nun fragt, ob ich das Leben in Deutschland dem Leben in Amerika vorziehen würde, so kann ich darauf nur bedingungsweise antworten.

Wer die Absicht hegt ein anschauliches Leben zu führen und die Mittel dazu besitzt, dem bietet Deutschland unvergleichlich mehr Genuß, wer aber noch arbeiten muß um zu leben, der findet in Amerika reichere Quellen und reichlicheren Lohn, größere Aussicht auf Erfolg und darum auch mehr Befriedigung.

Die Deutschen in Amerika haben, meiner Ansicht nach, eine große Aufgabe zu erfüllen, wenn sie sich einmal davon überzeugen, daß ein engeres Anschließen und gemeinsames Vorgehen nothwendig ist, um ihren Einfluß auf das öffentliche Leben zur Geltung zu bringen und ich hege die Hoffnung, daß es dem vereinten Wirken so vieler tüchtiger, deutscher Männer, welche hier schon dieser Aufgabe ihre Aufmerksamkeit und Kräfte zuwenden, gelingt,

die Masse der Deutschen immer mehr in die Bahn zu lenken, welche wahrem Humanismus noch glänzende Siege verheißt und das Leben auch hier reicher und schöner gestalten wird.

Auf der Fahrt nach unserem lieben Daheim in Brooklyn, gemahnte uns das Gewirr und Gewoge von Wagen und Menschen daran, daß wir wieder in der Metropole der großen Republik angelangt waren; daß die schöne Ferienzeit vorüber sei und wir nun wieder die alten gewohnten Geleise zu wandeln haben, bis uns der Tod vom Schauplatz unserer Thätigkeit abruft.

Vier Jahre vergingen so wieder in der einförmigsten Weise, denn unser Lebenskampf war ja ausgekämpft, unser Lebensberuf lag geebnet vor uns, und wir hatten Ursache jeden Tag, welcher in ungestörter Regelmäßigkeit verging, zu den glücklichen zu zählen. Doch auch dieses Glück sollte nicht länger dauern.

Meine Marie begann zu kränkeln. Ein Schmerz im Unterleib benahm ihr Eßlust und Schlaf, und wir beschlossen die Hülfe einiger der besterfahrenen Aerzte in Anspruch zu nehmen, welche nach einer sorgfältigen Untersuchung zu dem Schluß kamen, daß nur eine Operation einen sehr nahen Tod verhüten könne. — Meine arme Frau litt unerträgliche Schmerzen und forderte, mit ihrer unter allen Lebensverhältnissen bewährten Entschlossenheit, Hülfe um jeden Preis. Mit heldenmüthiger Ruhe unterwarf sie sich einer Operation, bei welcher fünf der besten Aerzte zugegen waren.

Zwei Tage darauf, während ihre Hand in der meinen ruhte, und alle ihre noch lebenden Kinder ihr Lager umstanden, gab sie ohne Todeskampf ihren Geist auf.

Meine Augen ruhten mit der innigsten Sympathie auf ihrem schmerzerfüllten Antlitz. Ich sah, wie der Tod ihr als Retter erschien, und in demselben feierlichen Moment eine wunderbar verklärende Ruhe über ihre Züge hinzog, und denselben den Ausdruck eines süßen Friedens wiedergab.

Sie war eine treuliebende Gattin; eine aufopfernde Mutter, eine unermüdliche Pflegerin aller häuslichen Tugenden, eine muthige Frau!

Diese einfachen und wahren Worte tönen ihr nach als Grabgeläute; als ein Zeugniß ihrer Rechtschaffenheit und Herzensgüte.

Sie hat in bescheidenen Verhältnissen gelebt, geliebt und gelitten mit der moralischen Kraft und Hingebung, wie die größten ihres Geschlechts.

Die letzte Lebensaufgabe, welche noch für mich eine ernste Bedeutung hatte, habe ich hiermit erfüllt und nehme Abschied vom Leser, ja von der Welt, mit der Versicherung, daß dieses Werk entstand, nicht etwa um meine persönliche Eitelkeit zu befriedigen, sondern nur im Dienst der Wahrheit, denn

Die Wahrheit ist „Gott."